Neue Bilder

von

Herbert Eulenberg



Berlin

Bruno Cassirer, Verlag







Neue Bilder

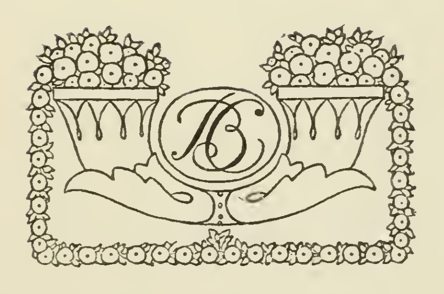


Neue Bilder

von

Herbert Eulenberg

Achtzehnte Auflage



Verlag von Bruno Cassirer
Berlin 1918





Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Seite





Vorspiel

Gern spiel' ich diesem neuen Bilderbuche
wie meinem ersten Versmusik voraus,
acht Takte nur, daß ich es gleich versuche!
Ihr Reime schwirrt heran in Saus und Braus,
und hinter noch geschlossnem Vorhangtuche
ergötzt ein hoffentlich besetztes Haus.
Nur seid recht rein! Denn dieses ist vonnöten.
Wie speist man gut bei Geigenklang und Flöten!

Ein andres ist's, die Speisen zu bereiten,
ein zweites, wie man sie geschickt serviert.
Man muß den Leser sanft ins Buch geleiten,
denn selbst der Klügste sieht sich gern hofiert.
Man lockt sehr leicht bis zu den letzten Seiten,
wenn man die Eingangspforte hübsch verziert.
Und Bücher lassen sich wie Blumen lieben
um ihren Duft, der lang zurückgeblieben.

So laßt euch still vor diese Bilder führen,
und seht sie gut euch an, sie werden Blut!
Ihr mögt voll Mitgefühl sie wohl berühren,
wie es der Steinmetz mit dem Marmor tut.
den Wurzeln ihres Wesens nachzuspüren
fehlt es an Geist viel seltner als an Mut,
und wenige können zu der Menschen Schwächen
dem Himmel gleich ein Ja und Amen sprechen.

Ich habe leider, dies ist schwer zu fassen,
den harten Satz zu oft als wahr erkannt,
daß Biographen ihre Helden hassen,
in deren Schatten sie sich matt gerannt,
und weit von ihrem Flug zurückgelassen,
zerpflücken sie ihr Bild mit kalter Hand.
Der größte Genius hat seine Grenzen,
die unsrer Ehrfurcht wert ins Ganze glänzen.

Nichts Größres als der Mensch läßt sich verehren,
wir leihen seine Züge ja selbst Gott,
und dieser Glaube läßt sich nicht entbehren,
wir würden allesamt uns denn zum Spott.
Dies eine soll man unsere Kinder lehren:
„Es ist der Mensch allein sich selber Gott."
So wird ihr schönes erdenfrohes Leben
im freien Dienst um edle Geister schweben.

Drum hab' ich diese Bilder ausgehauen,
daß man im Großen Kleines liebgewinnt.
Das ärmste Leben läßt sich würdig bauen,
wenn man nicht niedrig und nicht feig gesinnt.
Nicht Sonntags nur soll man zur Höhe schauen
und alles hassen, was uns leer zerrinnt.
Ich predige den Guten wie den Schlechten,
nur einer Sorte Menschen nicht, den Knechten.

So tretet ein beim Dröhnen meiner Bässe,
und laßt's euch wohl sein bei dem Leichenschmaus!

Nur äußerlich ist dieser Toten Blässe
liebt sie, und gleich sehn sie lebendig aus.
Sie zogen freilich längst durch schroffe Pässe
auf steilen Zickzackwegen still nach Haus.
Doch zwischen Tod und sobenanntem Leben
sehn wir in einem fort die Fäden weben.

Der Vorhang rauscht, stets muß ich dabei zittern,
und leise treten meine Toten vor,
aus Aschenurnen oder Grabesgittern.
Sie atmen, sprechen, seufzen uns ins Ohr,
und heben sich gleich ruhmumstrahlten Rittern
hoch aus dem unbeklagten grauen Chor.
Empfangt sie stehend und mit allen Ehren!
Der Geist kann nur im Geist sich neugebären.



Horaz

„Alme sol possis nihil urbe Roma
Visere maius!“
Aus seinem „Carmen saeculare“

Laß dich hervorzaubern aus dem Abgrund der Vergangenheit, laß deinen Staub und die Asche, zu der du verbrannt worden bist, wieder zum lebendigen Bilde zusammenblasen, guter, alter Horaz, der du wider Willen unser Kinderschreck geworden bist, wenn wir in Prima deine Oden und Epoden mit den Zähnen unsers Gehirns benagen mußten! Und zwar dergestalt, daß wir nach Jahrzehnten noch angsterfüllt von dir träumen können, wie jener alte Engländer, von dem Bulwer erzählt, daß er nicht in Pompeji bleiben wollte, weil er in der Nacht vor seinem Lehrer im Traum deine Verse nicht skandieren konnte und vor einer Wiederkunft dieses Gesichtes mehr als vor einem Ausbruch des Vesuvs erzitterte. Komm hervor aus deiner toten Zeit, du liebenswürdiger Sänger der Liebe und des Weins und der Römertugenden, der du zum Schulgespenst nach deinem Tode so wenig taugtest wie zeitlebens zum Hofmann und Schmeichler deines Kaisers Augustus!

Da bist du schon, und wandelst in deiner gelben Toga auf der heiligen Straße im Abendschatten der Tempel und Hallen, die stolz darauf, dort zu stehen, sich dicht auf dem Forum Romanum zusammendrängen. Ein kleines Männchen bist du, zwei Fuß von oben bis unten, wie du dich selbst, voller Lust, dich immer wahrheitsgetreu wiederzu-

spiegeln, spöttisch beschrieben hast. Und wenn zufällig ein Haufe der ungeschlachten Germanen, die des Kaisers Adoptivsöhne Drusus oder Tiberius als Gefangene nach Rom verschleppt haben, an dir vorübergetrieben wird, schaust du gegen sie wie ein daumengroßer Liliputaner aus: Mit deinem vom vielen Schreiben wie eine Harfe gekrümmten Rücken und deinen kurzen Beinchen, die ein nicht unbeträchtlich Bäuchelchen tragen müssen. Und wenn dich einer deiner späteren Kommentatoren so gesehen hätte, wie du da auf dem Forum lustwandeltest, mit deinen leicht entzündeten kleinen Triefäuglein zu den in der römischen Abendsonne glänzenden Tempelgiebeln aufschautest und als armer Neurasthenikus mit deinen Gesichtsmuskeln wahre Arenakämpfe vollführtest, er hätte sicherlich nicht so viel Mühe darauf verwandt, dich als moralisches Lebewesen zu rehabilitieren. Denn im Mittelalter galtest du im Gegensatz zu deinem Freund, dem heiligen Zauberer Vergil, ob deiner vielen Gedichte an viele Geliebte, als ein unglaublich unsittliches Individuum. Und ein frommer Klosterbruder, der auf Geheiß seines gelehrten Abtes anno 1300 zu seinem Entsetzen deine Gesänge abschreiben mußte, malte erlöst wie der heilige Antonius nach dem Besuch des Teufels aus Eigenem zum Schluß den Spruch hinzu: „Hier endigt das Werk des göttlichen Flaccus, des größten Trunkenboldes und Wüstlings, des genußsüchtigsten Schlemmers" und so weiter in ehrlicher Entrüstung.

Ach, so schlimm war es gar nicht um dich bestellt, armer menschlicher Flaccus, und wenn du auch zum

Schrecken der Philologen, die nicht umhin können, dreizehn Geliebte von dir festzustellen und zusammenzuzählen, noch mehr Amouren in deinem siebenundfünfzigjährigen Leben gehabt hättest! Ja selbst dein berühmtes Schlafzimmer und Spiegelkabinett, dessen pläsierliche Einrichtung schon Lessing, dein Retter, in Schutz genommen hat, war für die damalige Zeit etwas Selbstverständliches, und für alle Zeiten nichts Unsittliches. Du tatest, ein lebenslänglicher Junggeselle, niemandem wehe mit deinen Liebschaften, die deiner Poesei und deinem Naturell so notwendig waren, wie dem Karpfen das frische Wasser oder den Erdbeeren die Sonne. Und die hübschen, mundfesten freigelassenen griechischen Mädchen, die Partnerinnen deiner Leidenschaften, eine Chloe, Lydia und Lalage, alle die Plappertäschchen, Kosemündchen, Süßchen, Gräschen, Grünchen, Vergißmeinnichtchen und Mauseöhrchen, wie ihr verliebter Sänger sie mit Kosenamen nennt, bedürfen unserer sittenrichterlichen Einsprache und unseres Schutzes nicht. Sie konnten dich erhören oder verschmähen, wie sie wollten, und machten von dem letzteren Vorrecht, wie deine schönsten Oden klagend verraten, oft mehr Gebrauch.

Nein, man braucht dich nicht zu retten und zu reinigen vor der moralischen Menschheit, die nach dir gekommen ist, du Freund des Mäcenas! Du wußtest Maß zu halten, so gut wie einer der griechischen Philosophen, ein Epikur, ein Zeno und Aristipp, deren Lehren du allesamt als sorgenloser Student und Akademiker in Athen gleich Austern ausgeschlürft und eingenommen hattest. Du wußtest mit

griechischem Gewissen deinen Leib zu beherrschen und die Dinge dir, nicht dich den Dingen unterzuordnen, und schiedest nicht als ein hungriger, aber auch nicht als ein übersättigter Gast von dem Mahl des Lebens hinweg. Du hattest noch zu leben als eine Kunst gelernt, was Jahrhunderte nach dir in Völlerei und Maßlosigkeit oder im Fasten und Beten und Vorbereiten auf den Himmel vergessen hatten.

Darum lebtest du sicher in dem seiner Auflösung entgegengehenden römischen Reich wie als Kind im Wald von Venusia, in dem du dich einst verirrt und übernachtet hattest, ohne daß Bären oder Schlangen dich in deinem Schlaf und deiner Unschuld aufgefressen. Als Landkind geboren, war es dir viel lieber, wenn du dich und deine reizbaren Nerven wieder auf dem Landgut geborgen hattest, das deines Mäcenas Freundschaft dir verarmtem Manne, ohne einen einzigen Vers dafür zu verlangen, gespendet. Es lag in einem schattigen Tal, durchströmt von einem reißenden frischen Bach, und ein kleiner Eichenwald gehörte dazu und Viehweiden und fünf Bauernkotten. Und alles war, wie du es dir wünschtest. Dort trugst du deine alten römischen Togen auf und die durchgelaufenen Sandalen. Hobst die Birnen und Äpfel aus dem Gras, die der Wind in der Nacht heruntergestoßen hatte. Zähltest die Eier, die die Hühner und Enten gelegt, und die Rosen, die aufgeblüht, und die Stecklinge, die nicht angegangen waren. Und tunktest deine Nase wie ein Kranich in eine Kalla und trankst den Duft daraus, oder legtest dich

ins Grüne neben den schwarzen Taxushecken und überließest, die heißesten Stunden verschnarchend, die Welt ruhig dem Augustus. Am Abend sahst du den letzten Bienen zu, die im Schatten müde über die Levkojen huschten und ihren Korb suchten, oder lauschtest dem Singsang deiner Sklaven, die in der Mühle die Oliven zerstießen oder mit bloßen Füßen im Herbst die Trauben zertraten, daß ihnen der rote Most bis an die Knie spritzte.

Du warst selber weder ein Trinker noch ein Schlemmer und nahmst von Iden zu Iden oft das gleiche zu dir: Erbsen, Küchenlauch oder anderes frisches Gemüse und ein Stück Zicklein- oder Schöpsenbraten, eine siebenmal durchsiebte feine Mehlspeise hinterdrein geschickt, und mit zwei Bechern billigen Landweins bespült: das war dein gewohntes Mahl jahraus, jahrein. Das aßt du voll Zufriedenheit, *καθ' ἡδονὴν*, wie die Griechlein sagten, in dich hinein, und kautest, daß dir die Stirne wackelte, und beneidetest dabei nicht den dummen Rufillus um seine Muränen noch den asthmatischen Persius um seine Fasanen und Stopfgänse. Du warst ein guter Haushälter und milder Herr und ließt dir an einem römisch republikanischen Feiertag von einem deiner Sklaven, dem treuen Davus, selbst einmal die Wahrheit sagen und lachtest darüber, wie du in dessen Kopf dich ausmaltest, als hättest du in einen Vexierspiegel geschaut. Alle Abende aber nach den faunisch fröhlichen Tagen deines bukolischen Lebens griffeltest du auf, was dir der Tag zugetragen. Und dichtetest nach dem Versmaß der griechischen Lyriker,

deiner Meister, als erster in Italien jambische Oden, und ließt die schwere römische Sprache durch zierliche Ringe springen. Oder du diktiertest mit dem Rücken auf einem Polster wie beim Triclinium liegend, alle Gedanken von deinem Peristyl nach Rom aussendend, einem gelehrten Sklaven eine echte latinische Satire auf die Papyrusrolle, in der du den lachenden Sittenrichter deiner Zeit spieltest. Denn noch herrschte kein wahnsinniger Cäsar über Rom, und du brauchtest noch nicht wie Juvenal Schwefel und Pech und Rache über das Forum herabzuwünschen. Oft aber sah man dich auch schon in der dunklen Frühe, die Toga unordentlich übergeworfen, aus deinem Schlafgemach in das Atrium hasten, wo vor deinen Hausgöttern nachts über die ewige Ampel brannte. Und du entzündetest ein Kienholz, trugst es in deine Schlafkammer zurück und stecktest deine Öllampe an. Dann nahmst du deine Verse vor und zupftest und striegeltest wie an einem struppigen Gaul an ihnen herum. Denn du gehörtest zu den gewissenhaften Selbstbeschauern unter den Poeten und formuliertest deine ars poetica, und brütetest neun Jahre über deinen Gedichten, ehe du sie von dir fortlaufen ließt. Und es konnte vorkommen, daß dir angstschweißbedeckt im Schlaf oder Traum eine falsche Cäsur oder ein vergessener häßlicher Hiatus wie ein hartes Stück unverdauten Ziegenkäses aufstieß.

Im Winter, wenn der zackige Rücken des Soracte vom Schnee bedeckt wie weißer Marmor gegen den Horizont glänzte, litt es dich nicht mehr auf deinem harten, kalten

Landgut in den Sabinerbergen. Dann zogst du aus deiner Pastorale mit geringen Habseligkeiten, die zwei Maultiere bequem tragen konnten, in die ewige Stadt hinunter. Dort wohntest du in irgendeiner hohen Mietskaserne oder insula auf zwei Stuben wie ein kleiner Rentner ein paar Monde lang. Spaziertest vormittags auf das Forum, auf dessen grünen Trümmern heute deutsche oder englische oder amerikanische Touristen grasen, und fischtest von den römischen Quiriten, die immer truppweise, wie jetzt noch, gleich Verschworenen zusammenstanden, ein paar Neuigkeiten auf, die du schon vorgestern im Palast des Mäcenas als unrichtig verspotten gehört hattest. War der Schatten der Sonne auf der großen Uhr am Kapitol ein wenig gesunken, so schlendertest du in irgendein Schwitzbad, und ließt dir dein Bäuchlein und deinen Rücken klopfen und reiben wie ein Stück Schmorbraten. Und hörtest dich dabei krümmend zu, wie einer deiner Gegner und Tadler, ein Pantilius oder Tigellius, statt sich vor Scham über sein eigenes Gestümper an der kalten Brause aufzuhängen, einem Kreis nichtsahnender schwimmender Römer laut wie ein Rabe seine neuesten Liebeslieder vordeklamierte. Oder du gingst, solche Schandtaten vorausahnend, in irgendeines der runden oder halbrunden Theater, von deren verfallenen, überwucherten Marmorbänken und Bühnen heute das Gras abgesichelt wird. Und sahst dir dort eine atellanische Posse an, wo im lateinischen Bauerndialekt lustige Stücke vielfach aus dem Stegreif gespielt wurden, antike Nestroy-

aden, in denen der Hanswurst mit dem bausbäckigen Einfaltspinsel oder dem buckligen gefräßigen Philosophen aneinander geriet, bis irgend ein polternder oder begaunerter Alter mit dem Knüttel dazwischen schlug.

Am liebsten aber gingst du gleich, ohne dich von irgend einem Schwätzer an einer Straßenecke aufhalten zu lassen, in den Palast des Mäcenas auf dem stillen Hügel des Esquilin. Dort zwischen Mosaiken und Statuen, ewigfließenden Brunnen und Büchern war dir am wohlsten. Und abends, um die Stunde, da heute von den unzähligen Kirchen Roms eintönig der Angelus über die Stadt gehämmert wird, fühltest du dich im Strahl der scheidenden Sonne, von den Freunden Varius und Vergil umgeben, im Schutz deines mächtigen aus etrurischem Königsstamm entsprossenen Herrn oben in seinem Palais wie in Attika. Die freie musische Luft, die den Mäcen umwehte, war dir dreimal süßer und angenehmer als der kalte Hauch, der den spöttischen Kaiser auf seinem Palatin zwischen Prätorianern wie einen Gott umstrich. Bei deinem Mäcen verlerntest du bald das Stottern und Verlegensein. Er war ein homo novus und ein Fremdling in Rom gleich dir, der du bloß der Sohn eines wackern Freigelassenen und Gerichtsvollziehers aus Apulien warst. Und dein Mäcen liebte die Kunst wirklich mit allen seinen Eingeweiden, während sie dem Augustus mehr gleich Ludwig dem XIV. von Frankreich eine dankbare prunkvolle Dekoration seiner glanzvollen Regierung bedeutete.

Darum miedest du, unpathetischer Sänger, die Nähe

des Palatins und des Monarchen, der am liebsten griechisch witzelte wie Friedrich der Große französisch, und ließt dich nicht zum Hofdichter, ja nicht einmal zum Hofbeamten machen. Und dabei hast du — und das hebt dich über alle deine andern Mitpoeten! — Roms Größe und Bedeutung gefühlt wie keiner. Dir war Rom und seine Geschichte viel mehr als dem Vergil, dessen Heldengedicht vom Äneas, das er gleich unsern heutigen Hofpoeten auf Kommando ausgeführt hatte, mehr der Majestät des Kaisers als der des römischen Volkes gegolten hat. Du warst ein echter alter Römer und Republikaner. Du hattest mit Brutus, dem Tyrannenmörder, bei Philippi um Roms Freiheit mitgekämpft, ehe du in der allgemeinen Flucht deinen Schild wegwarfst und das Hasenpanier ergriffst und dachtest: „Lieber Sklav' als tot!"

Aber dem unsterblichen Patrioten in dir ward oft bange vor der immer mehr wachsenden Majestät des Imperators, und der immer mehr schwindenden Bedeutung des Volkes von Rom. Du fühltest dich fremd unter diesen Knechten, die um das Kapitol der einstigen Quiriten heranwuchsen. Nur dein Mäcenas gab dir noch Beispiel und Mut zum Dasein, er, gegen den alle späteren, die seinen Namen als schönsten Menschentitel beanspruchten, nur Stümper in der Großmut waren, er, der noch in seinem Testament an den Kaiser schrieb:

„Des Horatius Flaccus sei wie meiner selbst eingedenk!"

Darum siechtest du ohne diesen deinen Schutzherrn und Freund dahin wie eine Blume im Schatten und folgtest

ihm zwei Monde später in das Reich des Schweigens. Auf dem esquilinischen Hügel wurdest du verbrannt und neben der Urne deines großen Gönners beigesetzt. Der Kaiser aber ließ während der Trauerfeier dein carmen saeculare, dies herrliche Loblied auf Rom, das einzige festliche Gedicht, daß er dir abgerungen hatte, in allen Tempeln anstimmen. Und er schaute von seinem palatinischen Palast dem Rauch deines Leibes nach, der düster über das Forum hinwegzog, und dachte deiner Verse dabei:

„Aufgerichtet hab' ich ein Werk,
dauernder als Erz und höher als Paläste und Pyramiden.
Ewig wächst noch mein Ruhm, solange der Oberpriester
mit der schweigsamen Jungfrau, der edlen Vestalin,
opfernd emporsteigt zum Kapitol und zum höchsten der Götter!"

Und er ahnte nicht, daß du, während alles dieses, Menschliches wie Göttliches, zertrümmert und verstaubt war, dereinst noch von den größten Feldherren späterer Jahrhunderte, von Friedrich dem Großen und von Napoleon, mit in ihre Kriege genommen wurdest, als liebster Gefährte!

Jehuda Halevi

Nur wenige, die den großen, durch ein ehrwürdiges Alter geheiligten Namen Jehuda Halevi kennen, vermögen sich den Menschen und die Zeit und Kunst dabei zu denken, die hinter diesem Namen wie unter einer unverständlichen hebräischen Grabplatte, vergessen und unleserlich geworden, schlummert. Und es ergeht den meisten, wie Heines kleiner unbedeutender Frau und Freundin, die, als er ihr sein tragikomisches Heldengedicht auf den großen jüdischen Dichternamen aus seiner Romanzensammlung vorlas, von der arabisch-altspanischen jüdischen Literatur so wenig verstand wie von dem Vers: „Lecho daudi likras kallo". Denen mag es, sofern ihnen nicht die geliebte Gegenwart über alles geht, erwünscht sein, einmal den Mann Jehuda Halevi aus seiner Umgebung und Umlebung auf uns zukommen zu sehen.

Man muß sich ins zwölfte Jahrhundert denken und in das Spanien des Cid, der für die kastilische Krone gegen die Araber und die Herrschaft der Omajaden kämpfte und wütete wie Gottfried von Bouillon wider die ungläubigen Seldschuken, die in Jerusalem ein türkisch Regiment führten. Vom Hintergrunde dieser Zeit hebt sich das Bild Jehuda Halevis ab, der in dem gleichen Jahre in Toledo an der Brust einer jüdischen Mutter zum Leben erwachte, als der Cid stolz wie Blücher nach vierjähriger Belagerung an der Spitze seiner Ritter und Reisigen, das sanfte Kreuz in der Linken, das bluttriefende

Schwert in der Rechten in die abgeblühte Stadt einzog. Vor dem Angesicht dieser im Herzen Spaniens gelegenen einstigen Hauptstadt Kastiliens, die heute zwischen öden Granitbergen wie das verfallene Skelett einer weiland gewaltigen Stadt bleicht und modert, spielt sich die Jugend und das Leben Jehudas ab. Hier hat er in der Synagogenschule das Gesetz und den Talmud mit Mischna und Gemara gelernt, so daß er neu-hebräisch und aramäisch so gut wie arabisch spricht und beim Erwachen morgens oft nicht weiß, in welcher der beiden Sprachen ihm geträumt hat. Hier hat er die medizinische Wissenschaft studiert, das Hauptgewerbe, das die Juden damals in Spanien ausübten, wenn sie nicht Finanzverwalter, Almojarifen, werden wollten. Und dafür paßte Halevi so schlecht, daß der wildeste Antisemit angesichts seiner an der heutigen Volksweisheit irre geworden wäre, daß der Geldsinn die Haupteigenschaft der Juden sei. Hier in dem Toledo des zwölften Jahrhunderts weilt er auch an dem heutigen Abend, an dem wir ihn besuchen wollen.

Unten in zwei Kammern in einem Hause an einer der steilen Gassen des spanischen Roms wohnt er als Junggeselle, von einem verhuzzelten alten arabischen Weib bedient und betraut, das mit ihren mehr als hundert Jahren wie das beste Geschäftsschild ihres Herrn wirkt. Der wohnt im Erdgeschoß, allen Kranken wohlbekannt, die sich freuen, keine kalten harten Treppen zu ihm heraufhumpeln und -ächzen zu müssen. Die Hauptkammer liegt nach hinten dem Hof zu, dessen kleiner Springbrunnen

von dem größeren Lärm des Tajo übertönt wird, den man draußen über das steinerne Geröll seines Flußbettes rauschen hört. Dort hockt Halevi auf einem niedrigen geschnitzten schwarzen Taburett und untersucht im dünnen Licht, das durch die bunten maurischen Hufeisenbögenfenster hereindringt, den Harn, den ihm ein armer verwachsener Krüppel aus la Mancha gebracht hat, der gerne wissen möchte, ob er leber- oder nierenleidend ist oder beides zusammen. Einige Flaschen und Kolbengläser mit roten und grünen Tinkturen stehen neben drei Stößen von gelehrten dicken alchimistischen Büchern auf dem Ebenholztisch nebenan, der sich in der Dämmerung matt auf den hellbunten mit Arabesken durchzogenen Fliesen des Fußbodens spiegelt. Ein weicher farbiger Glanz, wie wenn Petroleum oder Öl über dem Wasser schwimmt, leuchtet von diesen glasierten Azulejosfließen in den Raum.

Wir können unbekümmert zu Halevi hereintreten. Denn um diese Abendstunde empfängt er gewöhnlich Besuch von irgendeinem aus der Gemeinde, der mit Sorgen des Leibes oder der Seele, was für den Arzt das gleiche ist, zu ihm kommt. Heute ist es sein langjähriger Freund, der Almojarife und Obersteuerwächter von Kastilien Isaak Ibn Jechiel, der mit uns, aufgeregt wie ein gescheuchtes Huhn mit den Armen um sich schlagend, in die halbdunkle Kammer Halevis flattert. Und wir können recht gut in eine der neun finstern Ecken der Stube gedrückt dem Gespräch der beiden Freunde zuhören, das freilich in den gurgelnden fetten schnarchenden Gutturaltönen des

Aramäischen geführt wird und durch eine Übertragung in unser hartes Deutsch viel von seiner Eigenheit und seinem Schmalz und Schmelz verliert.

„Bruderleben! Freund! Gefährte! Vetter!" so sprudelt Jechiel wie draußen der Springbrunnen im viereckigen Hofe über. „So ist es wahr, du willst uns wirklich verlassen, mich, deine Brüder und Schwestern und deine ganze Sippschaft in Toledo? Bist du meschugge, wer heißt dich herauslaufen aus deiner Verwandtschaft und Freundschaft? Über fünfzig Jahre lebst du am Platze hier und hast dir ein Bett zurechtgemacht wie Joseph in Ägypten, als der Pharao ihn erhöht hatte. Geachtet bist du als einer der besten Ärzte, und bis Cordoba horchen alle Kranken voller Hoffnung auf, wenn dein Name fällt, wie wir bei dem Worte Messias."

Ernst und ruhig wendet Jehuda sein bleiches Gesicht, das sein langer weißer Bart schier verdoppelt, dem aufgeregten Freunde zu. Seine Hände falten sich, alle irdische Quacksalberei vergessend, und er steht auf wie zum Gebet. „Isaak Ibn Jechiel!" beginnt er, „wußtet ihr nicht, daß mein Herz immer nach Jerusalem stand und zeigte, wie jene Magnetnadel auf dem Tisch dort ewig nach Norden weist? Ich habe mich mit der Eitelkeit der Heilkunde beschäftigt in den Stunden des Tages wie der Nacht, obgleich ich nicht zu heilen vermag. Die Stadt, in der ich lebe, ist groß, und ihre Bewohner sind Riesen gegen mich und harte Herren. Ich kann sie nicht anders beschwichtigen, denn indem ich meine Tage mit der Heilung

ihrer Krankheiten vergeude. Ich heile Babel, aber es bleibt immer siech. Darum flehe ich zu Gott wie Hiob, daß er mir endlich die Erlösung sende und mir die Freiheit gewähre, meine Ruhe zu genießen, und mich zum Ort des lebendigen Wissens und zur Urquelle, von der alle unsere Weisheit herströmt, zurückbringe."

„Wie redest du, Jehuda!" unterbricht ihn der ungeduldige Freund und Finanzmann. „Sprichst du nicht von Jerusalem, als stände noch Davids Burg und Salomos Tempel in Zion auf dem Berge Morija mit Hallen und ehernen Säulen und Gitterwerk und den zween goldenen Cherubim? Sind nicht die ehernen Säulen zerbrochen worden und die Gestühle und das eherne Meer, das am Hause des Herrn war? Ist nicht das Gitterwerk und die heiligen Pfannen und Becken, was gülden und silbern war, umgeschmolzen und ausgemünzt worden in Babel und Rom? Und weiden nicht heute die Schweine um die Trümmer des Tempels und hausen nicht die Türken, noch schmutziger als jene Tiere, in seinem spärlichen Schatten? Sieh doch aus dir heraus! Was schiert dich unsere Vergangenheit außer am Sabbat und unsern Festtagen? Hier in Toledo, der Stadt, ist Neu-Jerusalem. Hier sind schon Brüder von uns hergeflüchtet, als noch Nebukadnezar und der große Artaxerxes, deren Kopf auf keiner Münze mehr gilt, Herren über die Heiden waren. Du magst dich ruhig weitersehnen nach Jerusalem und nach der Zeit der Könige und Propheten, und deine Zioniden, deine dreihundert Gesänge von Zion und seiner Herrlich-

keit, singen. Wir werden dir alle lauschen so freudig wie unsere Väter dem Triumphlied der Deborah, das die Seherin anstimmte nach dem Siege über die Kanaaniter."

Und wie entzündet von dieser großen Erinnerung seines Volkes, fängt Jechiel an, die schönste Zionide des Freundes laut herzusagen:

„O Stadt der Welt, du, schön in hohem Prangen,
Aus fernem Westen sieh mich nach dir bangen,
mit Adlerschwingen möcht' ich zu dir eilen
und deinen Staub mit meinen feuchten Wangen
benetzen, ach! ich muß im Westen weilen.
Zion! Der schönsten Schönheit höchster Schimmer,
der Liebe Seligkeit bewahrst du immer
im Herzen deiner Treun. In Ewigkeit
bleibt ihre Huldigung dir stets geweiht.
Wir weinen deinem Sturze heiße Tränen
in ferner Haft, und dir gilt unser Sehnen!
Wenn sich das Knie vor Gott in Demut beugt,
nach deinen Toren ist das Haupt geneigt.
Zerstoben und zerstreut, auf Bergen, Talen,
wir denken dein in Wonnen und in Qualen
bis zu dem Tag, da du dich neu belebst
und aus dem Schutt dein strahlend Haupt erhebst."

Ein Zittern um das andere überrieselt die kleine Gestalt Jehudas mit dem großen edlen Kopf beim Anhören dieser seiner eigenen Verse. Zornglühend fährt er den von der Dichtung ergriffenen Freund an: „Und du vermeinst, ich sei einer von den Schwächlingen, die nachts bei dem

Wachslicht ihre Seele nach Zion senden und tagsüber sich in Castiliens Joch nichts anmerken lassen wie Zugvieh, das hier geboren ist, einer von den Elenden, die anders dichten wie sie leben wollen? Glaubst du, ich hätte mein Genüge damit, schön in Versen zu seufzen und mein Herz vor euch allen ins Maul zu nehmen, wenn es mich nicht Tag für Tag gelüstet hätte, meine Sehnsucht zu erfüllen und die Stadt zu sehen, die ich besungen habe? Was scheeren mich meine alten Gedichte vor dem Leben, das vor mir liegt! Wer weiß, ob sie gut geraten sind mit ihrem Versmaß und ihren Reimen, Plundergeschirr, das wir den Mauren entliehen haben, und das ehemals kein Prophet noch Psalmist unserer herrlichsten Sprache angelegt hat!"

Jechiel schnitt bei dieser Geringeinschätzung des Freundes ein Gesicht, als hätte jemand den Wert des Goldes anzuzweifeln gewagt. Aber unbekümmert darum fuhr Jehuda fort in der Dämmerung zu sprechen: „Laß die Dichterlinge weiter hier im Westen die Sprache des Jesaja zu niedlichen Verschen benutzen. Gabirol und Ibn-Esra, die großen Sänger vor mir, sind tot.

Des Sanges Quell ist Schlamm und Sumpf geworden,
daran mag meine Seele sich nicht laben.
Wie soll der Leu noch Lust an Pfaden haben,
darauf sich tummeln niederer Tiere Horden.

Nein! Was für ein kleines Wesen wäre ich, wenn ich nur ein Dichter wäre, wenn ich mich nur sehnen und singen könnte wie ein Vogel und nicht wie ein Mensch! Ich habe mir kein Nest gebaut und keine Brut aufgezogen

die mich tröste über das Alter, weil ich in der Fremde, im Exil nicht heimisch werden wollte und nicht Wurzel schlagen mochte außerhalb des Heiligen Landes. Drum kann ich hier von dannen ziehen im Alter mit weißen Haaren, ohne einen zu hinterlassen, der ein Anrecht auf mich hätte."

„Außer uns allen!" warf Jechiel, der Freund, mit einem Seufzer ein. Und dann schilderte er, als ob sich ein solch seltener Mensch wie Jehuda durch irdische Mühseligkeiten hätte bestimmen lassen können, die Gefahren der langen See- und Landreise für ihn und seinen alten, nicht mehr starken Körper. Sprach von der engen Bretterwelt der Schiffskajüte, von Stürmen, von der Wüste, von Betrügern und Wirten, von Heiden und Christen und Räubern. Und erinnert den Freund an das wohlbekannte Schicksal seines poetischen Vorgängers in der neuhebräisch-arabischen Dichtkunst, des Mose Ibn-Esra. Den hatte die unglückliche fleischliche Liebe zu seiner Nichte, die seinem jüngeren Bruder zuteil wurde, in die Fremde getrieben, wo ihn die Tataren und Türken ergriffen und fast mehr noch als seine Liebe gequält hatten, daß er später heimgekehrt von sich dichten durfte:

Zur Fremde zog ich aus, froh mich zu weiden,
da ließ das Leben mich verwundet bluten.
Ich suchte Trost und Ruh, da ließ der Leiden
zum Rand gefüllter Kelch mich überfluten.

„Was willst du?" erwiderte Jehuda auf alle schrecklichen und traurigen Vorstellungen des Freundes. „Ein jeder trifft den Tod, der ihm vorbestimmt ist von Gott,

am Ende seines Lebens. Gabirol, der vor mir Euch vorsang in der großen Synagoge des Daseins, wurde erschlagen um Neid von einem maurischen Dichter. Aber der Feigenbaum, darunter der Mörder ihn verscharrt hatte, trieb blutrote Früchte, daß das Volk stutzig wurde und die Schandtat entdeckte und den Schelmen an dem gleichen Baume erhängte, der ihn verraten hatte. Und sterbe ich im Osten in der Fremde, so sterbe ich Jerusalem doch näher als hier, wo meine Heimat nicht ist, und wo ich lebe, ein hebräischer Mann auf bunten arabischen Fliesen. Als Kind schon habe ich mich hier mit dem Herzen eines Achtzigjährigen einsam und traurig gefühlt wie Moses am Nil und mich von hier fortgehärmt gleich einem Vogel, der im Käfig im Norden überwintern muß. Was sind die Drangsale der Reise für mich! Mußte unser Volk nicht jahrelang durch die Wüste und die Dürre irren, ehe es in das Land kam, das ihm Gott verheißen hatte? Er wird mir voranziehen, der Unbegreifliche, in einer Wolkensäule des Tages und in einer Feuersäule des Nachts und mich behüten auf allen meinen Wegen.

Siehst du, mein Freund, soll ich mich um meiner Habe und meines Wohlbehagens willen beschämen lassen von den Christen, die, ein Kreuz auf ihrem Gewande, ausgezogen sind, das Grab dessen von uns, den sie als Gott verehren, zu erobern, und die heute über Zion herrschen und sich in ihrem Frevel gleich David Könige von Jerusalem heißen. Bis hierher klang ihr Schrei: „Gott will es!“, als sie auszogen wider die Mohammedaner, und

hat mich erweckt aus meinem bisherigen Leben, in welchem ich nur den Menschen gedient habe. Glaubst du nicht, daß es mich unwiderstehlich hinziehen muß zu jener Stätte, wo meiner Verehrung nicht nur wie ihrer ein heiliges Grab, nein Tausende heilige Gräber harren: Dort, wo am Hebron die Erzväter ruhen und auf dem Berge Moses und Aaron, das Brüderpaar, und wo auf dem Hügel der Tempel stand und die Lade und der Vorhang hing mit den Cherubim?

Wie könnt ihr sagen, daß ich unser Volk verlasse, wo ich hingehe, es wiederzufinden! Ich glaube an Israel wie keiner von euch. Denn Israel ist in der Welt wie das Herz im Menschen. Wie dieses an allen Teilen des Körpers Anteil hat, so wird Juda von jedem Mißgeschick, das von den Völkern ausgeht, am unbarmherzigsten getroffen. Und die Geschlechter der Erde können von ihm sprechen: „Es trägt unsere Krankheit, und unsere Schmerzen sind ihm aufgeladen."

Es wird einmal auferstehen und sich sammeln wie zerstreute Gebeine, die auf des Propheten Wort sich aneinanderfügten und neu zu leben begannen. Aber das wird nicht hier sein noch irgendwo anders, es sei denn im Lande unserer Väter und an den Ufern des Jordan, zu denen ich als zu meiner Heimat zurückkehre.

Denn nirgendwo sonst ist Israel sicher vor dem Haß und der Verachtung seiner Feinde. Auch hier nicht, auf der iberischen Halbinsel, wo ihr glaubt, wie in Abrahams Schoß zu liegen, weil ihr mit dem höchsten Adel ver-

vettert und verschwägert seid und alles außer „König“ werden könnt. Es wird euch nichts helfen, nun man die Mauren verjagt und das Kreuz über den Halbmond gesiegt hat, und Israels schönste Nachblüte hier dahin ist. Eine Bestie wird kommen, ein Untier mit einer harten Schale aus Eisen und einem Gebiß gleich dem Elefanten und wird euch torquieren. Sein pfeifender Atem tötet schneller als der giftigste Basilisk. Flammen entströmen seinem Munde und seinen Augen. Von euren Leibern wird es sich nähren, und Spanien wird die Hölle für die Juden heißen auf Jahrhunderte.“

Also weissagte damals Jehuda Halevi, von Gott erweckt, ehe er hinausfuhr aus Toledo und sich und seine Seele nach dem für ihn in Wahrheit „heiligen Lande“ einschiffte. Und wie er verkündet hatte, geschah es kaum 300 Jahre nach diesem Tage: Die Kreuzzüge, die mit Christus und seiner Lehre nicht das geringste zu tun gehabt haben, hatten in allen Ländern eine sinnlose Wut gegen die Juden als Heilandsmörder angezündet. Was von dieser besessenen Zeit in Spanien unversehrt geblieben war, das vernichtete die Inquisition, die die ungetauften Knochen in den Gräbern nicht verschonte und wie eine Hyäne in dem Lande hauste. An einem Tage, am 2. August 1492, mußten mehr als 300000 Juden Spanien unter den unwürdigsten Bedingungen arm und beraubt verlassen, an einem Tag, an dem Spanien auf immer Landestrauer anlegen sollte. Denn mit dem Verlust der Juden als des damaligen Mittelstandes begann seine na-

tionale Verwesung. Die Frauen und Kinder der Ausziehenden sangen auf Befehl der Rabbinen und vollführten mit Pfeifen und Trommeln eine rauschende betäubende Musik, um der schwarzen, dahinwallenden Menge den Abschied leichter und den nagenden Schmerz vergessen zu machen. Die Ältesten in ihren Gebetsmänteln schritten voran. Die Männer machten den Schluß. Sie trugen die schweren übermoosten Leichensteine ihrer verstorbenen Angehörigen auf ihrem Rücken. Sie hatten sie aus der Erde ausgegraben, damit sie nicht geschändet werden sollten, und schleppten sie mit sich ins Unbekannte als letztes tragisches Angedenken.

Jehuda Halevi, der erste Zionist, war seinem Volke auf einem Wege vorangeschritten, auf dem es ihm nicht gefolgt ist. Freilich Jerusalem, das damals christlich gewordene, vertrieb ihn, den doppelt irrenden Juden, mit Hohn und Gelächter aus seinen verfallenen Mauern. Und wie ein rechtloser Fremdling zog er kreuz und quer nun durch sein Land, sein Heimatland, die allerrührendste Figur, die es in der Tragödie Israel gibt. Irgendein türkischer Reiter soll ihn, plump wie der Zufall, überritten haben, als er vor den Toren einer Stadt im Morgenlande saß und diese letzten Verse in den Sand schrieb:

Ich kann nicht länger warten.
Hol' mich in deinen Garten,
Herr, nimm mich von hier fort!
Ich hab' zu viel gelitten,
was kann der noch erbitten,
der bis ins Herz verdorrt.

Zwei Kanzelredner

(Abraham a Santa Clara und Jobst Sackmann)

Die Geschichte der Beredsamkeit in Deutschland zu schreiben, wäre eine unschwere und nicht sehr umfangreiche Arbeit. Schweiger mag es anderswo, in England oder Skandinavien zum Beispiel, auch in großer Anzahl geben, aber an schlechten Rednern sind wir wohl allen Völkern überlegen. In unsern Schulen, die das Hauptgewicht auf das Studium der alten Sprachen oder der Naturwissenschaften legen, wird in der Regel geflissentlich allem Rhetorischen, das einst in der Antike der Grundstock aller Unterweisungen war, ausgewichen. In dem militärischen Dienst, der zweiten bedeutsamen öffentlichen Ausbildung, der der normale Deutsche sich heute unterwerfen muß, lernt man auch — darüber herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit — mehr das Maul halten als es gebrauchen. Das parlamentarische Treiben, das seit Jahrhunderten in England die angesehensten Männer dazu zwingt, jederzeit über jede öffentliche Frage sprechen zu können, hat bei uns in den vier Jahrzehnten auch nur sehr wenige tüchtige Redner gezeitigt. So daß der ruhige deutsche Bürger im allgemeinen noch die Reichstagsberichte dazu benutzen kann, sich nach dem Mittagessen mit ihnen in das „Nur ein Viertelstündchen-Schläfchen" hineinzulesen. Bei den Gerichten schließlich zwingt der tagtägliche Massenbetrieb unserer prozeßreichen Zeit und ein Blick in die Duldermienen oder die abgestumpften Züge unserer Berufs-

richter die Advokaten meist dazu, sich möglichst kurz zu fassen. Denn für die Sache des So und So sind nur 50 Minuten berechnet, und vor den Türen warten schon die Zeugen für den nächsten Prozeß. So bleibt als einziger Boden für den, der im Reden sich ausleben will, noch die Kirchenkanzel übrig. Und hier auf dieser sakrosankten Stätte sind, bis zu Bismarcks Zeit, eigentlich die wenigen Redner erwachsen, die Deutschland hervorgebracht hat. Hier, in der Kirche, wo die alten Germanen ruhig sein mußten und nicht jeden, der etwas anderes, wie sie wollten, sagte, mit der Faust auf seinen Schädel schlagen durften, bildeten sich die ersten, die einzigen Redner bei uns heran. So ging die weltgeschichtliche Tat der Reformation von der deutschen Kanzel aus, wie denn Doktor Luthers sämtliche Schriften nur geschriebene Reden sind. Und so flüchteten sich auch in der Folgezeit alle, die in Deutschland nicht nur etwas schreiben, sondern etwas sagen wollten, auf die Kirchenkanzel, weil sie hier Frieden und Redefreiheit — allerdings auch nur bis zum Gutdünken des von Gott gewollten vorgesetzten Bischofs oder des Konsistoriums — hatten, und weil sie hier allein überhaupt ein kleines oder großes Echo in deutschen Landen fanden.

Die beiden Prediger nun, die uns in Gnaden verzeihen mögen, daß wir ihrer gemeinsam gedenken wollen — denn es ist fraglich, wer von den beiden den andern für den größeren Ketzer gehalten hätte! — lebten um die nämliche Zeit, der eine in dem katholischen Wien, der andere in dem lutherischen Hannover. Die Kirche auf der

einen wie auf der andern Seite — dies sei von vornherein bemerkt! — will von allen beiden nicht allzuviel wissen. Aber diese zwei hatten in gleicher Weise etwas, was sie vor vielen ihrer Berufsgenossen auf ewig — in des Wortes schönster Bedeutung! — heraushebt, und was sie uns heute noch beide lebendig macht: Natürlichkeit und Sprachkraft. So stark waren diese beiden seltenen Eigenschaften in ihnen, daß sie uns auch heute noch, wenn wir ihnen nur ein klein wenig zuhören, gleich wieder gegenwärtig werden, und wir sie leibhaftig vor uns auf der Kanzel stehen sehen: Den einen, den Barfüßermönch des heiligen Augustinus, den Hofprediger seiner apostolischen Majestät, Kaiser Leopold des I., mit seinem Bürgersnamen Ulrich Megerle aus Bayern genannt, in seiner braunen Mönchskutte mit dem hänfenen Strick um den Leib. Er hat einen dicken Busch von Haaren auf dem Kopf, in die fast täglich die Tonsur neu hineingeschnitten werden mußte, funkelnde Augen unter der hohen Stirn, das eine gütig, das andere zornig, und große, starke Hände an den Armen, die in der Luft mit dem Mund zusammen um die Wette reden konnten. Wie er in seiner Jugend Holz klein gehackt hatte, so zerhackte er jetzt mit mächtiger Kraft die deutsche Sprache, daß sie sich biegen und fügen mußte, und kein Ast und kein Aktenwort war so stark, daß er es nicht klein und einfach bekommen hätte. Wofür ein anderer mit Mühe einen Ausdruck fand, hatte er im Nu ein Dutzend und mehr bei der Hand und in dem Mund, und wenn er predigte, liefen ihm die Worte zu wie dem Rattenfänger von

Hameln die Mäuse. Man sollte ihn in den Schulen, statt sich über seine Späße lustig zu machen, lieber lesen und lesen lassen, auf daß die schwere deutsche Zunge leichter würde. Es muß ein Genuß sondergleichen, ähnlich dem Anhören eines Stücks aus dem wohltemperierten Klavier von Johann Sebastian Bach gewesen sein, diesen Mönch deutsch sprechen zu hören. Die leichtlebigen Wiener gingen schließlich nur mehr seinetwegen in die Kirche. Er war zweifelsohne der größte Sprachbildner nach Luther, und „er spricht deutsch wie Abraham a Santa Clara!", eine beliebte Schmeichelei von Maria Theresia, ist noch heute eines der größten Komplimente, was wir auf diesem Gebiete zu vergeben hätten.

Und auch den andern sieht man in seinem Talare vor sich, wenn man ihm nur einen Augenblick zuhört, den ehrenwerten Pfarrer Jobst Sackmann, den Hirten der kleinen, aber mit vielen hartnäckigen Böcken vermischten Gemeinde des Dorfes Limmer bei Hannover. Mit der großen, weißen Allongeperücke, wie sie ihm eben sein Ehegesponst gerade aufgesetzt hat, und der dicken Bibel in der Hand steht er würdig vor uns da, die glattgebügelten Beffchen unter dem eben vom Küster ausrasierten Kinn, den Mund, der noch niemals eine Lüge gesprochen hat, fest zugekniffen. So donnert er seine Schafe und seine Böcke an und verwaltet sein Amt mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit und mit heiligem Ernst, wie der König von Preußen seine Staaten. Auf daß er nicht dermaleinst am Jüngsten Tage, wenn der liebe Gott „Jobst Sackmann!"

aufruft, betrübt wie ein armer Sünder und mit herabgerutschten Äuglein beiseite stehen muß. Aber wiewohl er seine widerborstigen Gemeindemitglieder von der Kanzel herab im Zorn „Diebe, Ochsen, Esel und Schurken“ genannt hatte, was dem hohen Konsistorio zu Hannover sehr mißfiel, so machte er dies alles doch wieder gut, indem er auf seinem Leichenstein von sich selbst eingestand:

„Ich nenne billig mich der Sünder allergrößten.“

Er hatte in seiner Predigtsprache nicht den Reichtum des Wiener Mönchs, aber in der frischen Natürlichkeit, mit der jener die Leute vor sich am Schlawickel nahm, stand er ihm um kein jot und jota nach. „Zwischen uns sei Wahrheit“, nach dem Motto waren alle seine Reden an seine Gemeinde gestimmt. Sie hatten beide noch die mittelalterliche Furcht vor dem Tode, Abraham a Santa Clara und Jobst Sackmann — als ob das Einschlafen und Sterben an sich wehe täte! —, und machten sich und ihren Zuhörern gerne die Hölle heiß und lehrten sie durch Fasten und Beten oder durch das Befolgen des Evangeliums den Weg zur Seligkeit gehen.

Nun schlummern sie beide schon längst im Grabe und spitzen ihre Ohren auf den Jüngsten Tag, und werden es beide unserer Pietät nicht verübeln, daß wir sie hier zusammen geehrt haben und uns in gleicher Weise an ihnen ergötzen mögen.

Johann Christian Günther

(Berthold Litzmann, dem Herausgeber der Reclam-Ausgabe des Dichters voll Dankbarkeit zugeeignet)

„Leipzig, den (der Teufel weiß welchen!) im Januar 1719.

Liebes Lehnchen!

Itzt muß ich Dir schreiben, mein süßes Mädgen, weil ich heute Nacht nicht auf die große Ressource kommen kann. Ich liege bös an den Röteln darnieder. Ist bloß eine Kinderkrankheit, aber bei denen Erwachsenen soll sie gar tückisch seyn. Und es sitzet mein Freund und Landsmann, der dicke Schweidnitzer, den Du auch kennst, bei mir in der Kammer und hat die Thüre verrammelt und will mich nicht ziehen lassen. Er meint, es sei ein Jammer, um mein junges lenzgrünes Leben, wenn ich schon zu Staub und Asche und feuchtem Zunder würde über Nacht. Ach, Du mein hertziges Mädgen, es ist mir arg leid um Dich. Aber was will ich machen? Er ist ohnedies stärker als ich und itzt erst recht, da ich vom Fieber abgeschwächt bin. Nun hat er mir in die Hand zugesprochen, daß er dieses Briefchen Dir zustecken lassen will. Liebes Mädel, daß ich Dich warten lassen muß, hätt' mir nie einfallen können. War ich doch immer längstens eine halbe Stunde vor Dir an dem Ort, an dem wir Umgang pflagen, in Pfeifers Schlafgemach, und wo wir auch sonsten uns treffen mochten. Und nun sitz ich hier in meinen Nachtflaus gepackt an meinem Klapptisch neben

meinem Bett und schreibe Unsinn an Dich. Spring auch wohl manchmal, wenn es mich zu unmäßig fröstelt, in die Kissen hinein und wärme mich an. Und dann geht es hurtig mit klammen Fingern so weiter, wie Du siehst. Mein Freund geußt mir immer von neuem das Glas gestrichen voll und zwar mit Punsch, so wir auf unserm Ofen kochen. Mir wird immer heißer im Kopf davon und wilder nach Dir. Aber meine Füße und Hände sind so kalt wie die ernsten Wissenschaften.

Auf dem Nachttisch neben mir duftet meine Perücke nach Mai und Junius und süßer als Bisem. Über dem Stuhl an der Wand hängt die bunte Jacken und die weite Hose, die ich zu Amors Jubelfest anlegen wollte. Und an der leeren Kommode lehnt die alte Tartsche und der rostige Morgenstern, die ich mir anhängen wollte, um ein erschröckliches Aussehen zu haben. Itzt blas' ich über alle die farbigen Sachen aus vollen Backen meinen hochgeliebten Knastertobak, der meine Welt in Wolken hüllt und vermeine, daß ich die allmächtige Zeit selbsten sey, die alles verwischt und vernichtet. Gutes Mädgen, Du mußt die Stunden ohne mich vertragen, so gut es gehen mag. Nur daß ich dich bitten muß, du mögest nicht zuviel mit andern Purschen scharwenzen und äugeln. Denn dies gäbe mir Stich um Stich, wenn ich hernachen davon vernähme. Für allen andern sieh dich vor dem langen Merseburger vor, ob er gleich dein Vetter ist. Er hat ein arges Hertze und hätt' er dich herumgekriegt, du würdest ohne Zweifel seiner Treu nicht lange froh und hättest späte und stets

währende Reue. Das letzte Mal, da wir beisammen waren, sind wir scharf aufeinander geraten ob seiner hoffärtigen Redensarten und Spöttereien. Es ist eyn Hundskerl, der das gantze Geschlecht der Weiber keinen Heller ästimieret.

Itzt bin ich so in Raserei geraten, daß ich gleich zween heiße Becher hinter einander heruntergestürzt habe, um nicht übels zu denken und wieder ruhig und sanftmütig zu werden. Und ist mir leichter zu Gemüt und ich will mich um den Pöfelschuften nicht weiter scheren. Er mag im Dreck bekleiben. Mir ist heute noch wunderlicher als sonsten, und in meiner Seele ist es anzuschauen also turbulent wie an einem Märztage; der Wind fähret darüber hin und der Himmel lieget voller Wolken wie ein frisch gepflügtes Feld voller Schollen. Und eine jede graue Wolke will mir als eine Scholle über meinem Grabe erscheinen . . . . . . Ich bin ein wenig eingenickt über dem Schreiben, dieweyl mir so gar schwach ums Hertze war. Des bin ich froh worden. Denn mir ist im Traum gewesen, ich sey wieder daheim in Schweidnitz und stund auf dem Theatrum daselbst und staunete wiederum wie als Schüler selig die neuen bewundrungswürdigen Scenen an. Es ist mir noch alles erinnerlich geblieben und ich könnte es bis aufs geringste fürtrefflich beschreiben, welcher Gestalt die Scenen ausgemalet gewesen sind. Hör' an, liebes Lehnchen!

„Auf einer stutzt der Pan in einem deutschen Kleide,
und an der andern sitzt ein Bacchus auf der Weide;
Aktäon schießt ein Reh mit einer Flinte tot,

Hier trägt der Himmel Gras, dort ist die Erde rot.
Hier sieht der Jupiter aus einer Zopfperücke,
Wie Juno, sein Gemahl, sich die Fontange flicke;
Dort zieht die Cynthia den weiten Reifrock aus;
Wo Troja untergeht, da brennt ein altes Haus;
Hier eilt der Pegasus mit einer Sau zum Troge,
Dort kommt das goldne Vließ auf einer Wasserwoge;
Hier drückt ein Satyrus das Waldhorn an den Mund,
Alcides kleidet sich in einen Kettenhund;
Der Künstler Dädalus fliegt mit zwo Flederwischen;
Der Zeus wohnt in der See, Neptunus in den Büschen;
Dort steht Terentius und zeigt zu dieser Frist,
Wie emsig er das Buch des Molière liest.
In Summa kurz gefaßt: Paris und seinesgleichen
Muß in der Schauspielkunst vor uns die Segel streichen."

O Mädgen, süßes Mädgen! Was waren das noch für hoffnungsschwangere Tage! Ich selbsten vermaß mich mit dem Ruhme Opitzens, des schlesischen Schwans, zu wetteifern und verfertigte in wenigen Wochen ein großes Trauerspiel aus des byzanthinischen Hofes Historia. Es ward geheißen: „Die von Theodosio bereuete Eifersucht" und ward von der gantzen Schul Jugend von Schweidnitz am 24. September Anno 1715 vorgestellt. Allso genau weiß ich noch den Tag und ich war damals will mich bedünken zwanzig Jahre alt. „Ach, Schweidnitz, könnt' ich dich vergessen!" Wie oftmalen plagt mich ein grausames unergründliches Heimweh danach, allso sehr, daß ich mich am liebsten gantz aus der Welt weg wünschte.

Ich muß Dir erzählen, daß ich dorten ein Mädgen kenne. Und sie heißt Leonore, so wie ich Dich nenne, wenn ich Dir besonders gut bin. Du schaust ihr aber sehr ähnlich, vornehmlich um den Mund und unter den Äuglein. Davor bin ich Dir vor allen Stücken zugethan. Und mich will dünken, daß ich ihr treu bin in Dir und sie ewig werde lieben, auch wenn sie eynes andern seyn sollte. Wir sind uns zuvörderst auf einem Jahrmarkt begegnet. Das ist zu Roschkowitz bei Schweidnitz gewest. Dort haben wir uns zuerst gesehen in jungen Jahren. Wir waren schwach und klein, die Liebe stark und groß und größer als wir selbst. Hernachen sind wir oft mitsammen an einem Bach promenieret. Daran standen viele weiß und glatte Birken und besahen sich ihr eigen zierlich Ebenbild im Wasser und weinten dicke Freudenthränen vor ihre Rinden aus Rührung über unsere große Zuneigung. In die hab' ich oftmals ihren Namen voller Liebe geschnitten. Heute ist sicherlich alles überwachsen. Späterhin, da der scharffe Winter kam, hab' ich uns eine Kammer hinter einem Altan gemiethet, darinnen wir von Mal zu Mal immer seliger wurden. Es ist Dir bekannt, daß ich den Winter vor allen Jahreszeiten verehre, weyl er in Deutschland der Kern vom Jahre ist, und weyl er gar so schön finster ist. Des bin ich so voll, daß ich es Dir in Reimen sagen muß:

Ich zieh' den Mond- und Sternenschimmer
Den angenehmsten Tagen vor;
Da heb' ich oft aus meinem Zimmer

Haupt, Augen, Herz und Geist empor,
Da findet mein Verwundern kaum
In diesem weiten Raume Raum.
Der Schönen in den Armen liegen,
Wenn draußen Nord und Regen pfeift,
Macht so ein inniglich Vergnügen,
Dergleichen niemand recht begreift.
Er habe denn mit mir gefühlt,
Wie sanfte sich's im Finstern spielt.

Darum, daß aber damals der Späher und Wächter und Neider, derer heute die dumme Welt voll ist, wie denn auch kein Handwerk jetzt so gut geht als das Hechelmachen, eine große Zahl hinter uns zween armen Liebenden her war, so ist uns kein anderer Ort für unser Beisammensein übrig geblieben als bloß der Kirchhof. An dieser höchst traurigen Stätte, wo nichts als Graus und Nacht regieret und Tod und Stille triumphieret, haben wir uns oft mit unsern vollen und nach einander dürstenden Herzen getroffen und um die düstere Nachtzeit unsere Zärtlichkeit mit den hohlen Seufzern der Hingeschiedenen vermischt, die aus den Gräbern tönten. Dorten war es auch, wo sie sich endlich ganz zum Lieben bewegen ließ, und ich ihre geliebten Glieder unfern der Leichensteine ihrer Eltern ins Gras darnieder zog. Annoch stehen mir ihre Worte in der Seele und werden nie aus ihr vergehen, die sie damals sprach:

„Ich habe nichts als Dein Gemüte,
Worauf ich mich verlassen kann:

Verläßt mich jemals dessen Güte,
So ist es ganz um mich gethan;
So werd ich allen auf der Erden
Ein Märchen und ein Greuel werden".

Es ist vielleicht thöricht von mir, daß ich Dir alles dieses schreibe, und warum ich es tue, das weiß ich eigentlich nicht. Es kommt daher, wenn man eine Weile wie ich hier im düstern über sich grüselt und ein Papier vor sich liegen hat und ein Dichter ist wie ich. Hernach hat man allerley Thorheit darauf gemalet. Das war wohl ein trauriger Ort für zween Liebenden sich zu vergnügen, solch ein Kirchhof. Aber Gott, der den Sperlingen Unterschlupf gibt und dem Täuber einen warmen Schlag, darinnen er seyne Taubin in großer Ruhe hertzen darf, hatte uns keine andere Stätte bereitet. Und darauf ist unsere Liebe immer verhetzt und herumgetrieben worden in abscheu- und düsterlicher Not bis auf den heutigen Tag. Denn ich bin ärmer und nothdürftiger als Bias, der all das seynige bei sich getragen hat. Darum, daß mein irdischer Vater, der mir helfen sollte, in unmäßigen Zorn gegen mich verfallen ist, weyl ich, der ihm in seiner Kindheit unter seiner Zucht und Lehre das Höchste versprach, allsoleicht lernte ich, itzt von den Frömmlern und Heuchlern bei ihm bös angeschwärzt als ein Absalom vor ihm erscheine. Sonderlich seitdem ich um übermächtiger Schulden willen zu Wittenberg, wo ich eine Zeit lang des Aescolapi Schüler hieß, bin in Thurn geworfen worden. Er vermeint, daß ich nicht genug mit krank' und halbtoten Leuten Um-

gang pflege und sähe lieber, daß ich mehr studiere und die Poesie fahren lasse, die er als einen Bettel verachten thut. Ich aber halte davor, daß die Brotkunst der Medizin, wie sie itzt auf den hohen Schulen betrieben wird, so thöricht als gemein ist. Denn Bücher, Tiegel, Glas und Ring sind zusammen nichts als Plunder. Und Hunde würgen, Feuersehn, Pillen drechseln, Kräuter raufen, auf geratewohl verschreiben und sich bei dem Sterbebette in der Staatsperücke blähen, das alles acht' ich eynen Kuhschwanz wert. Man erforsche die Gesetze, die der Bauherr schöner Welt ehemals zwischen Geist und Körper ewiglich und fest gestellt.

Das mache du aber einem starr- und harten Schädel, als welcher mein Vater eyner ist, erst klar, der sich nun bei dreißig Jahren in der armen Stadt Striegau redlich ernähret hat und den ich vor allen vollkommen achten und lieben muß. Itzund aber sind wir auf einander wie Stein und Eisen geworden. Das eine kann nicht mit dem andern zusammenkommen, ohne sich wechselseitig zu verletzen. Und obzwar ich es fast fünfmal versucht habe, seyne Zuneigung wieder zu gewinnen, hat er mich bisher verschmähet. Dafür gedenke ich ihn in einem großen carmen neuerlich anzugehen und seinen Unwillen zu besänftigen und mir alles vor ihm von meiner Seele herabzubeichten. Sofern er auch dann noch sein hartes Herz mir verschleußt, so werd' ich mein Gedicht als meine Rechtfertigung drucken lassen, auf daß die Welt erfahre, wes Vaters Sohn ich bin; und er mag mich hinfüro lieben oder hassen, es gilt mir gleich.

Derweilen ernähr' und frist' ich mich von den Reimen die man bei mir bestellt, oder die eine große Gelegenheit mir abfodert. Das weißt Du ja, mein holdes Lehnchen. Alldieweyl wir uns doch auf eynem Kindelschmaus bei deiner Schwester haben kennen gelernt, for welche ich eine Aria auf den Täufling und eine Kantate zu Ehren des Höchsten geliefert hatte. Dannenhero mach' ich carmina und quodlibets und höchst anmutige Madrigale zu Hochzeiten, Brautgelagen oder Tauffesten oder Begräbnissen, bei welchen groß' und mannigfache Kunstfertigkeit verlangt wird. Insofern manche ihre eigenen Namen vorn zu Beginn eines jeden Verses Buchstabe for Buchstabe hinter eynander haben mögen, dabei es sich zum Schlusse doch reimen muß. Dergestalt wie ich vor kurzem eine ehrsame Frau „Anna Rosina Klugin, gebohrene von Beuchelt“ so künstlich geehret habe, daß jedermann sich darob erstaunet hat. Auch hast Du ohne Zweifel schon von meinem langen weltberühmten Lobgedicht auf den durchlauchtigsten Prinzen Eugen, welcher die Türken und Morgenländer vernichtet hat, vernommen. Wodurch es geschehen ist, daß Deine Majestät selbst, König Friedrich August von Sachsen, zubenannt der Starke, an mich hat schreiben lassen, weil er einen Menschen begehret, der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes im Dichten was aufsetzen kann. Indessen ich befürchte, daß ich nicht der Mann bin mit den Kämmerern um die Wette einen Katzenbuckel zu machen. Davor bin ich zu lange ein freier Pursche gewesen. Somit

leb' ich eher als ein allzeit fröhlicher Christ meine Tage weiter und liebe meinen Reim, solang' ich Athem zieh'.

Je länger ich an Dich schreibe, mein Lehnchen, so mehr verfall' ich in einen dichten Rausch, darinnen ich dieß bedenken muß: Wie wäre die Welt schön und liebreich, wenn die Menschen besser und größer geartet wären! Da liest und ergötzet man sich männiglich an den Romanen des Herzogs von Braunschweig oder der Herren von Ziegler und von Lohenstein und schwärmet von mutigen Mohren und edlen tugendsamen Printzen und hochhertzigen ruhmreichen Königen und Kaysern und von übersüßen, vor Liebe schier entseelten Printzessinnen. Derweilen sind sie selber so kleinlich und reden von nichts als Mahlschatz und wie man sein Auskommen finde in der Welt. Und was vordem ein kühner Abenteurer gewesen ist, das muß itzt ein herumgestoßener armer Landstreicher werden, und man wird so wie ein Schiff von Stürmen hingerissen. Ich bin kein lasterhafter Kerl, das weißtu wohl, mein Mädgen: Nur daß ich mich schlecht in ein gewöhnlich kleines Loos kann schicken, das ist mein gantz- und großes Ungelück. Wie oftmalig hat mir schon der oder jener von den ältern Leuten ins Gewissen reden mögen mit: „Zähm er sich!" Es ist mir nicht eingefallen. Und wenn der ewige Gott, welchen ich in vielen Liedern mit Fleiß besungen habe, auf mich zuträte und spräche: „Zähm er sich!", ich würde ihm nicht gleich Gehorsam leisten und ihn auf die Jahre meines Alters verweisen. Itzt bin ich noch so grün wie ein Reiß im Maien, und wer mir jemals

etwas Schlechtes nachreden wird, der hat die Jugend höchst-selbst damit gelästert. Maßen ich erachte, daß sie ebenso sehr geehret werde wie das Alter, obzwar die meisten Menschen nichts hiervon wissen wollen.

Es ist mir fast, als schrieb ich hier eher mein testamentum als einen Liebesbrief an mein Mädgen. Das macht das hastige Trinken, das einen gleich der Welle einmal in Fröhlichkeit und das andere Mal in Traurigkeit wirft, warum ich es als etwas Übermenschliches verehre. Denn wenn ich das Elend meiner jungen Jahre bedenke, und wodurch ich mich habe quälen müssen mit Hunger, Entbehrungen, Hohn und Mißachtung der Welt, so verwundert es mich beinahe darum, daß ein schwacher Mensch so viel hat ertragen können. Das Glück ist mir stets zuwider gewesen, und Fortuna, die alte Strunsel, wäre das alleinige Weib, das ich mit Wollust trillen und foltern sähe. Darum, daß mir niemand ein Unrecht nachsagen kann, wofür ich so gemartert werden müßt, es sey denn, daß ich zu sehr liebete.

> Doch daß ich zärtlich lieben kann,
> das nehm' ich von des Schöpfers Güte
> wohl für die größte Wohltat an.

Ist es doch die Liebe alleyn, bestes Mädgen, wodurch das gantze Weltgebäu in den Fugen erhalten bleibt. Und wenn ich mich unter die lorbeerreiche Schar der Virgile, Horaze und Petrarche mische, um, wie ehmals sie, in süß und hohen Schriften den Seelen seltener Art ein Denkmal itzt zu stiften, so merk' ich, wenn mein Mund in ihren

Schriften liest, daß unsere Liebe schon vordem gewesen ist. Des bin ich heiter im innersten Grunde meiner Brust, wenn mich auch manchmalen die Schwachheit meines Körpers anbläßt als wie kalter Grabeshauch inmitten meiner Wonnen. Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf, und also müssen wir auf Erden zu dem Tode reifer werden. Darum ist mir vor ihm nicht bange, weiß ich doch, so sehr wie ich lebe: Dieses einst verscharrte Blut hegt noch in der Asche Glut.

Darum möcht ich mich am liebsten tot lieben, mein Mädgen. Hernachen mögt ihr mir das traurige Epitaph auf meine frühe Gruft schreiben:

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger, ließ geschwind und wandre Deine Bahn,
Sonst steckt Dich auch seyn Staub mit Lieb und Unglück an."

Und dies ist der Beschluß meines langen Briefes, mein kurtzes Mädgen. Wer weiß, ob Du ihn gantz gelesen hast. Ich bin darüber matt geworden zum Schlaf und zieh nun die Wolldecken über meinen Schädel und träume von Dir. Das ist alles wahr, was ich von meyner Liebe zu Dir geschrieben habe; denn was Günther fühlt, das weiß sein Herz; darum daß er ein Dichter ist.

Ich weiß, daß Du alle Briefchen und Billeter verbrennest, die ich Dir zustecke, aus Furcht vor Deiner Mutter. So verbrenne auch dies Papier; es riecht ohnedies nach Käsefett wie alles, was von dem Mosjöh von Wirten kommt, bey dem ich hause. Es braucht zudem

nicht ein jeder Fetzen von uns auf die Nachwelt zu kommen und sie mit Mehl zu verstäuben. Das ist meyne Meynung, dem hohen Herrn Reichshofrath von Leibnitz zum Trutz, der von jedem Brief eine copia machen läßt. Das könnte uns passen, liebes Lehnchen, daß man uns in den Pöckel der Gelehrsamkeit legte und alle Mäulchen, die wir uns gegeben hätten, zusammenaddieren würde! Dies soll hinfort meyne Drohung seyn, wenn du mich verließest, daß ich dich als eine Messaline oder Cleopatra oder Maria Stuarda vor die Nachwelt brächte, meyn Mädgen! Woraus du ersehen kannst, was es heißt, meine Liebste zu seyn. Mit dieser Androhung zerknicke ich die Feder, die dir dieses Briefchen schrieb, auf daß sie keiner andern mehr seyn und nutzen kann außer dir, und bin eher tot als ungetreu

deyn Johann Christian Günther."

Vier Jahre darauf starb er in Jena an der Auszehrung, wohlbemerkt noch nicht 28 Jahre alt. Des alten Goethe verkehrtes Urteil: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und Dichten", das jedem Deutschen sofort heute ohne Nachdenken mechanisch bei dem Namen Günther durch den Kopf fährt, hat, von seinen Biographen weiter getragen, den ganzen Aspekt seines Lebens verhunzt. Was hat er denn eigentlich so fürchterliches verbrochen, daß man ihn immer nur als wildes Tier in der deutschen Literaturgeschichte, alias Dichterconduitenliste, aufführt? Daß er neben seinem Lieblings-

getränk, dem damals noch recht teuren Tee, einen frischen Trunk nicht verschmähte, und zwar zu einer Zeit, da den deutschen Studenten noch nicht die zwei großen Ängste, die Angst vor dem Examen und dem Alkohol, beseelten, wer will ihm das im Ernst aufmutzen? Selbst daß er beide Male berauscht war, als er sich um eine sogenannte wichtige Stellung bewerben wollte, hat sich auch nicht als Kapitalsünde herausgestellt: denn das erste Mal, da er sich als künftiger Hofpoet und Hausnarr in Dresden vorführen sollte, warf ihm sein Mitläufer nach diesem mehr schauder- als ehrenvollen Posten, ein so hundsgemeiner Kerl wie der Kassierer Leonhard, der armen Klara Maria Magdalena in Hebbels Bürgertragödie entlaufener Bräutigam, ein Pulver ins Wasserglas, das ihn zum Speien brachte. Und das andere Mal, da er um eine Hauslehrerstelle kratzfüßeln mußte, hat er sich vielleicht vorher mit einem starken Trunk Lethe betäuben wollen, weil er ahnte, wie schlecht dieser — bei Hölderlin! — für einen Genius untauglichste Beruf ihm stehen würde. Seine rührenden unermüdlich wiederholten Versöhnungsversuche hat sein Vieh von Vater, der jetzt in der Hölle von morgens bis abends und von abends bis morgens das Gleichnis vom verlorenen Sohn immer wieder hersagen muß, aufs roheste zurückgestoßen. Günther ist einer der am heißesten nach Sittlichkeit, nach Gleichgewicht und Einklang mit der Umwelt strebenden Dichter gewesen, die uns beschieden waren. An rechter Frömmigkeit, Aufrichtigkeit, Liebe zur Wahrhaftigkeit steht er keinem nach. Sein fester Wille zum Glück, wie er sich in der

Sehnsucht nach einer Gefährtin aussprach, die ihm des Lebens Angst versüße, hätte ihn sicherlich mit starken Schwingen ins reife, würdige Alter getragen. Er starb ungebrochen auf dem Fundament einer hart errungenen harmonischen Weltanschauung und wäre wie Goethe der Mann geworden, sie herrlich aufzubauen. Dieser Halm war fest genug, die späte Ähre zu tragen. Wer es nicht glauben kann, der lese alle seine Gedichte unverkürzt aufs neue, und bitte seiner unbekannten Grabstele jedes ihn kränkende Wörtlein ab! Uns Deutschen ist kaum ein schönerer Jüngling erwachsen.

Bürger

„Dünnerschlag", sagte der kleine hagere Mann, der vor einem alten durch Zeit und Feuchtigkeit vermorschten Gartenhaus am Holzhacken war. „Un det is 'ne Sweinerei mit mir!" sagte er wieder und haute vor Wut in die Holzkloben, als ob es sein eigener Charakter gewesen sei, in den er da hineinhieb. Die Scheite sprangen hastig nach beiden Seiten zu seinen Füßen hin. „Un der Düwel soll den Kerl holen, den ich am Leib habe!" fluchte und haute er weiter auf das Holz. Es war ein frischer Herbstmorgen, der schon eine verwünschte Ähnlichkeit mit einem zahmen Wintertage hatte, und der Atem des Arbeitenden flog wie Schwaden von einem Kochkessel um ihn herum. Ein Knecht, ein bejahrtes greises Faktotum, war langsam von dem sogenannten Herrenhaus herangestiefelt gekommen und wartete geduldig mit offenem Munde, bis der Herr mit dem Wettern und dem unvernünftigen Arbeiten aufhören und ihn bemerken würde. Denn er wußte, daß ein so wahnsinniges Drauflosarbeiten gewöhnlich und zumal bei seinem Herrn von kurzer Dauer war, und daß Stetigkeit und Beharrlichkeit und Gemütsruhe die drei Eigenschaften sind, die ein gutes Werk verbürgen, wie gestern noch Pfarrer Spillmann drüben in Niedeck gepredigt hatte. Und richtig, schon wandte sich der fluchende Holzhacker außer Atem geraten von der Tätigkeit, in der er dilettierte, zu ihm hin, offenbar froh, daß er jetzt seine gereizte Stimmung statt an dem taubstummen Holz an dem

Knecht als einer Art Mensch wenigstens auslassen konnte. „Nu Jochem, wat kiekst Du mich an, als seist Du Mitglied meiner vorgesetzten Behörde und wärst vom Hofgericht zu Hannover angereist gekommen, um den Status der mir unterstehenden Pergamente und Karten und hochwichtiger Dokumente zu beschnüffeln? Soll ich Dir sagen, ehrwürdigen Hofobersupervisitator, daß der ganze Plunder in meiner seligen Amtsstube zu Wöllmershausen keine bleierne Lunte wert ist, daß ich oft in Versuchung war, meine Öllampe an irgend einen der grünen oder gelben Zettel zu halten, die immer so naseweis an den Akten heraushängen, und den ganzen Bettel in die Luft gehen zu lassen, wenn mir zum Schluß nicht immer wieder die heilige deutsche Ehrfurcht vor dem Papier den Spaß versalzen hätte. Brakatabra! Gott, Jochem, wat wär da nu los in der Welt, wenn Nachbar Rogenhausen nicht mehr schriftlich hätte, dat seine Domänen neben denen von Emil Oesfeld lägen, und wenn die Breite Landes, um die sie seit fünfzig Jahren prozessieren, nicht genau abgezirkelt und numeriert und aufgeschrieben wäre? Könnt ihr euch denn keine Erde und kein Leben mehr vorstellen, wenn nicht Buch darüber geführt wird? Das ganze Papier hat eigentlich nur eine einzige Berechtigung und einen alleinigen Zweck auf der Welt. Aber davon weißt Du nun wieder nichts auszusagen, Du oller Swinegel Du! Wat willst Du nu von mir, sprich, oller Döskopp!"

Der Knecht tat den Mund auf, das heißt, das brauchte er nicht mehr, denn er stand immer bei ihm offen. Er be-

wegte ihn ganz langsam wie beim Essen und sagte, jedes Wort kauend: „Der Herr Amtmann möchten — — —"

Aber schon wurde er unterbrochen: „Wat is dat nu wieder mit Dich, Jochem? Weißt Du nich, daß ich Amtmann gewesen bin und meine ganze Gerichtshalterei in den Rauchfang gehängt habe? Wie heißt der Grund und Boden, auf dem wir mit unseren vier Beinen stehen, Jochem, wie steht er in den Akten aufgeschrieben, antworte mir!"

„Appenrode" erwiderte der Knecht.

„Gut", examinierte sein Herr weiter: „Und wo liegt Appenrode, und wem gehört es zu, wie steht's in den Akten? Willst Du gleich reden, Du Schlaumeier?"

Wie ein Kind in der Schule sagte der andere auf: „Appenrode ist ein Edelmannshof, liegt bei der Gerichtshalterei und dem Amt Niedeck im Hannöverschen unter dem Sollinger Walde, eine Tagesreise über Göttingen und gehört dem General Adam Henrich von Uslar zu."

„Und von diesem Erzkujon und filzigen Kalchas" nahm der Mann mit der Holzaxt ihm das Wort ab, „hat Dein Herr Gottfried August Bürger dies Hungergut vor mehr als zwei Jahren gegen eine Wuchersumme gepachtet, um Bauer zu werden, und hat die Gelehrsamkeit und die mistige Justizpflege an den Galgen gehängt, an den sie hingehört, und bittet seit mehr als einem halben Jahre die Oberochsen in Hannover um seine endgültige ehrenvolle Demission aus dem Staatsjoch und um definitive Anerkennung des Unterochsen, den er an seiner Statt als Verwalter über die stänkerischen Händel der Bauern

zu Niedeck, Wöllmers- und Gelliehausen gesetzt hat. Steht alles in den Akten, dreifach und vierfach, Jochem und es gibt Leute, die nichts anderes zu tun haben, als es zum fünften Male aufzuschreiben und darüber zu beraten, ob man ersteres befürworten und letzteres genehmigen oder beides a limine abweisen solle. Und ob nun eins oder keins von dreien geschieht, es wird protokolliert, mitsamt den Vorschlägen und den gemüßigten Gegenvorschlägen und kriecht durch sieben Kanzleien langsam zu mir als zum Petenten zurück. Sag selbst, ob das nicht zum Kotzen ist, Jochem! Und nu sprich weiter und merk Dir, daß ich Dir wie einem Krittler und Rezensenten mit diesem Beil den hohlen Schädel einschlage, wenn Du noch einmal: „Herr Amtmann" sagst!

„Der Herr möchten", sagte der Knecht, der solche Scherze kannte, ganz ruhig „un einen schönen Gruß von der gnädigen Frau — — — —."

„Von welcher gnädigen Frau?" wurde er wieder unterbrochen. „Jochem, Jochem, mir ist hundeübel zumute wie damals als Knabe, da ich mich in die Löwenapotheke zu Aschersleben gestohlen hatte auf Christi Himmelfahrt, um am Schweinfurter Grün zu lecken, weil es so verführerisch leuchtete. „Ein Stier wäre dran verreckt! —" sagte meine böse Mutter, als sie davon erfuhr, „aber unser Gottliebchen ist nicht tot zu kriegen!" Und ihre Gegenpartei, mein fauler Vater, predigte den Sonntag darauf seiner Gemeinde zu Molmerswende zum zweihundertsten Male etwas über den Text vor: „Wir sind

allzumal Sünder. Aber Hoffnung läßt nicht zuschanden werden." Seit dem Tage übrigens, sagt man, habe ich zu dichten angefangen, Jochem. Vielleicht, daß ich auch davon meinen häßlichen Mund bekommen habe, von dem alle Demoiselles, die sich durch ihn nicht abhalten ließen, mir ihre Liebe zu schenken, versicherten, daß sie ihn immerfort zuküssen möchten, nur um ihn nicht zu sehen."

Hierbei fing er mit dem Beil in der Hand an zu schwanken und zu taumeln wie damals bei dem Abenteuer in der Apotheke und wär' umgefallen, wenn er sich nicht flink auf die Bank geschmissen hätte, die vor dem Gartenhaus lehnte. „Siehst du, mir ist lausig zu Gemüt, Jochem. Gib mir einen Schluck Kümmel mit! Lüg nicht! Wie heißt das neunte Gebot, du Schlingel? Alle zehn sind sie leicht zu halten bis auf das vermaledeite siebente nach unserm Herrn Luther, das mit der verwünschten Ehebrecherei! Hab' ich nicht gewußt, daß eine Flasche in der Tasche über deinem Herzen bammelt? Ein Sacktuch trägst du doch nicht, daß dir den Rock an der Stelle so aufschwellen könnte!"

Er nahm einen kräftigen Schluck und verlor sich in die Flasche des Knechts und in seine eigene Erinnerung:

„Sasa! was waren das für Tage, da ich als Scholare und Famulus beim Professor der Beredsamkeit Klotz in Halle Collegia schnorrte! Denn ich war bloß candidatus theologiae und hatte von väterwegen nichts mit Lucan und Theocrit und Martial und Philologie zu schaffen. Du kennst doch Klotz, Jochem, den großen Christianum

Adolphum Klotzium, der Lateinisch sprach, wie du Platt, und den neulich Gotthold Laokoon Lessing in seinen antiquarischen Briefen so ganz nebenbei einen Charlatan und Cagliostro der philologischen Wissenschaften geschimpft hat. Oder bist Du, Jochem, als eine bloße Partikula des deutschen Publikums nicht so bildungsbeflissen wie das ganze? Ein lustiger Kerl, dieser Klotz! Trallirum, trallarum, gings in ihm zu. Er hat mich in die Antike eingeführt und in die Liebe à la mode, daß ich's noch heute im Rücken spüre. Es war ein anakreontisches Dasein bei ihm, und im Hause seiner belle mère in Göttingen, in das er mich später empfohlen hatte, war Bacchus Platzmeister und gaben sich Amor und Psyche täglich liederliche Rendezvous. Was sollte ein schlappes Luder wie Dein Herr dabei machen? Den keuschen Joseph spielen oder den Cato oder andere ridiküle Rollen? Jo doho! hussassa! Ich ließ als ein echter dummer deutscher Junge zwei ungrad sein und scharmierte comme ça mit den andern um die Wette. Es war eine leichtfüßige Zeit. Heut geht alles schwerer und ernster. Es wohnt ein Mann in Königsberg, der will eine neue Sittlichkeit erfinden. Griele nicht, Jochem. Et is so! Frag nur den bucklichten Professor Lichtenberg in Göttingen oder meinen besten Freund Boie, meine kritische Hebamme, oder den ollen guten Kanonikus Gleim in Halberstadt, wenn Du mir nichts mehr glauben willst! Kant heißt der Kerl. Ich wünschte, er wäre zwanzig Jahre früher auf die Welt gekommen und wäre mein Magister geworden statt dieses Klotzes, der den Ovid mit

Anekdötchen aus seinem eigenen Liebesleben kommentierte und mich hinter die Frauenzimmer herjagte, ihre Küls zu besingen.

Nu sag mich bloß, Jochem, wat kann aus solch einem aufgeschossenen Unkraut werden? Kiek her, dat is deine Flasche hier auf der Bank, nicht wahr? Un dat hier sind zwei Holzspäne und zwei Schwestern un von einem Kloben abstammend, einem braven dicken Kloben von Amtmann, der mir einstmals seine ganze flügge und feste Brut so ruhig wie dem lieben Gott anvertraut hat. Un nu hat sich die Flasche in die beiden Späne verliebt, verstehst Du, wie ein wütender Löwe, un ob Du ihr tausendmal vorredest und vorlamentierst, dat es eine schreckliche Sünde sei, wat sie da tue. Sie sieht dat Ding nich ein und sträubt sich dawider wie mein Freund der Freiherr von Münchhausen gegen die Wahrheit. Un da kannst Du gar nichts dabei machen, Du oller Dämelack, als indem Du dat Ding beim Kragen packst un ihr risch rasch den Garaus machst!"

Er hatte mit einem Schlag die fast leere Flasche an der Bank zerschmettert und fuhr ganz gemächlich gegen den entsetzt drein blickenden Knecht weiterzureden fort: „Kiekst Du, Jochem, nu hab ich Dir die traurige Historia expliziert, genau so wie der Totengräber im „Hamlet", den ich demnächstigens wie den „Macbeth" übersetzen werde, den Du armes Beest wieder nicht kennst! Un nu geh hin, hier hast Du fünf hannöversche Weißgroschen, und kauf Dir eine neue Buttel, un von dem was übrig bleibt von dem Geld, magst Du für die inwendige Füllung sorgen. Ich

gäb Dir gern mehr, aber eine Kirchenmaus ist ein reiches Fräulein gegen mich. Eher kommt einer aus dem Labyrinth heraus, als ich aus den Schulden. Un nu mach dich fort, Jochem, un bedank Dich nicht erst, oder ich hack' Dir den Hals ab wie die Raben am Rade der Pfarrerstochter von Taubenhain. Aber sauf nicht zu viel! Man darf sich von rechtswegen nur an einem einzigen Tage im Jahr besaufen. Das ist am 23. April, merk Dirs, an Schäkespears Geburtstag. Un nu scher Dich, Du guter drömeliger Kerl, un bestell deinen Auftrag den Schöppsen. Denn hinten kommt die gnädige Frau selbst angegangen, oder ich weiß nicht mehr, was eine Ballade ist. Un frag einmal im Vorbeigehen beim Lotteriekollekteur, ob nicht die Nummer 111748 herausgekommen wäre. An den Pranger mit Fortuna! Es ist das so und sovielte Mal, daß ich auf meinen Geburtstag setze, ohne mehr als ein einziges Mal ein paar lumpige Reichstaler damit gewonnen zu haben. Und einmal ist keinmal, dachten Adam und Eva schon im Paradiese. Wüßt ich nur meinen Todestag schon auswendig, ich glaub, ich hätte mehr Glück damit, wenn ich auf ihn setzte. Scher Dich, Jochem!"

Der Knecht trollte sich seitwärts weg und zwar ein wenig schneller als gewöhnlich, um nicht der gewesenen Frau Amtmännin zu begegnen. Die kam offenbar aufgeregt über sein Zögern hastig die schon angebräunte Allee vom Hause herangeeilt. Sie trug noch ein Sommerkleid aus leichtem buntgedrucktem Kattun. Nur um ihr Köpfchen und die blaue Morgenhaube darüber, die sie unter

dem Kinn in einem Schleifchen festgebunden hatte, war eilig ein schwarzes Tuch gerafft, das ihre schmalen Schultern vor der Frühkälte schützen sollte. Sie war von dem schnellen kurzen Weg schon ganz außer Atem gekommen, und es hätte keinen Arzt beim Anblick ihres zarten Busens über der Schnürbrust verwundert zu vernehmen, daß sie aus einer Familie stamme, in der die Lungenschwindsucht gleichsam in Erbpacht genommen sei. „Wo bleibst Du, August," rief sie von weitem schon den Mann an, „hat Jochem Dir nichts gesagt?"

„Er hat seinem Namen Ehre gemacht", gab ihr der Mann auf der Bank entgegen: „Der Herr, der schickt den Jochen aus — — Wir haben zusammen die Cunctators gespielt."

„Was schaffst Du denn hier den ganzen Vormittag?" fragte sie, näher herantretend.

„Du siehst es" war die Antwort, und er machte dabei eine große Handbewegung über das Schlachtfeld, das er unter den Holzkloben angerichtet hatte. „Tambourdienste beim Winter getan und ihm vorangetrommelt! Hörst Du!" — er wies auf ein paar Raben, die mit ihren rostigen Stimmen über ihre Häupter zogen: „Odins Vögel künden Baldurs Tod, wie die Barden um Klopstock sagen würden". Er fing anmutig mit einem der goldenen Zottellöckchen zu tändeln an, das beim Eilen ihr unter der Haube hervorgeringelt war. Leise streifte sie seine Hand von sich ab: „Auguste ist gekommen", sagte sie — wie zitterte ihre Stimme dabei! — „Schon zwei Stunden

steht sie da hinter dem Treibhaus im nassen Gras und lauscht nach Dir aus. Ich kann es nicht mehr mit anschauen. Sie ist doch auch meiner geliebten verewigten Mutter Kind, und ich bin mit ihr aufgewachsen in Einigkeit und Zuneigung. Ich hab immer gern die Menschen um mich fröhlich gemacht, und das ist nach meinem Gefühl die innigste Dankbarkeit für die Güte unseres Gottes. Nun muß ich ohne mein Verschulden, nur darum, daß ich da bin auf der Welt, meiner liebsten Schwester Schmach und Ungemach bringen. Wie mir das mein Herz zerfrißt!"

Ihre warmen Tränen tropften aus dem Himmel ihrer blauen Augen. Sie suchte zupfend nach dem Tuch über ihren Schultern. Er drückte es ihr, unfähig sie anzuschauen, verwirrt in die Hand, mit der sie sich jetzt die Zähren abtupfte. „So kann es ja nicht weitergehen!" klang es schluchzend aus ihrem Munde: „Das kann ich nicht mehr mitleben, diese Quälerei! Ich wollte ja so hart wie Marmelstein bleiben, wenn es nicht meine kleine gute Schwester wäre, die mir nie etwas böses angetan hat, bis jetzt. Ich hab gar kein Herze mehr, so habt ihr es hin und her gerissen. Ich komme mir so armselig und so niedrig vor, wie die unterste Stallmagd, für die der Schäfer sich zu schade dünkt. Ich würde dich keiner einzigen lassen, und wäre es Venus und Titania! Aber daß es meine eigene Schwester ist, die durch mich bis zum Hinschwinden leidet, das kann ich nicht auf mich nehmen!" Er hatte ihre losen, wie welke Lilien herabhän-

genden Hände ergriffen und reihte eine Schnur von Küssen auf sie. „So geh denn hin", sagte sie auf einmal sehr fest, und es war, als hätte sich ein ganz anderer zweiter Mensch von ihr gespalten, der dieses sprach. „Ich wehre Euch nicht länger mehr. Geh zu deiner Molly, die du anbetest und besingst in allen deinen Liedern! Die Untreue gilt dir ja über alles. Sie ist die Holde und die Hexe, die du meinst. Ich bin nur ein armer Lückenbüßer."

Da zuerst versuchte er wieder zu sprechen. „Auf mich alle Schuld, Dorette! Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es. Jahrelang hat sie meiner heißen flammenden allverzehrenden Liebe widerstanden, bis sie ihr endlich in höchstreinster weiblicher Unschuld erlegen ist. Mir allein mußt du grollen und zürnen, mich allein mußt du strafen, mich allein mußt du verachten. Und doch was hab ich anderes getan, als daß ich meiner Natur gefolgt bin und der allmächtigen Liebe, die mich über alle Bedenken und Hecken und Hindernisse wie den wilden Jäger zu ihr getrieben hat? Sag, ist denn ein solches Lieben sündigen, Dorette? Ist es nicht Naturrecht nach Rousseau und über allem blöden Wahn einer beliebigen Menschensatzung, wenn ich, der ich sie lieben muß, sie, die nicht anders kann als mich wiederlieben, an mich reiße, als mein im All rechtmäßig mir zugehöriges Weib?"

„Geh nur zu ihr, du Mann der Lust und Schmerzen! Sie wartet ja mit Herzensqualen und Sehnsuchtswonne auf dich. Was liegt euch beiden in eurem Glück daran,

was aus mir werden mag?" Sie hatte sich jetzt ganz von ihm gelöst und versuchte, am ganzen Leibe bebend, allein zum Haus zurückzukehren.

„Du bleibst, was du bist! Du bleibst es vor dir und vor den Leuten", sprach er ihr eindringlich nach. „Kein Härchen in Deinem Nacken soll Dir gekrümmt werden von uns. Nicht ein Wort, das Dich mißachten oder Dich kränken könnte, soll aus meinem Munde fahren, soll aus ihren vollen roten Lippen kommen. Erschlagen will ich den, der nur einen Blick auf Dich werfen könnte, einen Blick, der nicht bis in den äußersten Winkel voll Devotion vor Dir wäre!"

Sie hörte seine beruhigenden Worte nicht mehr. Sie war hinter den Sträuchern verschwunden. Die welken Baumwipfel über ihm rauschten, und es kam ihm wie Schluchzen vor. Er spannte seine enge eingefallene Gelehrtenbrust weit aus: „Sei glücklich, Bürger!", sprach er laut vor sich hin: „Sei glücklich! Du darfst es ja jetzt. Es müßte doch ein rechter Jammer sein um solch einen groß und kühn veranlagten Mistkerl, wie Du einen darstellst, wenn er ein von Torheiten und Widerwärtigkeiten zerstückeltes Leben als Geweih ablegen würde, und der stolze Hirsch schließlich in ein unwürdiges Dasein wie in eine Sauhaut hineingeriete! Laß Dich nicht von den Weibern hetzen, verstehst Du mich! Und wenn es diese beiden nicht mehr sind, so wird es vielleicht eine dritte sein, die Dich im Kreise um Dich herumtreibt wie einen Mühlenstein? Sei doch glücklich, Bürger, hörst Du nicht!

Es wäre ja eine erzmiserabele traurige Veranlagung, die alle Deine übrigen Talente auswischte, wenn Du das nicht zu Wege bringen könntest!"

Er vernahm hinter sich leise feste Schritte, die das Gras niedertraten. Jach wandte er sich zur Seite und stürzte vor der andern nieder, ihre üppige blühende überreife Gestalt umstreichelnd. Sie glühte wie ein Sodomsapfel, der außen rosig lachend, innerlich morsch einem frühen Ende entgegensieht. Jetzt küßte er ihre zierlich gedrehten Füße, die er vor allem anderen an ihr liebte. Sie waren eiskalt vom langen Warten. „Molly, meine, meine Molly!" ächzte er. „Gebäre keine Kinder wie mich! Man sollte, wenn man Herodes wäre im Lande, es allen Müttern verbieten, solche Wesen, wie den da zu Deinen Füßen zur Welt zu bringen."

Hölderlin*

Der wackere Tischlermeister Zimmer in Tübingen kam zum Mittagessen aus seiner nebenan liegenden kleinen Schreinerwerkstatt in sein Wohnhaus. Schon auf der Schwelle trat ihm seine freundliche Frau, der die Gutmütigkeit fest eingemietet aus den Augen schaute, mit einem Brief entgegen. Voll Achtung sah sie, die selbst nur schwer lesen konnte, ihrem Mann zu, wie er ihn langsam öffnete und gemessen auseinanderfaltete, wobei sie ihm unbemerkt ein paar Hobelspäne vom Ärmel wischte. Dann ging er mit ihr in die verhangene, verdunkelte gute Stube, buchstabierte eine Viertelstunde lang an dem Brief herum und fragte dann im schwäbischsten Dialekt: „Nun, Alte, ist der Erker oben zurechtgemacht? Unser neuer Kranker will heute noch bei uns einziehen."

Die beiden hatten schon mehrfach gemütsleidende oder geistig aus einander geratene Menschen, für die wir heute das Sammelwort „nervös" erfunden haben, zurechtgepflegt. Und sie empfingen so den um die gelbe Abendstunde ankommenden kranken Fremdling sonder große Neugierde und Erregung. Sie wußten ja, daß es auch ein Schwabe war, und das war Bürgschaft genug für sie, daß es sich um einen im Grunde seiner Seele rechtschaffenen Men-

---

*) Um ein paar Mark erhält man heute überall die sämtlichen Werke dieses großen Dichters, den die meisten nur aus den leider noch immer nicht staatlich verbotenen Anthologien kennen.

schen handeln mußte. In den ersten Tagen blieb der Freund, Herr von Sinclair, ein hessischer Regierungsrat, der den Kranken gebracht hatte, noch mit im Hause wohnen. Aber er mußte bald wieder nach Homburg im Taunus zu seinem Landgrafen zurück, dem das bislang so gemütliche Regieren jetzt unter Napoleon — man schrieb das Jahr 1807 — furchtbar schwer und bald ganz unmöglich gemacht wurde.

So richtete sich der kranke Mann oben im Erkerzimmer bei dem Tischlermeister von Tübingen ganz auf die Einsamkeit ein. Friedrich Hölderlin, so schön wurde er genannt. Und wenn er sich im Spiegel über seinem Waschtisch betrachtete, so sah er einen bald vierzigjährigen völlig bartlosen Menschen mit ganz langen blonden Haaren, die hinten fast wie ein Fell über seinem Nacken lagen, und mit runden schönen, aber unsicheren verglühenden Augen. Und gleichsam als Rahmen für dies Bild sah er dahinter im Spiegel den Neckar vorüberfließen, das heilige Wasser Württembergs, das unten vor seinem Hause friedlich und sanft vorbeitrieb. Beinahe vierzig Jahre lebte nun dieser erloschene Geist im sanften Dämmer des Wahnsinns in diesem Erkerzimmer über dem Neckar mit dem Blick auf grüne Wiesen und darüber in der blauen Ferne auf die langen Profillinien der Schwäbischen Alb, der schönen Jagdgründe aller der Grafen Eberhard und Ulrich, auf die jeder Schwabe stolz ist. Dort hauste er mit ein paar Büchern, in denen er dann und wann einmal drei Seiten mitten heraus las, mit ein paar Blättern, auf die er hin und für ein paar Verse schrieb, und mit

einer Flöte und einem gleich ihm verstimmten gebräunten Spinett, auf dem er zuweilen einige Akkorde griff und dann mit vornübergebeugtem Körper in seinen Ohren verklingen ließ. Die Mahlzeiten nahm er unten in der Wohnstube neben der Küche mit den Wirtsleuten ein, meist mit gutem Appetit und mit doppeltem Hunger, wenn man frisch geschlachtet hatte und es „Metzelsuppe", der Schwaben Lieblingsspeise, gab. Ohne Anteilnahme lauschte er mit leise offenstehendem Munde den Tagesgesprächen der biederen Tischlersleute, die von der Schlacht bei Aspern voll Begeisterung sprachen. Oder voll Schaudern über den Zug des Allgenannten nach Rußland und seine Vernichtung an der Beresina, bei Leipzig oder Waterloo sich unterhielten. Nur als Anno 1821 Griechenland sich gegen die tyrannischen Türken erhob und der Philhellenismus englische Lords wie Tübinger Tischlermeister ergriff, da lohten auch Hölderlins vergloste Augen noch einmal für die Befreiung des Landes des Alcäus, des Pindar und des einst von ihm so prächtig ins Deutsche übertragenen Sophokles auf. Aber der Geist behielt diese neuen Bilder und Vorstellungen, von denen man auch für ihn eine Wiedergeburt erhofft hatte, nicht lange. Und bald schon vergaß er die neue Seeschlacht von Navarino über der alten bei Salamis und verwechselte Capodistrias mit Leonidas.

Danach ließ man ihn ruhig weiter existieren und drängte ihm kein Licht mehr auf, das die Zeit um ihn weiter als bis zum nächsten Abend erhellt hätte. Er hatte ja genug an seiner Vergangenheit zu bedenken, an seinem verflossenen

Dasein, als noch die Vernunft am Steuer saß, an all den leichten und schweren Prüfungen, die ihm das Leben auferlegt, und die er, „ein ewiger Schüler", wie Goethe, der Primus der Poeten, von sich sagte, so jämmerlich bestanden hatte. „Die Mutter, die mich gebar, richtet mich wieder zugrunde," konnte er mit dem von ihm vergötterten Helden Ödipus sagen. Die übereifrige sorgende Liebe dieser zur Dichtermutter wie ein Sperling zur Aufziehung von Lerchen passenden engen Frau hatte das früh vaterlose Kind und den Jüngling Hölderlin immer wieder aus der selbst erwählten Bahn zum Glück getrieben. Hin und her hatte er von dem Hauch ihres hausbackenen Mundes geflackert, wie ein Licht, das geblasen wird, statt daß sie es ruhig hätte weiterbrennen lassen. „Natürlich," wie der jüngste Richter feststellen müßte, war es nur Liebe und guter Wille für den Sohn, was die Mutter dazu drängte, ihn immer wieder in einen festen Beruf und eine „Brotstelle", wie man damals sagte, hineinzuzwingen. Denn sie wußte nicht, daß für Hölderlins wie er von den Menschen noch kein Beruf erfunden ist, außer dem: „Dichter" zu sein. Sie wußte nur, daß man hiervon nicht leben und Hymnen und Hexameter nicht essen und Anapäste und Trochäen nicht trinken kann, und trieb ihn, wie die Sorge leibhaftig anzuschauen, immerzu an, irgendeine geregelte Tätigkeit als Pfarrer oder Schulmeister zu ergreifen.

So war Hamlet-Hölderlin das einzige geworden, was einer, der die theologischen und philosophischen Examina nur zur Hälfte bestanden hat, werden kann, Hauslehrer.

In diesem nach Stendhal, dem Schöpfer Julians, des ersten Romanhauslehrers, fürchterlichsten Beruf, geistig über den Herrschaften stehend, aber der Ordnung nach unter die Bedienten einrangiert, hat er fünf Jahre verbracht. Die beiden Frauen, seine Herrinnen, haben ihm allein diese Galeerenzeit erleichtert und versüßt: Zunächst die bedeutendste Frau jener Jahrzehnte nach der Frau von Stein, Charlotte von Kalb, an die ihn Schiller empfohlen hatte, und die bald — welch eine andere Mutter! — einsah, daß ihre Kinder, „die sie nahm, wie sie waren, nicht so selten veranlagt wären, daß ein Hölderlin ihnen die schönste Zeit seines Lebens, die besten Stunden jedes Tages, widmete".

Nach ihr hob Susette Gontard, die Frau eines unmäßig reichen Frankfurter Kaufherrn, die Seele des schönen kränklichen Jünglings auf, der wie eine rührende lebende Figur aus „Wilhelm Meister" in den nüchternen Umkreis ihres steifen äußerlichen Lebens gespielt worden war. Und sie mischte die bittersüßen Tropfen einer unmöglichen Liebe in ihr geistiges Verhältnis hinein. Und Diotima, die Verkünderin von dem Wesen der Liebe an Sokrates, wird der Name, unter dem er ihr in trunkenen Versen sein Herz übergibt. Bis zur tiefsten Erniedrigung durch den Geldstolz des protzigen Gatten, dem der Magister bloß eine lächerliche pauvre Person ist, hält sie ihn fest, der weinend seine schwachen Hände betrachtet, die den Frechen nicht züchtigen können. Und dann läßt sie ihn, dann stößt sie, ohne die Kraft, ihn zu halten, aufzubringen, die endlos

verwirrte Seele in die Wildnis der Menschheit als armen Hofmeister zurück. Vergebens mühen sich liebe Freunde dieses deutschesten Jünglings, sein versengtes Herz mit neuen Plänen und Hoffnungen zu wärmen. Der Abend, der über sein Inneres hereingebrochen ist, läßt sich kein Licht mehr aufgießen. Wie Empedokles, sein tragischer Lieblingsheld, weist er den Trost der Welt zurück. Und bald überfällt die finstere undurchdringliche Nacht den Gescheiterten, den von Apollo Geschlagenen.

So empfingen ihn die braven Tübinger Tischlersleute am Neckarufer aus der Hand des Schicksals, das er mit heiligen Versen besungen. Sie haben den verstörten Geist aus einer anderen Welt, den der wehmütige Zauber einer Ruine umgab, treulich behütet und wie ihre gute Stube gepflegt und gehalten. Alles, was seine zitternde Rechte noch hinschreiben konnte, verwahrten sie sorgsam auf wie sibyllinisches Gut. Nach jedem Fetzen Papier, der, von seiner Hand bekritzelt, achtlos herumlag, bückten sie sich wie nach den Eiern, die ihnen ihre Hennen gelegt hatten. Einmal fanden sie neben seiner Flöte ein Blatt. Auf dem stand zu lesen „Hälfte des Lebens", und darunter, fast wie Noten aufgeschrieben, die Verse:

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See.
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt

Ins heilig nüchterne Wasser.
Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt; im Winde
Klirren die Fahnen.

Ein andermal entdeckte die behäbige Meister Zimmerin ein Kalenderblatt unter dem Kopfkissen, auf dem sein verlodertes Haupt geruht hatte. Darauf war zu lesen:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Und eines Winterabends fand der heimkehrende Tischlermeister gar einen großen Bogen am Neckarufer vor dem Hause, der offenbar vom Erker hinabgeworfen, in den Fluß selbst geraten sollte. Mit schwäbischer Ehrfurcht entfaltete er ihn daheim, als er die Aufschrift las: „An den Großherzoglichen Hofrat Friedrich v. Schiller, jetzt wohnhaft im Elysio." Und buchstabierte dann langsam weiter: „Ich warte und warte auf eine Antwort Eurer Hochwohlgeboren auf meinen letzten Brief, den ich bis zum Rand mit Verzweiflung gefüllt Ihnen übersandt habe. O, auf die Knie könnte ich mich werfen und die Hände emporringen und Sie anflehen, mir irgendeinen Punkt in

dem seligen Kreise von Jena und Weimar um Sie herum zu vergönnen! Wissen Sie, welch ein bejammernswerter Tempelspruch jetzt über meinem Leben steht: „Nichts fürchten und sich viel gefallen lassen. Und — —?“ Der biedere Tischlermeister, dem bei diesem jäh abbrechenden Brieffragment die Tränen in die Augen stiegen, kannte nichts von Literaturgeschichte. Und er wußte nicht, daß, wenn überhaupt beim Mißverstehen zweier Menschen von „Schuld“ die Rede sein kann, die allbekannte Schuld Goethes um Kleist viel geringer war als die Schillers um Hölderlin, diesen nach seiner unzureichenden schulmeisterlichen Kritik „so subjektivistischen, so überspannten, so einseitigen Künstler, dessen unglücklicher idealischer Hang nicht durch die Opposition der empirischen Welt ins rechte Maß eingeengt worden war.“

Rührend mag auch der Anblick gewesen sein, wenn unser wackerer Tischlermeister Zimmer in seinem besten Staat nach Feierabend im Sommer oder an Sonntag-Nachmittagen in der schönen Umgegend von Tübingen seinen Pflegling, diesen noch in der Welt Gefangenen, als ein treuer Wärter spazieren führte, und man, auf heimatlichen Auen umhergehend, „Freundschaft, Liebe, Kirch' und Heil'ge, Kreuze, Bilder, Altar und Kanzel und Musik“ bedachte. Dann konnte es zuweilen an bedeckten Sommerabenden geschehen, daß diesem einsamen hinterweltlichen stygischen Paar plötzlich, von Studenten, die schwärmerisch zu ihm aufschauten, umgeben, der außerordentliche Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Uni-

versität Tübingen, Ludwig Uhland, begegnete, der scheu und wehmutvoll dem umschatteten griechischen Sänger nachblickte und für eine Weile seine Belehrungen über das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht aus Köln oder über den Stabreim im alten Wessobrunner Gebet unterbrach.

Das Jahr 1843 zerbrach endlich erst die Ruine Hölderlin völlig. In einer holden Sommermondnacht erkaltete er ganz, erlosch der Körper auch, der wie die Hülse einer Rakete noch lange und langsam am Boden im Grase verglimmte, während das Steigfeuer selbst in ihm längst verzischt war, eine goldene Spur am Himmel unserer Dichtkunst hinterlassend.

Grabbe

(Aus einem Aufruf für eine Grabbebüste in Düsseldorf)

„Oft in den schmalen und verwachsenen Gassen
Der Altstadt glaubt' ich, hier, Dein Bild zu sehn,
Es kam gekrochen, konnte kaum mehr gehen,
Den Tod schon im Gesicht, dem magern blassen.

Doch tapfer schnittst Du dem Feind Hein Grimassen
Und bliebst dann zitternd an den Häusern stehen,
Sahst lachend diese Welt sich um Dich drehen,
Dem wilden Geist in Dir wild überlassen.

Dich rühmte keiner einst, verirrter Sänger,
Ein Fuseldunst umwehte Dich, ein trüber,
Und Schatten tanzten um Dich, Rattenfänger,
Der Rhein floß vor Dir wie die Zeit vorüber.

So mög ein Stein hier deinen Ruhm bezeugen,
Vor dem sich heut die besten Deutschen beugen.

Dein mächt'ges Hirn, das einst Heroen speiste,
Grüßt dann vom Sockol uns mit hohem Leuchten,
Wie viele starben, die sich besser deuchten,
Nicht voll des Gottes, der Dein Blut durchkreiste.

Dein herber Mund mit Deinen schmalen Lippen,
Er würde noch im Tode sie verlachen,
Die alles fertig, doch nichts herrlich machen
Und ängstlich an dem Born des Bacchus nippen.

Und nächtlich, wenn rings alles um Dich schliefe,
Die Bäume wie die Menschen satt vom Leben,

Dann würde aus vergangner Zeiten Tiefe
Sich Dein zerrissenes Marmorhaupt erheben.

Und wie ein mitternächt'ger Zaubermeister
Riefst Du aufs neue wach die jungen Geister."

Der durchaus biedere und rheinisch ruhige Polizeisergeant Jean Grüttemeier hatte auf dem Bureau in Düsseldorf, wo er allmorgenlich zum Empfang von Befehlen antrat, die Order bekommen, sich auf die Neubrückstraße Nr. 171 zu begeben. Dort wohnte zwei Stiegen bei Madame Bauer nach hinten hinaus der ehemals fürstlich lippische Auditeur, oder „Kriegsgerichtsrat", wie man heute ihn dekorieren würde, Christian Dietrich Grabbe. Besagter frühere bessere Beamte, jetzige von Abschreibearbeiten, Rezensieren und allerhand Gelegenheitsschriftstellereien sich kümmerlich fristende Journalist hatte den Entschluß kundgetan, Düsseldorf zu verlassen und sich wieder in sein Heimatstädtchen Detmold im Teutoburger Walde zurückzuverkriechen. Obgenannter Polizist, der dazu ausersehen war, seine Abmeldung entgegenzunehmen und seine Personalien zu buchen, vernahm schon auf der ersten Stiege einen Lärm wie aus dem Tartarus von oben herdröhnen, als wollte eine ganze Kompanie wild gewordener Menschen dieses enge, feuchte winkelige Haus verlassen. Und als er weiterstieg, hörte er, ohne sie zu verstehen, die Worte: „Ha! Ihr stolzes Römerpack! Hab ich euch, seh' ich euch! Brüste dich nur, Quintilius Varus, stürze dich in dein Schwert! Du bist doch ein Maulfechter. Du hättest den

Degen dir in den Mund stecken sollen, statt in deine Gedärme! Aber du warst kein Stahl- und Eisenfresser und Messerschlucker! Hattest dir nur an Zeno und Cicero den Magen verdorben. Drum stachst du dich in den Bauch. Es mußte wieder heraus aus dir, das Unverdaute. Auf ihn, mein blonder Hermann! Seinen Legionen in die Stirne, ihr Chatten! Ihr vom Rücken, ihr rheinischen Tenkterer! Und ihr, ihr Brukterer, ihr meine lieben mit Schinken und Linsen gemästeten Westfalen, den Römern in die Flanke! Und von der andern Seite Cheruskas Reiterei, beweise den Römern, daß du das Lob verdienst, welches sie dir früher gaben! Nieder mit ihnen! Haut sie tot in der Dörenschlucht! Nieder die achtzehnte, die neunzehnte, die zwanzigste Legion!"

Der gemütliche Sergeant dachte eine Weile, er habe sich im Hause geirrt und hier werde eine Auktion abgehalten. Aber die Hauswirtin kam schon herzu, tippte mit ihrem Zeigefinger auf ihre Stirn, als sei dort drinnen die reine unfehlbare Vernunft verschlossen, und sagte ihm, er sei ganz richtig hier, dort wohne der tolle Kerl, der Grabbe, bei dem es freilich nicht ganz richtig hier oben im Verstandskämmerchen sei. Nachdem der Sergeant zweimal angeklopft hatte, ohne daß der Mensch, der unentwegt wie ein Hambacher Festredner drinnen wider die römischen Tyrannen weiter schwadronierte, „herein!" gerufen, erlaubte er sich, ohne weiteres so einzutreten. Da lag auf dem Bett oben über der Decke ein kleines, ausgehöhltes Individuum mit einem Reisemantel zugedeckt. Hielt in der

Linken einen vergilbten zerlesenen Tacitus und in der Rechten eine Degenscheide, mit der er unter fortwährenden Tiraden in der Luft herumfuchtelte oder auf die Bettkissen schlug. In dem Hofzimmer um ihn herum sah es so unordentlich aus wie in ihm selber. Papierschnitzel und alte Zeitungen lagen auf dem Boden, ein halb zugeschnürtes Felleisen, aus dem schmutzige Wäsche zum traurigen Vorschein kam, stand dazwischen, eine verschossene Uniform, der der Aufhänger fehlte, jammerte über einer Stuhllehne. Die Schiebladen an den Schränken, dem Tisch und der Kommode waren schief aufgezogen und starrten in das Zimmer, das wüst und schon halb verreist aussah.

„Sie sind Herr Grabbe, fürstlich lippischer Auditeur a. D. — —?"

„Ja, Euer Majestät! Grab—be, sepulchrum plus be. Wenn Varus gesiegt hätte, würden Sie das verstehen. Und wären jetzt römischer Aedile und nicht preußischer Polizist und läsen beim Kaffee Seneka statt Ihres Morgenblättchens und hießen Caius Roscius Faber und ihre Frau Flavia Sabina Lavinia statt Traudchen und konjugierten amare und disputare mit ihr über den Tisch. Ob ich a. D. bin? fragen Sie noch! Seh' ich nicht aus wie a. D. von oben bis unten: Meine Haare, meine herrliche Stimme, meine meteorischen Augen, meine Podagrabeine, alles ade! Ich bin aus jedem Dienst geraten. Nur mit den Musen liebäugele ich noch herum. Und ich werde eine „Hermannsschlacht" mit ihnen zeugen, desgleichen nicht da war seit Pindar und Homer. Kennen Sie den Teutoburger Wald

im Wintersturm? So soll es werden, grau in grau, und die Farben nur ganz sparsam daraufgesetzt. Wie im Nebel müssen alle Menschen stecken und draus hervorwachsen riesengroß wie Brockengespenster. Ich werde das gewaltig machen, wenn ich nicht daran erfriere.

Was ich sonst treibe? Ich habe mich selbst zum Hungertode verurteilt, wie Sie sehen. Ich bin einmal von einem Hund gebissen worden, aber das war nur Homöopathie für mich. Ich bin seit der Zeit bloß mehr halb so toll wie früher. Wollen Sie auf meine Gesundheit a. D. mit mir trinken?"

Dabei beugte sich Grabbe über den Bettrand und holte unter der Matratze vom Boden her eine Schnapsflasche: „Was! Sie mögen nicht? Ein Polizist, der nicht trinkt! Sie sind eine Abnormität, mein Bester! Ein Druckfehler der himmlischen Setzerei. Ich werde mit Ihnen durch Deutschland herumreisen wie Aubry mit seinem Hund. Ich lasse Sie als Moralisten in meinen Stücken auftreten. Sie werden Kassa machen! Sie werden Raupach und die Birch-Pfeiffer matt setzen mit ihrer Tugend! Sie staunen über meine Zugkraft beim Trinken! Das ist aber auch die einzige, die ich besitze. Alle Freunde fallen von mir ab. Auch dieser Immermann ist mein Brutus geworden. Und da ich keinen Ruhm habe, muß ich mich mit Rum begnügen. Lachen Sie nicht! Dieser Witz ist nicht von mir. Er stammt von Shakespeare und ist höchst mittelmäßig wie der ganze Humor dieses Bombastus Phrasiasticus. Wir haben uns diesen grausigen mittelalterlichen Götzen

durch die Gebrüder Schlegel, die ihn übersetzt hatten, aufschwätzen lassen und werden ihn nun nicht mehr los wie das Christentum, verhunzt durch Chateaubriand. O Sie glücklicher Mann aus Böotien, Sie ahnen von alledem nichts! Sie wissen nicht, welch eine Weltanschauung Ihnen zurecht geschneidert wird! Sie hören nichts von dem Zusammendonnern der Ideale über Ihnen! Sie sind taub für die Universalgeschichte. Wollen Sie sich eine Pfeife anzünden? Hier ist ein Fidibus! Schauen Sie, es steht ein Gedanke von mir darauf gekritzelt. Es soll mich freuen, Ihnen mit einer Idee von mir Feuer für Ihre Tabakspfeife gegeben zu haben. Vorausgesetzt, daß sie nicht explodiert davon!"

Der Polizeisergeant lehnte auch zu rauchen ab. Jedoch setzte er sich, da er sah, daß die Sache noch lange dauern konnte, und er Spaß an dem kuriosen kleinen Kerl bekam, auf den zerrissenen Strohstuhl an das Bett. Und dann examinierte er gemächlich, denn er hatte viel Zeit, weiter: „Also, Sie wollen unsere Stadt verlassen?"

„Ihre Stadt!" schrie Grabbe ihn an und warf die Säbelscheide an die Wand: „Ihr Schilda, Ihr Abderitendorf wollten sie sagen! Hier kann einer nicht mit schiefem Hut über die Straßen gehen, ohne daß ihm nachgerufen wird: „Der ist wohl geck!" Vollends, wenn einer wie ich den ganzen Kopf schief auffsitzen hat, ist er bankrott. Hier muß einer dumm oder reich sein, um etwas zu gelten. Aber am besten ist er alles beides zusammen. Ja, ich verlasse diese Einöde für Menschen mit Gehirn. Schadow über euch! Aber vorher habe ich diesen Philisterseelen

einmal die Wahrheit gesagt. Über ein Jahr lang habe ich Ihnen meine Theaterkritiken wie Lebertran eingelöffelt. Habe Ihnen gesagt, daß Goethe ein aufgedunsener Patrizier und stocklangweiliger Skribent gewesen ist, dessen Prosa zu Schlafpulver umfabriziert werden sollte. Habe ihnen klar gemacht, daß ihre ganze Malerei das Siccativ nicht wert ist. Habe Ihnen bewiesen, daß Shakespeare ein Popanz und ein liederlicher Arbeiter gewesen ist, und daß Schiller in seinen Dramen Schnitzer gemacht hat, die man einem Quartaner um die Ohren schlagen würde. Habe Karl Maria von Weber einen dürren trommelfelligen Melodiensammler genannt, was er ist, und den Grafen Platen einen modernen Frauenlob, was er nie sein kann! Nun verschwinde ich wie der Stern, der über Bethlehem stand. Augustus mag sich hüten in seiner Herrlichkeit. Auch ihm werden sie sein Handwerk legen, diesem Immermann! Ich kann prophezeien wie Raupach in seinen Hohenstaufenstücken, die er mir zur Parodie geschrieben hat. Ehe die Erde um ein Jahr älter geworden ist, wird Immermanns ganze Bühne an der Schwindsucht verreckt sein. Sie hätten ihn längst vor die Tore gejagt, wenn ihm nicht der Landgerichtsrat als Respectsperson für sie im Rücken säße. Sie wissen, wir sind auseinandergekommen wie Schillers feindliche Brüder. Mein Ingenium ist zu groß für die Ereignisse, in denen er sich Genüge tut. Aber ich salutiere noch im Grabe vor ihm und blase ihm noch auf dem Totenbett einen Tusch, a posteriori.

Da ist seine morganatische Frau, die Gräfin Ahlefeldt, Sie müssen sie kennen, Lützows wilde verwegene Jagd, jetzt als Accoucheuse bei Immermann in Diensten, wenn er dichten muß. Ein göttliches Weib! Sie liebt meine Verse und lobte sie einmal so sehr, fast wie die seinigen, was weniger meine Freude hervorgerufen hätte. Da habe ich sie aus Dankbarkeit in die Hand gebissen, daß mir beinahe zwei Finger von ihr echt schroffensteinisch im Munde hängen geblieben wären. Seit dieser Liebeserklärung zürnt sie mir. Was wollen Sie? Ich konnte ihr doch keinen Kuß versetzen! Ich, ein Kerl, der auf drei Meter nach Likör riecht gegen den schärfsten Nordwind. Boreas! Deine Erinnerung macht mich frieren. Ich lebe von fixen Ideen, wie die Leser der Klaurenschen Romane von den Speisekarten ihres Autors. Was ich mir vorstelle, genieße ich. Sehen Sie, jetzt ist es eiskalt hier wie im Hamlet auf der Terrasse. Man muß seine Freuden multiplizieren. Nun schmeckt mir das Zeug noch dreimal so gut!"

Damit steckte Grabbe die Rumflasche zwischen seine vom vorgestellten Frost zitternden Zähne und leerte sie in einem verwegenen Zuge, während der Polizist geduldig und dümmlich zu ihm wie ein Bauer zum gestirnten Himmel emporschaute.

„Ich schenke Ihnen die leere Flasche. Da! Nehmen Sie sie! Sie können ein Grabbe-Museum damit anfangen. O dieser Duller, dieser Narr! Es ist einer meiner Biographen, verstehen Sie! und trägt meine abgetragenen

Gedanken auf. Ich habe ihm blau gemacht, daß meine Mutter mich an dieses liebenswürdige Elixier gewöhnt hätte, indem sie mir als Kind jede Nacht den Schnaps ans Bett gestellt. Ich wollte einen neronischen Zug in meine Jugendzeit bringen. Sie schien mir noch nicht finster genug. Meine Mutter hat mir nichts anderes zu trinken gegeben wie ihre eigene Milch und die unserer Ziege, die den Gefängnisrasen abfraß. Sie müssen wissen, ich bin im Schatten eines Zuchthauses aufgewachsen, als Sohn eines Stockmeisters. Ich habe in meiner Kindheit dieselbe Luft eingeatmet mit Mördern, Einbrechern und Falschmünzern. Sie haben mich angesteckt. Ich bin infiziert von ihnen für mein Leben lang. Alle ihre bösen Gedanken habe ich mit einsaugen müssen. Blutgier und Raublust ist mir von ihnen eingeimpft worden. Kein Wunder, daß dies in meinen Stücken ausschlägt, vom „Herzog Theodor von Gothland", meinem ersten größten Geschwüre, an!"

Der Sergeant war von allen diesen Reden, von denen er kaum ein Fünftel verstand, ganz irr geworden. „Aber Sie sind doch Auditeur geworden und gewesen?" unterbrach er den Wortschwall, weil er angesichts dieses kleinen zappelnden Trunkenboldes plötzlich an seiner Identität mit dem früheren höheren Beamten zweifelte. Da sprang Grabbe vom Bett empor, riß die alte grüne zerrissene Uniform von der Lehne und rannte geradezu in sie hinein. „Wie!" schrie er: „Sie zweifeln an meiner gesetzmäßigen bürgerlichen Vergangenheit?" Und damit knöpfte er sich

die fuchsig gewordenen Goldknöpfe zu und warf sich in eine komische Positur, durch das Zimmer stolzierend: „Ich habe alle mir möglichen Examina mit „optime“ aus dem Ärmel geschüttelt. Ich war einer der besten Schüler, und meine Lehrer schämten sich vor mir ihrer geringen Begabung. Mit 22 Jahren hieß ich Advokat. Serenissimus, mein Fürst, sagte von mir: „Hm! Dieser Grabbe könnte der achte der sieben Weisen genannt werden“, eine Bemerkung, die ebenso albern wie richtig war. Meine Untertanen liebten mich wie einen Solon, die Soldaten mußten vor mir Männchen machen und präsentieren, wenn ich über die Straße kam, und mein Herrscherhaus verehrte mich, wie Sie hörten. Und wenn ich einen Lakaiencharakter gehabt hätte, so wäre ich das gleiche für Lippe-Detmold geworden, was der Erzphilister Goethe für Sachsen-Weimar zu seiner Schande geworden ist. Aber Mazedonien war mir zu klein, und mein Genie mir zu schade, es an die Kette zu legen. Es ist ja auch alles gleich, wenn wir sterben und zu Wurst gemacht werden.“

Damit fiel Grabbe wieder ganz aus dem angenommenen Habitus in die alte Schlaffheit zurück und streckte sich von neuem auf sein Bett, indem er immerzu in seinem lippischen Platt wiederholte: „Et eis olle dum Tuig!“ Dann griff er nach dem Tacitus und strich sich mit dem Buch mehrfach über seine Stirn, die fast so groß war wie sein ganzer übriger Mensch.

„Sehen Sie, nun kommen mir allmählich wieder erhabene Gedanken. Ich mache das immer so, wenn ich

kleinmütig werde. Das sind meine magnetischen Kuren. Dreimal mit dem Tacitus über die Stirn gefahren, und ich vermag Rom zu überdenken. Versuchen Sie es einmal! Legen Sie sich den Kant nachts unters Kopfkissen! Und ich wette, in vier Wochen wird ein Danton aus ihnen. Oder benutzen Sie die Romane der Gräfin Hahn zu gewissen Zwecken, und topp! über zwei Jahre werde ich Sie im Kloster besuchen können. Trefflich, nicht wahr?

Wer nicht Zoten reißen kann
Ist kein rechter Ehrenmann.

Der Vers gehört mir, wiewohl Heine ihn gern gemacht hätte. Wissen Sie, daß heute vor fünfzehn Jahren in dieser unheilvollen Stunde Napoleon gestorben ist? Wer hat ihn malen können, den Adler im Flug, außer mir, dem Buonarotti des deutschen Dramas?"

Der Sergeant erhob sich nnd fragte, noch ein wenig eingeschüchtert durch die fremde hohe Uniform seines Gegenüber: „Also, ich darf Sie nach Detmold abmelden?"

„Ja! Schreiben Sie: Genius Grabbe in trauriger Verpuppung unter den Menschen lebend, für kurze Zeit noch nach seiner Vaterstadt abgemeldet, im Begriff, die letzte Reise nach seinem Ziel „Unsterblichkeit im Elysium" anzutreten."

Otto Ludwig aus Eisfeld

Im Siechenbette, auf dem er nun seit mehr als einem Jahre auf dem vom ewigen Liegen schmerzenden Rücken ruhte, richtete und hob sich Otto Ludwig der Künstler, leise in sich hineinächzend, ein wenig empor. Die Türe war behutsam und rücksichtsvoll, wie alles, was um einen Kranken geschieht, geöffnet worden, und seine Frau trat kaum hörbar auf wollenen Hausschuhen mit dem gewohnten Mittaggerstenschleimsüppchen an sein Lager. Und mühsam versuchte die rührende, halb aufgerichtete, halb zusammengesunkene Gestalt vor ihr aus dem Bett sie anzulächeln: Die Gestalt des Mannes, mit dem sie acht Jahre verlobt gewesen war und zehn Jahre verheiratet und dem sie drei frische gleich ihr gesunde Kinder geboren hatte. Sein großartiger Kopf war noch immer schön zu nennen: Umrahmt von vollem, langem, schwarzem Haar über einer hochgewölbten Stirne, die in ihrer schneeweißen Faltenlosigkeit Krankheit und Leiden zu verachten und zu überwinden schien. Was den ernsten tiefliegenden Augen freilich nicht mehr gelang. Denn sie sahen aus rötlich entzündeten Rändern wie zwei gescheuchte und fast verzweifelnde Verbannte hervor. Und der graue Bart lag lang gewachsen und ungepflegt wie ein verwitterter Leichenstein über der eingesunkenen Brust. Während seine Beine und Füße, die kaum mehr benutzten, unter der Decke dürren umwickelten Stöcken glichen. Das mühsam erzwungene Lächeln auf dem Antlitz dieser lebendigen Leiche, das weh-

mütig wie eine Maskerade über die kolossalischen Trümmer seines einst auffallend schönen Hauptes zog, schnitt seiner Frau in die Seele, wie man sich damals in Romanen ausdrückte. Und wie der Lebende und Gesunde oft vermeint, daß Nahrung und Trank das Leiden verscheuchen und den Kranken allmählich und neu an „die freundliche Gewohnheit des Daseins" fesseln könnten, hielt sie die Tasse mit verdreifachter besorgter Zärtlichkeit dem siechen Dichter nahe. Der aber wehrte leise mit seinem krampfhaften Kopfzucken ab. „Noch ein wenig Ruhe!" hauchte es von seinen weißen Lippen. Und wie zur Entschuldigung fügte er, wahrhaftig und wirklich den Humor seiner Lage packend, hinzu: „Mein Rücken ist noch zu matt. Er tut ja alleine noch Arbeit an mir. Alles andere feiert wie im Dorf Sonntag Nachmittags."

Und lächelnd sinkt er zurück, und leise, wie sie erschienen ist, verschwindet die Frau hinter der sacht sich schließenden Türe, indem sie die Kinder, die neugierig und ängstlich dahinterstehen, mit einer abweisenden Armbewegung zur Wartefrau zurückscheucht. Nur den ältesten Jungen, ihren Liebling, nimmt sie mit in das rückwärts gelegene Klavierzimmer ihrer düstern Dresdener Mietswohnung und übt mit ihm, tapfer die Tränen hinunterschluckend, „das Schaukelpferd" und „Mädchen, warum weinest du?", mechanisch und gedankenfern den Takt mitzählend.

Otto Ludwig, der kranke Poet, aber begann, in die Kissen zurückgefallen, still vor sich hinzuträumen:

Von Eisfeld natürlich, seiner kleinen lieben thüringischen Heimatstadt, von der er fast immer träumt, kaum daß er die Deckel über die matten Augen zieht. Und wieder fliegt er einschlummernd in jenes Städtchen und seine Jugendzeit zurück: Er sieht sich, den mit zwölf Jahren schon vaterlosen Knaben, durch die engen Gassen der geliebten deutschen Kleinstadt wandeln. Dort steht die Stadtkirche, und dahinter am Markt das Rathaus und die Apotheke und der Gasthof zum „Deutschen Haus". Unterhalb geht es zur Altstadt und über den Mühlgraben und über die Werrabrücke, darunter das Flüßchen, munter wie ein echter Thüringer, vorüberspringt. Und von oben über dem Markt alles andere überragend blickt das Schloß mit seinem großen Turm und seinem steinernen Haus mit dem souveränen Selbstbewußtsein eines deutschen Duodezfürstchens von anno dazumals auf das richtige Kleinstadtleben, das zu seinen Füßen zwischen Himmel und Erde sich abspielt. Dort steht noch im Traum sein Geburtshaus, das später im großen Brand von 1822 zerstörte Amtshaus seines hochangesehenen Vaters, des weiland juristischen Beraters und Syndikus der Stadt Eisfeld, der dazu noch „hildburghäusischer Hofadvokat" gewesen und noch eine ganze Reihe anderer einstiger langer reichsdeutscher Titel hinter sich hergeschleppt hatte, die er allesamt im frühen Grabe vor dem ungehobelten Gesellen Tod ablegen mußte. An jenem kaltem Wintermorgen, drei Jahre nach dem unvergeßlichen Brand, da man ihn früh um sechs zum Friedhof getragen hatte, und der kleine

Knabe fröstelnd neben der schwarzen weinenden Mutter an der offenen Gruft stand, über welcher der Pastor aus dem Buch Hiob geprediget hatte: „Ich bin nacket von meiner Mutter Leibe kommen, nacket werde ich wieder dahinfahren."

Ganz in der Nähe des Elternhauses stand und steht noch das Haus des vermögenden Oheims, des allzeit fröhlichen Bruders seiner Mutter, des verwitweten Kauf- und Handelsherrn Christian Otto, auf dessen lustigen Vorschlag eigentlich das Kind Ludwig seinen Vornamen bekommen hatte, auf daß sich in ihm, wie der Oheim Christian gesprochen hatte, auch das Geschlecht der Mutter lebenslänglich erhalte. Wie sich beispielsmäßig in einem gesalzenen Bücking das Meer konserviere. Aus diesem Gleichnis merkte man gleich wieder, in welcher Sphäre der Oheim Lustig sich bewegte; denn er hatte einen Kramladen und zwar den größten und besten in ganz Eisfeld. Und keiner konnte unangemeldet zu ihm kommen. Denn jedesmal, wenn man die Türe aufstieß, klingelte es und zitterte es durch das ganze Haus. Und gleich danach erschien irgendein Angestellter oder die Wirtschafterin, die wilde Lisbeth Heinlein, von der man nie wußte, ob sie nach Kümmel oder nach Vanilleschnaps roch. Oder der dicke Herr, wie er in der ganzen Stadt hieß, erschien höchst selbst in eigener Person, elfenbeinerne Berlocken und Eberzähne an der goldenen Uhrkette über dem Bauch. Und bisweilen roch auch der dicke Herr selber leider ein wenig nach Kümmel oder Vanille, was leider von den Küssen herrührte,

die er hinter der Ladentüre seiner wüsten Wirtschafterin zu versetzen wußte.

Eine Reihe von Jahren aber war auch auf das Klingeln ein merkwürdiges Individuum hinter dem Ladentisch hervorgekommen, das der kranke Dichter in seinem Traum jetzt deutlich vor sich sah: Das Wesen schaute aus wie ein Jüngling, mit einer grünen Schürze vor den Beinen, linkisch in seinen Bewegungen. Es summte eine Melodie in sich hinein, die es eben auf dem Flügel nebenan für sich komponiert hatte und sah den Käufer oder die Käuferin ganz verträumt und verdutzt an, als hätte es fragen wollen: „Was wünschen Sie: Ein Pfund Beethoven, eine Elle Schubert oder für 2½ Neugroschen Shakespeare?“ Und dann kam es vor, daß das verträumte Wesen Mandeln statt Linsen oder Anissamen statt Schnupftabak zuwog und einem einen gedörrten Stockfisch statt eines Koburger Brotes in den Korb legte. Bis der dicke Herr mit dem Gesicht und dem Bauche lachend hinzukam und ihn in die Seiten kitzelte und neckte: „Was bistu nun: Otto Ludwig oder Ludwig Otto?“ und ihn schmunzelnd vom Ladentisch zur Musik zurückjagte. Und dann wieder sah er im Traum das nämliche linkische verträumte Wesen als häuslichen Friedensrichter zwischen dem dicken Herren und seiner Ehefrauaspirantin und späteren wirklichen Ehegemahlin, der roten Wirtschafterin Heinlein, stehen: Wie er ernst und würdig wie ein Archont auf dem Areopag die Parteien miteinander verglich und das immer mehr in den Schnaps und das gefährliche Alter hineingeratende

Weib mit einem festen Blick seiner klaren Augen in einen Schmollwinkel scheuchte, in dem sie langsam abrüstete.

Fernab von dieser realen Region, in welcher der Dichter der „Heiteretei" und der unglückseligen Familie Nettenmair erwuchs, lag ein Bezirk, von Hecken umfriedet und abgeschlossen gleich dem Heiligtum von Dodona, wo Priester und alte Frauen aus dem Rauschen der Eichbaumwipfel weissagten. Dorthin zog es den kranken Dichter auch noch von seinem Sterbelager am häufigsten, und er träumte von jenem Ort wie Adam und Eva, da sie ausgetrieben waren, von dem Paradiese. Es war der Garten, den er von seinem Vater geerbt hatte, seinen Garten, sein Stück deutscher Erde, von dem er sich erst nach sechzehn Jahren trennen konnte, nachdem er von Eisfeld längst fortgezogen war und ihn nur mehr bloß in Gedanken oder im Traume besaß.

Es war ein echter deutscher Berggarten vor der Stadt an einem Hügelhang über Eisfeld gelegen, von dem aus man den Thüringer Wald und in der Ferne die drei Gleichen und die Rhön wie eine Reliefkarte beschauen kann. Alle Bäume gaben sich in diesem Garten ein Stelldichein: Tannen und Kiefern und Eichen und Buchen, und der mit ihnen heranwachsende Jüngling war mit jedem von ihnen so vertraut wie sein „Erbförster". Mitten dazwischen von jungen Nußbäumen wie von einer Schar Kinder umstanden liegt das Gartenhaus. Dort mitten im Grünen hatte er zuerst geklimpert und komponiert und Shakespeare gelesen und die frühesten eigenen Verse und

Reime hart und schwerfällig zusammengeschmiedet. Dort hat er Trio gespielt mit musikalischen Freunden und der deutschen Natur rundum deutsche Musik vorgemacht. Hatte seine erste Oper den „Liederkönig" da ersonnen, erdichtet und teilweise in Noten gesetzt und die komische Oper „Signor Formica" beschlossen, um sie nach dem Anhören von Mozarts „Figaro" selber einstimmig abzulehnen. Dort unter den Bäumen hatte er oft bis in die Winter hinein mit den Herren Goethe, Wieland, Bürger, Jean Paul und Lessing auf „du und du" gestanden und dazwischen sein eigen höchst wunderlich Wesen getrieben, wie der dicke Herr und Oheim meinte. Dort war ihm die schöne „Agnes Bernauerin", der Engel von Augsburg, in den er sein Leben lang unglücklich verliebt bleiben sollte, zum ersten Male begegnet. Dort hatte er sich, ein halber Musikus, ein halber Tragikus, aus der Bibel Makkabäermut gelesen und eigene Figuren zwischen die ihm nur zu bekannten riesengroßen Shakespearischen Gestalten, hinzustellen versucht.

Dort in seinen geliebten Garten, der ihm aus jedem Vogelmund Buschlieder vordichtete, war ihm angesichts der herrlichen Natur, die ihn umgab und der großen Geister, die er zu Gast bei sich lud, aber auch der erste Zweifel an seinem Talent gekommen, der sich wie ein böser Rostfleck nie mehr fortwischen lassen wollte. Dort zwischen Blättern und Gräsern und zitternden Schmetterlingen hatte er auch die Nervenkrankheit am siegreichsten bestanden, an der er nun darniederliegt. Die rätselhafte Krankheit, die

kein Arzt recht ergründen und erklären kann, und für die jeder irgendeinen andern scheußlichen Namen von Skorbut an bis zum Gallenstein zu erfinden wußte. Damals verjagte er noch mit einer steten heftigen Zuckung des Kopfes, die ihm, wie er scherzhaft meinte, seinen einzigen Titel „Der Schüttler" eintrug, die Steifheit, die seine Glieder später vergipste, daß er bald in den Händen, bald in den Beinen hörnern wie Siegfried ward, und nun gelähmt gleich dem Gichtbrüchigen von Kapernaum, von dem der Apostel Markus erzählt, auf seinem Lager lag.

Aber im Traum trug es den armen Poeten wiederum aus dem einsamen, zufriedenen Stillleben seines grünen deutschen Gartens in das Städtchen Eisfeld zurück. Und er erlebt seine erste Première wieder, die Uraufführung seiner dritten Oper, der ersten wirklich vollendeten. „Die Geschwister" heißt sie und spielt im Tirol des Andreas Hofer, und ihren Text hat er, Richard Wagner vorwegnehmend, selber gedichtet. Er sieht sich wieder in dem Saal des kleinen Eisfelder Theaterchen von damals, den ersten Lorbeerkranz in den zitternden Händen: Umarmt von den jubelnden Triokameraden und vor Rührung von dem dicken Herrn, der überstolz auf den aparten Neffen ist, an seinen Bauch und die breite goldene Uhrkette gedrückt. Und begratuliert von dem ganzen freiwilligen und unfreiwilligen Orchester der Reichskleinstadt Eisfeld. Das besteht aus Förstern, die das Waldhorn blasen, Doktoren, die die Trompeten handhaben, Schlächtermeistern, die sanft die Flöte fingern, Anstreichern, die flott die Violine streichen

und dem reingewaschenen Schornsteinfeger, der die Pauke schlägt. Und alles zusammen schaut aus wie ein Holzschnitt für das deutsche Volk aus der Bildermappe seines jetzigen Dresdener Freundes Ludwig Richter, und darunter könnte stehen: „Der glückliche Komponist".

Und hernachen, wie das Musizieren und Quierilieren und Fiedeln vorüber ist, geht es mit den begeisterten Freunden ein Stück die Berge hinauf, um in der Frühlingsnacht die erhitzten Köpfe abzukühlen. Unterwegs reißen sie aus einem Saatfeld einen vergessenen Schreckmann los und tragen den Popanz, den sie zum Vertreter aller erzmiserablen deutschen Pedanten ernennen, im Triumph vor sich her. Einmal verschwören sie sich in der ersten Rage, mit ihm nach Leipzig zu laufen, um die Musikrezensenten und die uralten Leute, die dort regieren, totzuschlagen. Aber der Weg wird ihnen denn doch ein wenig zu weit. Und so beginnen sie beim Abstieg zum „Deutschen Haus" mit der stockkonservativen Vogelscheuche eine Kontroverse über den Idealismus und den Realismus in der Kunst. Immer erregter wird die Auseinandersetzung, da die idealistisch gesinnte Vogelscheuche hartnäckig auf ihren orthodoxen Ansichten besteht. Bis schließlich die erhitzte Jugend aus ihrem Realismus Ernst macht und mit zornigen Spazierstöcken auf den Popanz einschlägt, daß die Fetzen von ihm in die Nacht hinausfliegen, und immerzu schreien: „Nieder mit dem Schulmeister in der Kunst!"

Und plötzlich erwacht der kranke Otto Ludwig aus seinem

Traum, von den Schlägen, die seine hageren Hände immerzu auf die Bettdecke und die stockdürren Beine unter ihr trommeln lassen. Verschwunden ist der ganze Traum, bis auf das Letzte, den Ruf: „Nieder mit dem Schulmeister in der Kunst!", der ihm noch im Ohre hängt, wie er selber zwischen Idealismus und Realismus liegend sich langsam in die Welt und die Zeit, die ihn jetzt umgibt, zurückfindet. Dort steht Magnesia für den Magen auf dem Nachttisch und daneben Digitalis für das Herz und Senfpflaster für die Brustkrämpfe. Und daneben an den Stuhl, über dem seine wollenen Troddelsocken hängen, lehnt seine lange Pfeife, sein liebstes, sein „einziges Requisit", dessen Genuß ihm der himmlische Regisseur entzogen hat. Denn der hat es nicht so gut mit ihm gemeint wie der irdische, Eduard Devrient, sein bester Freund, der sie ihm einst geschenkt hatte.

Und dann muß er sein Leben zwischen dieser soeben überträumten Jugendzeit und heute überdenken: die Versuchsjahre als Musikus in Leipzig unter dem ihm seelenfremden Mendelssohn, bis ihn schließlich die Musik ganz verläßt, er keine Oper, kein Konzert mehr mit seinen Ohrnerven verträgt und sich im Bett liegend nur mehr stumme Musik aus der Partitur vormachen kann. Und dann ihr „Widerspiel", die Werdejahre als Tragikus in Dresden und um Dresden herum, bis ihm die Waldtragödie vom „Erbförster" den ersten bleibenden Lorbeer — denn der Eisfelder Opernlorbeer war längst verblichen — um den Euripideskopf legte. Und schließlich die Lehrjahre, in denen,

wie seine Kameraden aus der Eisfelder Volksschule das Hobeln, das Faßreifenbinden und Schneidern als Gesellen „studiert" haben, er selbst die schwere Kunst „deutsche Prosa zu schreiben" erlernt hat, darin er einer der ersten Meister für alle Zeiten geworden ist.

Und nun will ihm sein ganzes poetisches und prosaisches Künstlerdasein, das er geführt hat, wie ein einziger ewiger Kampf mit dem Schulmeister vorkommen, den jeder Deutsche zu seinem Jammer und seiner Qual mit sich herumschleppt. Und wieder möchte er wie damals als Jüngling mit dem Stock, ja selbst mit der kaum mehr benutzten langen Pfeife auf den bewußten Schulmeister in der Kunst dreinschlagen. Aber nun ist es zu spät dazu: Er hat fast die ganzen vollen letzten zehn Jahre seines reifen Lebens damit zugebracht, die dramatische Anatomie und die Gesetze der Tragödie, mit denen man die deutschen Dichter gruselig machen kann, durchaus zu studieren, und Schiller an Shakespeare abzumessen, bis kein gutes Stück mehr von Schiller übrig blieb. Und wie der corpus Otto Ludwig an Skorbut, Rückenlähmung und den Folgen der englischen Krankheit hinschwand, war der spiritus Otto Ludwig an den echt deutschen Krankheiten, der Skepsis, Grübelei und Formuliererei eingegangen. Über seine Shakespearestudien gebeugt, in die endlosen und fruchtlosen Auseinandersetzungen über Idealismus und Naturalismus eingeklemmt, war der Dichter in ihm selber immer dünner geworden. Vergebens hatte der Schulmeister stets wieder beruhigt und gemahnt: „Das Denken

macht erst den Mann.“ Es war ihm nicht wohl geworden bei seiner toten Dramaturgie und seinem Suchen um die Wahrheit, und Shakespeares Riesenbild hatte ihm wie dem Jüngling von Sais allen Mut und alle Kraft und Totalität verschlagen. Und nun liegt er von vierundzwanzig unvollendeten dramatischen Fragmenten wie von Gespenstern und Waisen umstanden auf dem Totenbett. „Und so ist's, und nu ist's fertig!“ wie sein schönstes Geschöpf, die Heiteretei, sagen würde.

Und während er noch wehmütig dies halb gewonnene, halb verlorene Leben sich ins Bewußtsein projiziert und von seinem baldigen Grabe aus überdenkt, hört er draußen die wohlbekannte Stimme seines Freundes und Jüngers, des Hofschauspielers Joseph Lewinsky. Der ist von Wien herbeigereist, um ihm von dem großen Erfolg der Makkabäer an dem Hofburgtheater zu erzählen und ihm mit seiner bedingungslosen Anerkennung das kranke Herz zu erheitern. Und leise lächelnd hört er die schönklingende Stimme des Mimen schon draußen die seufzende Frau mit den Schillerschen Versen trösten, die der leidende Poet wie süße Medizin einschlürft, während der Schulmeister in ihm schnell noch: „Wie unschön das wieder gereimt ist!“ dabei denken muß:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
wenn der Leib in Staub zerfallen,
lebt der große Name noch.“

Lenau

(Leo Greiner, seinem heutigen Verkünder, insbesondere gewidmet)

Als das Feuer Lenau in der Frühe eines Sommermorgens erlosch und der Irre seinen schönen Kopf mit den graulich gewordenen, leeren Augen, die nichts mehr fassen konnten, auf die Seite zum Tode neigte, begann über seine gelöste Seele ein wilder Streit zwischen dem König der Hölle und dem Engel, dem Abgesandten der himmlischen Gnade. Und um zu versuchen, miteinander über den Besitz seiner Seele einig zu werden, beschlossen sie, des Dichters Erdenwallen zu erzählen und ihre Berichte dann zu vergleichen. Und der Teufel begann also Lenaus Leben zu schildern:

„Er war ein verwöhntes Kind, der Sohn eines Spielers und leichtsinnigen adligen Patrons und verunglückten Militärs, der sich mit dreißig Jahren in den Tod gejeut und gelumpt hat, der Weib und Kinder im Stich ließ, um in Wien den vornehmen Baron zu spielen, der seinem einzigen Sohn nichts vermachte als Schulden und die Erinnerung an eine derbe Maulschelle und einen Fußtritt. Die Mutter, die sich zum Kummer ihrer bürgerlichen achtbaren dalmatinisch deutschen Eltern dem schönen Ungarn an den verlogenen Hals geworfen hatte, holte den Mangel an Liebe, der ihr bei dem Halunken von Gatten zu teil wurde, an dem Söhnchen nach. Indem sie es verhätschelte und mit Zucker aufzog und ihn bediente und hofierte und liebkoste und in der Frühe mit „Niki, mein Goldsöhnchen!“ aus

dem Bett zog, um ihn abends mit „Niki, mein Herzensschatz!" wieder hineinzulegen. Als einen solch verzogenen Schlingel bekamen ihn endlich die beiden hochangesehenen adligen Großeltern, die von vornherein gegen die Verbindung ihres vornehmen Sohnes mit einem bürgerlichen Fräulein gewesen waren und natürlich ganz genau vorhergesehen hatten, wie eine solche Mesalliance auslaufen würde. Vom ungarischen Lande kam der ausgewachsene sechszehnjährige Bengel zu diesen alten Leuten, deren Titel und Adresse man nicht in einem Atemzug nennen konnte. Denn er lautete: „Kommandant der Monturs-Ökonomie-Hauptkommission zu Stockerau (nördlich Wiens)."

Der Verkehr mit den würdigen Alten, die er „Euer Gnaden" anreden und bei denen man still am Tisch sitzen mußte, ohne die Beine überzuschlagen oder sich anzulehnen, gefiel dem jungen Musjö durchaus nicht, der gewohnt war, bei der zärtlichen Mutter sich mit den Schuhen auf jedem Sofa herumzurekeln. Und wer weiß, was er alles gegen sie getan hätte, wenn nicht der baldige Tod und damit das Testament der beiden wohlhabenden Großeltern verlockend über dem Hintergrund seiner Zukunft gehangen hätte. So begnügte sich der Junge damit, gelegentlich den alten Leuten durchzubrennen und zu der süßen Mutter heimzureisen, die das Ihrige dazu tat, das Herz ihres Sohnes gegen die „starren adelsstolzen tyrannischen alten Seelen" einzunehmen. Dann ging's ans Studieren für ihren angebeteten Sohn. Aber was studierte er nicht alles? Erst versuchte er's unter den Augen der glückseligen

Mutter mit dem ungarischen Recht in Preßburg. Ein Jahr darauf hieß er Student der Philosophie in Wien. Und nach wieder einem Jahre bezog er als zukünftiger Landwirt irgendeine ungarische Ackerbauschule. Aber auch das war nach einem Semester nicht mehr das richtige für ihn, wie es schien. Das österreichische Recht mußte es nun sein, zu dessen Studium er allein geboren war, er, dessen eigentlicher Name Niembsch doch nichts anderes als „Deutsch" heißt. Aber nach weiteren zwei Jahren im zehnten Semester, als ihn eine schlimme Halsentzündung packte, merkte er endlich, daß die Wissenschaft der Medizin doch noch geeigneter für ihn wäre.

Aber auch den Doktorhut errang sich der Unbeständige, Ungebändigte nicht, der mit achtundzwanzig Jahren noch nicht sicher wußte, was er eigentlich in der Welt der Ämter und Titel werden wollte. Denn kaum war die Großmutter dem Großvater in den Himmel nachgeflogen, waren ihre 30 000 Gulden in Silber zu einem Drittel an ihn überschrieben, da hieß es: „Valet, Anatomie! Lebt wohl, ihr Leichen und Latwergen! Hol' dich der Henker, Phrenologie und Homöopathie und alles andere gelehrte Zeug!" Und er begann das unstete Zigeunerleben, das er dem braunen Wandervolk in seiner ungarischen Heimat abgesehen hatte. Und er trieb sich vierzehn Jahre lang ewig herumreisend, tabakrauchend, billardspielend, geigend, dichtend oder schlummernd durch die ganze Welt herum, bis die geordnete Menschheit ihn schließlich einfangen und ins Irrenhaus sperren mußte. Er hat viele Verwirrung in

dieser Spanne Zeit angerichtet. Am meisten in den Herzen der Frauen, in die er sich als schöner Mann auf einem kurzen oder noch lieber auf einem langen Umweg durch ihre Augen einzuschleichen wußte. Sie brauchten ihn nur anzuschauen, um sein zu werden, den dämonischen Mann, der halb wie ein Räuber, halb wie ein Dichter aussah und schön war gleich einem alten bräunlich nachgedunkelten Bildnis: Mit s inem kastanienbraunen Haar, das die edlen langen slawischen Backenknochen umrahmte, seinem Zigeunerschnurrbärtchen, dem kurzen abgehackten Kinn und vor allem mit seinen braunen schwermutvollen Augen die wie zwei schöne Vorstehhunde immer nach Liebe auszuschauen und zu suchen schienen. Dabei war er eitel und peinlich in seiner Kleidung und trug stets Handschuhe und keinen Anzug, der geflickt war.

Seine erste Geliebte war Berta, „ein Mädchen aus dem Volke", wie die Gassenromantik sagt, das, ohne einen Vater zu besitzen, eine falsche verkommene Mutter hatte, die ein faules scheusäliges Wiener Vorstadtdasein führte. Über drei Jahre hing er sich an dies lockere Geschöpf und machte an ihr vergeblich die bekannten Besserung- und Hebungsversuche, die das Herz eines jeden deutschen Jünglings zum Narren halten. Er wußte schließlich noch weniger als sie selber, ob das kleine Mädchen, das Berta zur schlechten Welt gebracht, und bei dem obendrein seine Schwester Patin gestanden hatte, sein eigenes Kindlein war. In Schwaben, wohin ihn nach dem erfolglos beendigten Studium der Liebe und der Medizin seine dichterischen Geschäfte trugen,

stahl er sich das reine Herz eines lieben jungen Mädchens, einer Nichte seines Freundes und Förderers noch dazu, des wackeren Oberlehrers und Pfarrers Gustav Schwab. Aber als aus der Verliebung Verlobung gemacht werden sollte, da entfloh der saubere ungarische „Herr Baron", wie ganz Stuttgart ihn nannte, nach Heidelberg und in Spinozas undurchdringliche Schriften. Er entschuldigte sich mit tiefer seelischer Depression und anderen fremden Ausdrücken, die ihm noch von seinem abgebrochenen medizinischen Studium in Erinnerung geblieben waren. Er schrieb etwas von der Furcht, die ihn befallen hätte, jene himmlische Rose an sein nächtliches Herz zu heften, worüber der biedere Schwabe Schwab ins Fluchen geriet. Kurzum, das arme junge Ding blieb mit gebrochenem Herzen bei ihrer Mutter zurück und fand erst lange kummervolle Jahre danach den Mut zu einem neuen Mann.

Aber immer wieder, trotz seines mangelnden Talents zur Ehe, versuchte der unselige Mensch sich durch ein Weib zu erlösen. Noch mehr verwildert und verfahren als bisher war er aus Amerika heimgekehrt, das er sich als sein eigener schlechter Arzt zur Heilung seiner Seele nach diesen verfehlten Liebesversuchen verschrieben hatte. Die wüste, rasende, ein Jahr lang währende Kur auf dem Ozean und in den Urwäldern und am Niagara endete kläglich unter dem wilden Hohngelächter der Affen, das dem Poeten, der mit Glacéhandschuhen das Hinterland am Ohio urbar machen wollte, von allen Bäumen nachklang. Wütend kehrte der verkrachte Pflanzer aus den

verschweinten Staaten, wie er das Land der vereinten Freiheitsstaaten nun nannte, nach Deutschland zurück und tobte seinen Zorn in den gröbsten Schimpfreden auf Amerika aus, weil es anders ausgeschaut hatte, als seine kindische Phantasie es ihm vorgegaukelt. Da verstrickte er sein Herz unentwirrbar in das Herz einer Frau, das längst dem Recht nach vergeben war. Da störte er, trennte er den Bund zweier Menschen und füllte die Seele der Frau, die ihm als Freundin genaht war, mit einer Sehnsucht, die sie als fromme Tochter der katholischen Kirche nie befriedigen durfte. So verbrannte er sich an ihren Küssen in zehn Jahre langem unerfülltem Verlangen, so zerquälte er sich mit einer geistigen Liebe zu einem jungen schönen Wesen, das ihn anloderte, um ihn dann qualvoll allein verglühen zu lassen, das er nur im Traum ganz umarmen durfte. Zweimal versuchte der Ärmste sich den Sirenenarmen Sophie Löwenthals zu entwinden. Aber er blieb ein Lehrling im Verloben und in der legitimen Liebe. Und als er sich zum letztenmal einem Mädchen versprach, das ihn für das Glück und den Himmel retten wollte, da hielt ihn jenes Weib, dessen süßes Spielzeug er so lange gewesen war, für die Hölle fest. Da verwirrten sich seine Sinne, da ward er wie Phaeton, der Sohn der Sonne, von seinen eigenen Rossen in die Nacht geschleift. Da triumphierte die Finsternis über den Verdüsterten. Und darum gehört seine Seele mir für alle Ewigkeit."

So sprach der Teufel. Aber der Engel, der im Namen

der göttlichen Gnade zu dem toten Dichter herabgesandt war, hub an zu singen:

„So siehst du ihn mit deinen höllischen Augen und hoffst seine Seele zu entreißen, wie du ihm schon als greulicher Dämon zeitlebens beigesellt warst, als „ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz", wie dich Justinus Kerner, der fromme Seher von Weinsberg, einstmals deutlich neben ihm erschaut hat. So bist du ihm gefolgt wie Mephisto dem Faust als ein böser Geselle und hast ihn unstet mit zwanzig Gepäckstückchen jahraus, jahrein zwischen Wien und Württemberg hin und her gehetzt, also daß er manchesmal in zwei Monaten mehr als sechshundert Stunden im Eilwagen versessen hat. Und triebst ihn bis nach Amerika in ahasverischer Hast, den Poeten ins Land des Dollars, und hingst ihm ein Stück Urwald auf, als ob er nicht genug an der Wildnis seiner Seele zu roden und zu bauen gehabt hätte. Und du jagtest ihm böse Geldsorgen und trübes Gedankengesindel nach bis in seine nächtlichen Träume, und nahmst seinem Schlaf die Tiefe, wie er selber klagte, daß er die letzten Jahre seiner Vernunft nur mehr den entnervenden Halbschlummer der Schuldner und der Gemütskranken kannte. Und du beherbergtest ihn in finsteren grauen Hinterhauszimmern als einsamen Hagestolzen und verdoppeltest durch solche trüben Ausblicke noch seine Schwarzseherei. Und du stahlst dich in seine Guarneri-Geige, auf der er halbe Nächte wie ein Verzückter herumstrich, und manche wollen aus den grellen Dissonanzen, die er im Wahnsinn noch mit der Fiedel herumhüpfend aus ihr hervorlockte,

dein teuflisches Mephistolachen vernommen haben. Du hast ihn, den zur Melancholie Geneigten, immer tiefer ins Lichtlose verführt und ihm den Mut zum Griechentum und den Trost des Christentums genommen, bis es ganz finster, *ἀμφιμέλας*, um ihn geworden war, bis er den Wahnsinn, den er so manchesmal sich und andern zum Schabernack auf Reisen vorgespielt hatte, in fürchterlichster Wirklichkeit mit Tobsuchtsanfällen und Schreikrämpfen tragieren mußte.

Gewiß, er hat wie Don Juan, den er wilder und hinreißender als Mozart, Byron und Grabbe dichten wollte, viele Frauenherzen erobert. Aber er genoß sie nicht wie jener, er entsagte und rang wie ein Mönch mit der Lust und Allgewalt des Fleisches, die ihn übermannen wollte. Er suchte keine Sinnlichkeit und machte sich nicht das Weib zum Teufel und zu dessen höllischem Abbild auf Erden, wie es die Fastenden gerne tun. Die beiden besten Freundinnen seines Lebens, die Schwäbin Emilie Reinbeck wie Sophie Löwenthal, die Wienerin, waren zwei zarte geistige Geschöpfe, Blumenmalerinnen. Und wenn er auch an der einen von ihnen wie an einer Wunde verblutete, er hat die Geliebte geschont und nicht verdorben noch vernichtet, und sie ist vierzig Jahre nach seinem Tod erst als eine stille Greisin in den ewigen Frieden gegangen.

Er war ein Gottsucher zeitlebens und ist ihm über Voltaire und Schelling und Spinoza und Anselmus und Martensen und Hegel nachgegangen, bis sein Lämpchen der Erkenntnis erlosch. Er war unter dem traurigen Ge-

stirn des Saturn geboren, und eine Gravitation nach dem Unglück beherrschte ihn, und der Kompaß seiner Seele zitterte immer wieder zurück nach dem Leid des Lebens. Magnetisch zog er allen Kummer auf sich zu, und der Weltschmerz, der Mantel der Melancholie, hat keinem Poeten so gepaßt wie ihm. Er befand sich mit seinem großen Gefühl immer auf höchster See, wo sich kein Anker werfen ließ. Und darum allein hat er die Seligkeit im Paradiese verdient, weil er schließlich also tiefsttraurig ward in diesem Leben, daß er bei Tag und bei Nacht wie ein mißhandelter Hund heulte, daß es kein Wärter länger als drei Stunden neben seiner Kammer und seinem Käfig aushalten konnte. Darum gehört sein Seelenrest dem Himmel an, weil er um seine Seligkeit wie der Patriarch mit dem Engel gerungen hat, und weil er, der während seiner Pilgerschaft auf Erden am liebsten zwischen Zigeunern und Indianern, den Zigeunern der Neuen Welt, weilte, mit dem Lorbeerkranz in der Hand gestorben ist, den er von dem irrend brennenden Scheitel gezogen und vorn auf sein steuerloses Schiff gesteckt hatte, mit dem er wie seine drei Rothäute kampfentsagend den Katarakt zum Tode hinuntertrieb. Darum Friede seiner Irrnis, seinem müden Herzen, seiner erloschenen Seele!"

Und alsobald, als der Engel so geredet hatte, erhob sich ein Ringen und Streiten um die Seele Lenaus zwischen dem Teufel und dem Engel, der da vom Himmel gesandt war, die göttliche Gnade zu verkünden. Und es geschah, daß die Seele des gestorbenen Dichters in zwei Stücke ge-

rissen wurde. Und der Teufel fuhr mit seinem Teile knirschend und knurrend zur Tiefe hinab. Der Engel aber trug jubelnd die leichte lichte Hälfte des gestorbenen Sängers zu den goldenen Wolken empor. Und so ist es gekommen, daß jetzo bei Nacht Lenau traurig in der Hölle dem Teufel bei seinen tollen satanistischen Festen wilde Weisen auf der mit seinen eigenen Gedärmen bespannten Geige aufspielen und fiedeln muß. Während er über Tag in dem Lichte der leidlosen Herrlichkeit oben im Himmel unweit Dantes sitzen und, aufgenommen in den weißen Chor der unsterblichen Dichter, Gott selber sehen und singen darf.

Die Jahrhundertrede auf Heinrich von Kleist

Man sollte den Tag nicht nur auf die literarhistorische Weise feiern, an dem vor hundert Jahren der deutsche Dichter Heinrich von Kleist seinem Dasein heldenmütig selbst sein Ende gesetzt hat, das allerqualvollste Leben, das je ein Mensch geführt hat, mit dem schönsten und wollüstigsten aller Tode beschließend. Man sollte ohne Unterschied der Konfession alle Kirchen in Deutschland an diesem Tage öffnen und schwarz ausschlagen. Und es müßte ein Jammer um seinen Tod durch unser Vaterland gehen von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt. Denn es gilt einen schweren, einen unersetzlichen Verlust für Deutschland zu beklagen. Und alle unsere Priester müßten seinen frühen Fall beweinen und den Himmel darum bitten, Ähnliches von unserm Volke abzuwenden. Unser ganzes Militär müßte an diesem Tag mit verhängten Fahnen zu einer Leichenparade entboten werden und bei gedämpftem Trommelklang und gesenkten Flaggen, Ehrensalven zu seinem Gedächtnis in die Luft feuern. Und von allen Türmen sollten die Glocken dazu läuten, und eine Stunde müßte jede Arbeit ruhen und ein ganzes Volk sich seines Sängers, der ihm „Die Herrmannsschlacht" ohne einen Heller Entgeld geschenkt hat, erinnern. Unsere Schaubühnen müßten eine Woche lang nichts anderes wie Kleist spielen, und zwar von Staats wegen, und ohne Eintritt zu erheben für das ganze Volk

kostenlos. Unsere sämtlichen Zeitungen sollten am 21. November dieses Jahres mit einem schwarzen Trauerrand wie beim Tode eines Monarchen erscheinen, und unser Kaiser müßte im Namen der deutschen Nation eigenhändig einen Lorbeerkranz auf die Stätte legen, wo man Heinrich von Kleist neben der Frau, die mit ihm den Tod teilen wollte, beerdigt hat.

Ach, es steht zu befürchten, daß nichts von allem diesem geschehen wird. Unsere Theater werden flüchtig, soweit es die Kasse und der Spielplan verstattet, seiner gedenken. Literarische Vereine werden ihn auf ihre schöne, aber abgesonderte Art feiern, in den Schulen wird man Knaben und Mädchen, die ihn noch nicht verstehen können, auf ihn hinweisen, unsere Journale werden seinen Todestag buchen. Kein Ehrensalut wird für ihn abgeschossen, keine Parade abgehalten, keine Glocke geläutet, und in keiner unserer Kirchen wird ein Dankgebet für ihn gesprochen noch eine Messe für ihn gelesen werden. Und hernach wird es weiter für Heinrich von Kleist in seinem Deutschland gehen, wie es bisher gegangen ist: Wenige werden ihn abgöttisch lieben, noch wenigere ihn verstehen, der Rest wird ihn kalt betrachten oder gar nicht beachten. Es ist ja heutzutage viel wichtiger daß Deutschlands Ausfuhr von Jahr zu Jahr sich steigert, als daß Deutschlands innerer geistiger Reichtum sich mehrt. Unsere Rekruten und Soldaten werden zwei Jahre lang auf Staatskosten über Gewehre und Geschütze unterrichtet. Dabei wissen allbekanntlich weniger als acht Prozent unter ihnen von Goethe mehr als

den Namen, und unter tausenden wird es kaum zehn geben, die selbst diesen bei Heinrich von Kleist kennen. Die Kunst ist bei uns Deutschen keine öffentliche Angelegenheit. Sie wird lediglich geduldet, kaum oder schlecht geschützt. Und sie wächst eigentlich, wie der deutsche Wein einer Unmenge von Mißständen und Mißgeschicken zum Trotz.

Wie hat der Dichter ausgesehen, der dies nicht lange zu ertragen wußte, der sich nicht biegen ließ, und der nicht langsam absterben mochte, sondern mit vierunddreißig Jahren schmetternd niederstürzte, weil der Sturm in seine volle Krone greifen konnte: Ein Kinderkopf saß über einem zarten schmächtigen und doch sehnigen zähen Körper, der gut seine siebenzig Jahre hätte alt werden können, wenn ihn sein Träger nicht auf der Grenzscheide zwischen Jüngling und Mann zerbrochen hätte. Hungern und fasten und selbst sich demütigen und schmeicheln hat er in den letzten gräßlichsten Jahren seines Daseins gelernt. Ja sogar vermochte er jetzt, was er früher gehaßt und verachtet hatte, Bücher zu schreiben fürs Geld und den bürgerlichen nicht künstlerischen Beruf des Journalisten zu ergreifen, des Tagesschriftstellers, der sich von seiner Feder fristet, wie er in früheren Jahrhunderten von seinem Schwert gelebt hätte. Aber eines hätte er nie gekonnt, was Goethe in Weimar ihm zu seiner Verachtung vormachte, den Strahl des Lebens und des Lichtes zu zerlegen, statt ihn zu werfen, und sich zu bescheiden und zu behaupten, statt sich durchzusetzen und unmögliches zu begehren. Weil er die Entsagung und das Verzichten nicht und

nie lernen wollte, ging er fort aus einem Dasein, das nur die resignierten Seelen sättigt. Als er sah, daß diese Welt gar nicht die ideale Welt ist, für die er sie hielt, da trennte er sich von ihr. Der „Don Quixote", dieses wehmütigste aller Bücher, war das letzte, aus dem er gelesen hat, in der Nacht vor seinem Tode.

Er hatte sich im Stern vergriffen, als er auf unsere Erde kam. Das ahnte er schon als Knabe. Das fühlte er als Jüngling und Leutnant, wo er immerzu schwankte, ob er als Offizier oder als Mensch handeln müsse. Das wußte er als Sterbender, da er wie ein fröhlicher Luftschiffer diese Welt verließ, um auf andern bunteren Feldern zu wandeln. Selbst der Trost des Christen fehlte ihm, der Kants Philosophie nicht mit ihm ganz ins Praktische und Behagliche und Erträgliche umdenken und umdichten konnte, als er den Tod wie eine große Entdeckungsreise antrat. Er begriff die Vergänglichkeit in ihrem ganzen Schrecken wie sein traumwandelnder Prinz von Homburg, der vielleicht wacher war, als alle andern:

„Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf den Leib
Und übermorgen liegt's bei seiner Ferse."

Und wenn er sich die Schönheit des himmlischen Paradieses mit so blauen Farben wie Fra Angelico ausmalte, stieg alles vernichtend der Zweifel auf: „Nur schade, daß das Auge modert, das diese Herrlichkeit erblicken soll."

Und doch ist der Dichter, der die Todesfurcht des Menschen erschütternd wie keiner schildern konnte, den mutig-

sten aller unserer Tode gestorben, den, der es noch fertig bringt, einen andern schwächeren mit sich zu nehmen. Wie er sich nicht zu ergeben und in die Welt der Wirklichkeiten zu fügen vermochte, so wollte er sie auch nicht genießen. Ihm ging sie nicht auf diese vorhandene Welt, wie sie schließlich selbst Schiller dem Idealischen lebensmöglich wurde.

„Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!"

Er konnte beides nicht, weder entbehren, noch genießen. Und darum mußte er früh fort, lange vor der Zeit, ehe er den Abgrund zwischen sich und der Welt mit seinem Werk ganz hätte ausfüllen können. Darum hatte er das Recht auf seinen freien Tod, und kein Mensch und kein Priester hätte es ihm jemals absprechen dürfen.

Seine Augen, die in seinem kindlichen Kopfe wuchsen, sollen etwas Suchendes, nach unsichtbaren Fernen Gewandtes gehabt haben. „Ein sehnsuchtvoller Mensch!" stand auf dem Paß, den ihm der Herrgott für sein flüchtiges Erdenwallen ausgestellt hatte. Dazu kam eine seinen Zeitgenossen bei ihm ganz eigentümlich erscheinende Zerstreutheit, als ob er schon im Zeitalter der Nerven zu Hause gewesen wäre. Der alte Wieland, in dessen friedlichem, neckischem Wesenskreis er es wohl am längsten ausgehalten hat, notierte sich bei diesem sonderbarsten Gast: „Ein menschliches Unikum, das es so ausgeprägt nie wieder geben wird. Halb wie Endymion geartet, den die Göttin der Dichtkunst in ewigen Schlaf versenkt hat, damit sie

ihn beständig küssen kann. Halb wie ein Mensch, der das Herz unserer Zeit in seiner Brust trägt, in dem jedes mitschwingt, was jetzt vor sich geht. So führt er sein dioskurisches Doppeldasein. Und ich alter Orphiker, habe oft vor ihm wie vor einem eleusinischen Mysterium gestanden."

Grade daß dieser Dichter so fest in seine Zeit verwoben war und sich nicht aus ihr heraustrennen ließ, noch vor ihr nach Griechenland zurückfloh, machte, daß er mehr leiden mußte, als Goethe, der einen Fürsten und Schützer hatte, der Italien kannte, der nie mehr ganz unglücklich werden konnte. Kleist, der die Leier zum Ruhme seines Vaterlandes schlagen wollte, der Kriegslieder für die Deutschen dichtete und kein anderes Gebet kannte als: „Lieber Gott, schicke einen Mörder für Napoleon herab!" mußte unter dem Undank seines Volkes zusammenbrechen, das Goethe nur kalt machte und verschlossen. So geschah es, daß die Wunde bei Heinrich von Kleist, die Verachten und Verkennen in sein Leben schlug, sich nicht mehr schloß, sondern immer mehr entzündete, bis er schließlich so matt und lichtscheu wurde, daß ihm mit seinen eigenen Worten, „wenn er die Nase aus dem Fenster steckte, das Tageslicht wehe tat, das ihm darauf schimmerte."

Die rührendste, weil traurigste Passage im herben Leben dieses Märtyrers ist für mich die, da er ein paar Wochen vor seinem Tode, halb verhungert und als völlig verirrter Schriftsteller, nun wieder geneigt, den abgelegten Soldatenstand und Kriegsdienst aufzunehmen, noch ein-

mal in seine Heimat kehrt. Er wollte dort Geld aufnehmen zu seiner neuen Ausrüstung. Aber, als er nun in dem kleinen engen Garnisonstädtchen Frankfurt an der Oder von Berlin ankommt, da erschrickt und betrübt sich die liebste Schwester, die einzige ihres Stammes, die bis zuletzt zu ihm gehalten und auf ihn gesetzt hat, beim Anblick dieses hinterweltlich aussehenden Menschen, der einem Mondbewohner ähnlich sein mochte. Und Kleist flieht entsetzt und auf das allertiefste erschüttert zurück. War er so heruntergekommen und abgerissen und entwurzelt, ein Desperado, daß selbst dieser Spiegel einer Schwesterseele sein Bild nicht mehr zurückwerfen mochte? Es muß ihm vorgekommen sein, als habe er sich in der letzten Zeit seines Daseins bis dahin gar nicht mehr selbst gesehen, als habe er sich zum Narren gehalten mit seinen neuen Hoffnungen! Die Schwester, die Vertraute seiner Jugend, seiner Pläne und Träume, glaubte nicht einmal mehr an ihn, behandelte ihn, von dem sie einst mit ihm erhofft hatte, daß er dem Namen seiner Familie einen Platz in den Sternen erobern werde, allein, ja selbst in der Gegenwart von Fremden als verlorenen Posten, als eine Schande ihres adligen Geschlechts. War da noch ein Fünkchen Achtung und Vertrauen von den andern zu erwarten?

Was eine heroische und selbstische Natur weggetrotzt oder weggelacht hätte, eine liebelechzende zärtliche Seele, wie die Kleistische war, mußte daraus den Tod saugen und neue Verdüsterung spinnen. Noch an seinem Sterbemorgen in seinem letzten, allerletzten Briefe hat er der

Schwester gedacht und ihr großmütig verziehen und ihre Schuld an ihn gestrichen. Stumpf und dumpf in der Seele war der ärmste Dichter nach Berlin zurückgefahren. Nur die Hoffnung auf einen baldigen Krieg, in dem er seine Ehre retten oder sterben könnte, brannte noch in ihm und warf einen Streifen Licht über sein leeres und verfinstertes Herz. Da kam die Kunde von dem bevorstehenden Bündnis seines Königs mit Napoleon, den er ebenso haßte, wie Goethe ihn verehrte. Und die Wage seines Willens, in der Leben und Sterben lag, sank dem Hades zu. Er beschloß, die Menschen zu verlassen, die alle keine Herzen mehr hatten. Und die Nähe des Heldentodes, den er, der immer seiner Zeit vorausgefühlt hatte, zwei Jahre *vor* den Freiheitskriegen gefallen ist, überleuchtete die letzte Spanne seines Daseins wie mit dem Glanz einer andern schöneren Sonne. Den Triumphgesang, den das Leben nicht in ihm angestimmt hatte, fing nun der Tod in ihm zu tönen an. Und ein Strudel nie empfundener Seligkeit ergriff ihn. Er, der immer unruhig gewesen und gleichsam im ewigen Reisefieber zeitlebens auf Post- und Stellwagen ganz Deutschland und Österreich und Frankreich und die Schweiz durchquert und durchjagt hatte, ohne die Erfüllung seiner drei Wünsche: Freiheit, ein eigenes Haus und ein Weib, die er sich beim Auf- und Untergange der Sonne wiederholte wie ein Mönch sein Gelübde, gefunden zu haben, er ward nun so still und zufrieden wie ein Kapitän, der sein Schiff in den Hafen gebracht hat. Er, dessen mittlerer Zustand stets ein krank-

hafter gewesen war, dessen Nerven zerrüttet waren und der sich nur periodenweise gesund gefühlt hatte, wurde im Angesicht des Todes von einer solchen Kraft erfüllt, daß er es vermochte, die Frau, die ihm ihr Ende anvertraut hatte, in einem guten Schuß zu töten, und mit der gleichen Pistole, die er vor der Leiche seiner Freundin nochmals laden mußte, seinem bittern Leben ein süßes Ende zu bereiten. Er soll im Tode ruhig und heiter ausgesehen haben, nicht anders, als wenn er bloß von einem Zimmer ins andere gegangen wäre.

Er war so urdeutsch bis auf die Knochen, wie Bismarck der Brandenburger später von sich es rühmte, dieser Sänger Germaniens, daß aus seiner Grabstätte an dem düstern See bei Berlin, an dem ihn wunderlicherweise schon zehn Jahre vor seinem Tode der Gedanke des Selbstmordes gepackt hatte, ohne jedes Zutun eine Eiche emporgewachsen ist. Kein anderer deutscher Baum könnte mehr das Wesen und das Geschick dieses Dichters versinnbildlichen, als dieser keusche Baum, der seine welken Blätter erst abwirft, wenn die neuen kommen, und der im grünen oder rostigen Schmuck seines Laubes dasteht und auf den einstigen deutschen Volksfrühling wartet, wann ein jeder von uns, durch Kleist größer geworden, an seinem Todestage seiner gedenkt, wann die Glocken für ihn geläutet werden und wann in germanischen Kirchen des germanischen Dichters gedacht wird. Solange wartet Heinrich von Kleist auf sein Volk, solange werden diese Verse zum 21. November 1911 zu Recht bestehen:

Wen feiert ihr an diesem ernsten Tage?
Den Sänger, der nicht Heim noch Lorber fand,
der heute noch, ein König ohne Land,
aus dem durchschoßnen Mund erhebt die Klage.

„Wo ist mein Reich?" tönt wieder seine Frage.
„Auf dem Papier nur bin ich anerkannt.
Mein Name wird mit Stolz von euch genannt,
mich friert am kalten Ruhm im Sarkophage.

Ihr seid erst halb das Volk, das ich ersehnt,
Ihr lerntet mich zu achten, nicht zu lieben,
Die Glut, die euch in meinem Werk verblieben,
hat wenigen nur beglückt die Brust gedehnt.

Und hundert Jahre müssen neu verwehen,
Dann wird ein ganzes Volk erst zu mir stehen."

Justinus Kerner

Warum reist der Deutsche so selten zu seiner Unterhaltung und Bildung im eigenen Vaterlande umher? Im Louvre in Paris und im Britischen Museum in London kann man an manchen Vormittagen jetzt mit Behagen oder Unbehagen schon mehr die deutsche als irgendeine andere Sprache vernehmen. In Rom und Athen, in Granada und Avignon trifft man vor den Kunstschätzen oder Naturschönheiten heute immerzu Deutsche. Ja, selbst in ganz kleinen irgendwie berühmten Nestern im Ausland, in Nancy oder Assisi oder in Oxford etwa, kann man sicher sein und mit jedem Engländer wetten, daß unsere lieben Landsleute vor allen anderen Fremden zahlreich vorhanden sind.

Nur in unserm eigenen Lande selbst stößt man höchst selten auf Deutsche, die zu ihrem Vergnügen oder zu ihrer Belehrung herumreisen. Allenfalls begegnet einem einmal ein Schulausflug oder ein botanisierender Gelehrter oder ein Sammler. Vor reisenden Deutschen, die man hier gar nicht scheuen würde, ist man völlig sicher. Es scheint fast, als ob dem Deutschen bei seiner seit der Römerzeit feststehenden Überschätzung des Fremden und Ausländischen das eigene Ländlein nicht vornehm und weit genug vorkomme, um darin einmal den Luxusreisenden zu spielen.

Dies mußte ich überdenken, als ich an einem linden Sommermorgen einsam und ohne einer Menschenseele zu

begegnen, durch langsam steigendes Weingelände die zyklopischen steinernen Treppenstufen zu den Trümmern der Burg Weibertreu über Weinsberg emporkletterte.

Hier waren einst die guten treuen Weiber von Weinsberg mit ihren Männern als ihrer liebsten Last auf dem Buckel heruntergeächzt und hatten das harte Herz des Königs Konrad, des ersten Hohenstaufen, — was weiß man sonst noch von ihm? — fast zu Tränen gerührt. Im Vorbeigehen erinnert ein Stein mit seiner Inschrift noch an diese Sage. Und dessen Geschichte hat wieder der, der ihn setzen ließ, unser Justinus, also in Reimen erzählt:

„Auf einen Stein der Burg der Weibertreue
Schrieb einer: (wohl in seines Herzens Reue)
„Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber — — ertragen!
Das war ein schwereres Gewicht
Als ich mag sagen."
Jedwedem fällt der Stein dort ins Gesicht,
Die Männer schnell an ihm vorübergehn,
Die Frauen aber bleiben bei ihm stehn."

Oben auf den Trümmern der verfallenen Burg erwartet uns ein anmutiger Umblick: drunten im Tal Weinsberg, das Städtchen, und auf allen Seiten ringsum bewaldete oder mit Reben bestandene Höhen. Hell leuchten die gelben Weinberge in die grüne Landschaft. Das erste goldene Weinlaub umrankt die Stöcke, die in der Sonne wie Bajonette glänzen, also daß die Rebenhänge in der Ferne

glitzernd exerzierenden Heeren gleichen. Hier und da ragen aus dem Bilde hohe dunkle steile Pappeln, Hölderlins heilige Bäume, empor. Eine schwäbische Landschaft. Drüben hinter der Höhe ruht Heilbronn, die gute Stadt. Nur der gelbe Neckar, der Jordan Württembergs, fehlt und wird von den Hügeln verdeckt.

Drunten, zu unsern Füßen, über Weinsberg, liegt hart an der Landstraße Kerners Haus, das ich eben verlassen habe. Zwischen Fichten und Akazien ruht es, ein Kleinod aus der halb bürgerlichen, halb noch romantischen Zeit. Es ist schade, daß der Sohn Theobald Kerner, der Nachfolger des wackeren Justinus im Haus und im medizinischen Beruf, nebst seiner schönen, gar zu schönen Gattin, deren Bild mit aufgelöstem Gelock man auf allen Wänden und Tellern und Tassen bewundern kann, durch ihre biedere Körperlichkeit, die bis vor kurzem hier gehaust hat, die Geisterwelt der Stätte des alten Justinus etwas beeinträchtigt haben.

Aber wenn man über den später hinzugekommenen Tand hinwegsieht, oder, in der Geistersprache ausgedrückt, durch diese Dinge hindurchschaut, so steigt das Angedenken an die berühmten einstigen Menschen dieses Hauses und ihre ganze Zeit lebendig empor. Hier klimpert noch eine uralte Schweizer Spieluhr, wenn man sie aufzieht — ach, daß man es nicht so mit den Menschen machen kann! — eine längst verschollene Melodei. Dort steht noch die spiritistische Bibliothek von Justinus Kerner und die mesmeristischen Geräte und der „Nervenstimmer“, die wunder-

same Elektrisiermaschine, die er nach genauer Angabe der Seherin von Prevorst zur Linderung ihrer Schmerzen und Krämpfe hergestellt hat. Ihr bleiches graues Bild mit den männlichen Zügen und den suchend ins Weite gerichteten großen Augen blickt scheu von der Wand herab. Dort in jenem Stuhl hat sie manches Mal im schlafwachen Zustand gesessen und pythische Sprüche von sich gegeben und allerlei Gesichte gehabt und den Besuch der Geister empfangen. Ein Kissen, bestickt mit ihren seltsamen Zahlen und Zeichen, die arabischen Lettern aus dem Koran gleichen, liegt noch da. Und man glaubt jeden Augenblick wieder die tönende, dem Hebräischen ähnliche Bildersprache, die sie im magnetischen Schlaf oft von sich gab, und von der sie sagte, daß sie diese Sprache nicht mit dem Kopfe dächte, sondern daß sie aus dem inneren Leben ihrer Herzgrube hervorkomme, mit den vollen Lauten wie Handacadi — Mo li orato — Bianna fina — optini poga durch das Zimmer lallen zu hören. Nebenan grüßt das Bild „Rickeles“, der köstlichen Kernerschen Hausfrau, der gastlichsten Wirtin, die es je gegeben hat, mit stillem Lächeln und duldet die Fremden heute wie früher in ihrer Behausung. Hat sie doch selbst dereinst nichts um die ungewöhnlichen Umstände gefragt, die der langjährige Aufenthalt der kranken Seherin in dem stillen kleinen Haus sicher verursacht hat. Sie scheint jetzt wieder, nun der Sohn gestorben ist, die eigentliche Herrin des Hauses und macht uns von der Wand aus die Honneurs wie damals, da ihr Haus wie ein offener Gasthof war und ihre Hand, die von Justinus noch im späten Alter

besungene Hand, jeden, der bei ihnen im stillen Weinsberg einkehrte, bewillkommnete und „vollauf" bewirtete. Nun ruht diese immer tätige, liebe treue Hand sich still im Grabe aus drüben auf dem Friedhof jenseits des Städtchens, neben dem geliebten Mann unter dem gemeinsamen Denkstein, auf den er — welch ein Ehemann! — nur die Worte setzen ließ, die man noch dort lesen kann: „Hier liegt Friedericke Kerner und ihr Justinus".

Recht verlieben kann man sich in den stillen seelen- und gemütvollen Poeten Justinus in seinem friedlichen Heim. Wie wenig kennt und weiß man heute noch von ihm, der die Sägemühle und das Wandern und Württemberg und Deutschlands Fürsten, Schwabens Sagen und den funkelnden Wein besungen hat! Wie richtig hat der kluge Arzt sich selbst, modern ironisierend, sein Prognostikon gestellt in diesem Verschen:

„Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und — schimpft tüchtig".

Sein ganzer täglicher Lebenswandel wird wieder für uns wach in seinem Haus: dort starrt uns der Schädel des Pferdes noch an, das ihn frühmorgens auf seine Landpraxis trug; hier steht das Skelett seines Hündchens, das ihn zu seinen Kranken begleitete und nur vor den Türen stutzte, hinter denen ein Sterbender lag. Es möchte gern an uns hochspringen, wenn es noch könnte, wie einst an seinem Herrn. Die Maultrommeln liegen auch noch da,

auf denen Kerner abends nach dem Essen, wenn der Mond durch die Zweige sah, seinen Gästen bei ausgelöschten Lichtern düstere und wilde Phantasien vorspielte.

Über dem Sofa schaut Lenaus bestes Bild schwermütig in die Stube, deren Decke er dereinst mit schwarz geraucht hat. Hier in Weinsberg hat er seinen „Faust" gedichtet, eine Ilias post Homerum, trotzdem Justinus, der Goetheaner, davon abmahnte.

Der Turm im Garten gehörte einst zur Befestigungsmauer, die im Mittelalter um das Städtchen herumlief. Man sieht ihn oben von den Ruinen der Weibertreue zwischen rotblühenden Kastanienbäumen und weißen Akazien. Und meint fast den alten Geisterbeschwörer, die Geißel der Dämonen, Justinus Kerner, wieder auf der Zinne des Turmes zu schauen, wie er, ein Magus im Schlafrock, mit den Winden spricht oder baute Papierdrachen steigen läßt, während Freund Lenau unter ihm hinter bemalten altdeutschen Scheiben Verse skandiert und Reime sucht oder seinen Weltschmerz auf der Fiedelgeige austobt.

Vom Kirchlein zu unsern Füßen schlägt es zwölf über das stille Städtchen Weinsberg, das mit seinem Häuserhäuflein um die Kirche unbeweglich wie eine kleine Herde schlafender Schafe um den Hirten gesammelt steht. Das heiße Mittagslicht zittert über die roten von der Sonne verschossenen Dächer. In der Ferne vom Friedhof eines benachbarten Dörfleins auf der Höhe glänzt das goldene Grabkreuz der Seherin von Prevorst, die mit einem heftigen Freudenschrei einstmals gestorben ist und ihre Hülle ver-

lassen hat. Und da plötzlich scheint das verfallene Gemäuer selbst, auf dem wir hier oben wandeln, eine Stimme zu bekommen. Ganz leise hebt es an aus dem Gestein wie aus einem Kerker zu klagen und zu singen. Es sind die Äolsharfen, in denen der Mittagswind, der sich erhoben hat, spielt, dieses „einer luftgeborenen Muse geheimnisvolle Saitenspiel," das der alte Justinus hier aufgestellt, und für dessen Erhaltung er noch in seinem Testament gesorgt hat. Und es ist einem zu Mut, als ob in diesen lang gedehnten traurig melodischen Tönen seine eigene längst vorübergeflogene Zeit noch einmal aufwache und ihre ergreifende Klage um die Vergänglichkeit anhebe.

Die Droste

Seit ein paar Tagen stand die schlichte braune hölzerne Wiege, in der seit einigen hundert Jahren die neu geborenen Sprossen des freiherrlichen Geschlechtes derer von Droste-Hülshoff die ersten feuchten Wochen und Monde unseres unerforschten Daseins zu verschlafen pflegten, wieder in der Schlafstube der freiherrlichen Eltern, die zu jener Zeit über 100 Bauern, 150 Stück Rindvieh, 80 Enten und Gänse, 60 Pferde, 40 Schweine und 18 Hunde regierten. Der Sitz ihrer Herrschaft und Verwaltung war eine alte Wasserburg, drei Stunden von Münster gelegen, nach der sie ihren Namen führten. Es ist ein grau aufgemauertes Schloß, das sich noch heute stolz mit seinen Fenstern und Türmen und seinem verwitterten Schieferdach in den breiten Gräben widerspiegelt, auf denen die Enten schnattern und die Schwäne schweigen. Gegen Feuer durch seine Lage geschützt, vor dem Blitz durch den Segen des Bischofs von Münster und zwei Blitzableiter gefeit, triumphiert es in seiner steinernen Würdigkeit über die Zeit und den Tod, dessen Leibeigenschaft doch selbst die hochadligen Herren und Damen, die es bewohnen, verfallen sind. Denn seit mehr als einem halben Jahrtausend erlebt das Schloß, wie immer wieder neue Drostes sich, kalt geworden, anschicken, jene unterirdische Entdeckungsreise anzutreten, deren Ergebnisse leider niemals bekannt werden. Das Kind, das nun damals in der alten Stammburg und Wiege ihres Geschlechtes seine

kurze überirdische Laufbahn begann, war ein kleines höchst zartes Mädchen. Es war um mindestens einen ganzen Monat zu früh ans Licht der Sonne gekommen nnd hätte ordnungsmäßig ehestens Mitte Februar statt Anfang Januar erscheinen dürfen. Mit Holtergepolter war darum die alte Wiege vom Speicher geholt worden und in dem gleichen schnellen Tempo, das den Leuten damals noch ganz ungewohnt vorkam, war auch die erzfromme mütterliche Großmutter des Kindes, die frühestens zu Mariä Lichtmeß ans Kofferpacken gedacht hatte, von ihrem Rittergut von Haxthausen im Paderborner Land herbeigereist. Sie fand ihre Tochter ganz schwach und angegriffen von dem jähen unerwartet frühen Ereignis, aber sonst gefaßt mit einem stillen wie gemalten Lächeln um den Mund in den Kissen liegen. Es war nur gut, daß man eine brave fromme Bäuerin aus der Nachbarschaft als Amme für das winzige Kind gefunden hatte, das dieser zweiten Mutter dereinst fast die gleiche Ehrfurcht und Liebe wie ihrer ersten und eigentlichen darbringen sollte. Denn die besten und frömmsten Kühe ihres Vaters hätten mit ihrer Milch dies dünne, durchsichtige, unfertige Mädchen nicht über die ersten Monate der menschlichen Fleischwerdung gebracht.

Vielleicht dieses hinfälligen gefährlichen Körperzustandes der Kleinen willen beeilte man trotz der Schwäche der Mutter die Taufe des Neugeborenen. Es wäre ja entsetzlich gewesen, wenn ein Sprößling des frommen freiherrlich Drosteschen Hauses, dessen Mitglieder im Mün-

sterschen Domkapitel mitsaßen und Erzbischöfe werden sollten, ungetauft diese sündige Welt verlassen hätte. Zu der feierlichen Handlung waren abgesehen von der Geistlichkeit und der Verwandtschaft zahlreiche Gutsnachbarn nach Schloß Hülshoff entboten worden. Und wenn man aus dem Gothaischen Taschenbuch alle Mitglieder des höheren und niederen Münsterländischen Adels aufgerufen hätte, es wären wenige gewesen, die nicht laut: „Her bin ick!" gebrummt hätten. Die Taufe selbst ging in der Hauskapelle des Schlosses unter einer von einem alten Soester Meister gemalten finster gewordenen Kreuzigung vor sich. Und das schmächtige Kind, das im Halbschlaf noch gänzlich unbekümmert um seine Seligkeit der ernsten Zeremonie bewohnte, bekam als Mitglied der katholischen Kirchengemeinschaft den Namen Elisabeth, während der unsichtbar und incognito anwesende Geist der Dichtkunst sie zu gleicher Zeit auf den Namen Annette taufte, mit dem Eltern und Geschwister sie späterhin gerufen haben, und mit welchem der, der sie kennt und, das heißt dasselbe bei ihr, der sie liebt, sie seit jeher nennt. Übrigens verschwand der besagte spirituelle Gast, der vom Parnaß zu dieser Feier herbeigeflogen war, gänzlich, als es hernach zum Essen ging, und die Eingeladenen mit echtem westfälischen Heißhunger über die aufgefahrenen Speisen herfielen.

Freilich war damals die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften unter dem Adel des Landes noch nicht ausgestorben wie heute. Und so kam es, daß man gleich nach-

dem der erste und beste Appetit gestillt war, von Herder, Hölty, Stolberg, Rousseau, der frommen Fürstin Gallitzin, Mozart und den Leiden des jungen Werther zu diskutieren anfing, wie man jetzt über Thomasmehl, Zeppelin, Lichtspiele, Bergarbeiterstreike und den Ausfall der Wahlen zu plaudern pflegt. Einige alte adelige Herren mit Gesichtern, die vom Wind und von der Zeit verweht waren, hatten sich in die Politik festgefahren und sprachen voll Entsetzen über die Schrecken der damaligen französischen Revolution wie ihre Großväter einst über die Greuel der Wiedertäufer. Andere waren in Familien- und Erbschaftsgeschichten hineingeraten, die sie mit ungeheurer Umständlichkeit erörterten. Und noch welche gab es, die sich Geister- und Gespensterspuk auftischten oder allerlei Schnack von Deserteuren, Wilderern, Holzdieben, Mördern und Juden. Die anwesenden Frauen, die damals noch nicht mitreden durften, hörten dem allem zu und dachten an garnichts. Nach dem Essen setzte sich wohl die eine oder die andere an das Spinett im Salon und spielte ein Stück von Bach oder sang eine Arie von Gluck, während die Männer beim Kaffee, den der Westfale so nötig hat wie die Religion, rauchten und schmauchten, bis man glauben konnte, der graue Nebel sei von draußen hereingezogen. Hin und wieder ging einer heraus und steckte den heißen Kopf in die Winterluft und zählte die Sterne, die in dem Graben ums Schloß glitzerten, und meinte wohlig fröstelnd zu seinem Begleiter, daß dies ein herrliches Fest und daß Taufen wohl noch schöner sei als Heiraten. Und am liebsten hätten sie alle

vor Freude ein paarmal geflucht, wenn das nicht gegen den Katechismus und den Kaplan gegangen wäre.

Der Täufling lag indes in der alten Wiege am Bett seiner Mutter und grübelte darüber, was das für ein Lärm in dem Schloß sein könnte, und warum die Männer eigentlich immer so viel trinken und rauchen müssen, wenn sie sich wohl fühlen. Schließlich, als die Wagen und Schlitten in den Hof gefahren kamen, die geladenen Herrschaften abzuholen, kramte der Gastgeber noch sein „Liber mirabilis“, sein Wunderbuch hervor, das er in einer geheimnisvollen Kapsel verwahrte, und in das er prophetische Träume und zweite Gesichte, von denen Münsterland wie mit einem Flor überzogen ist, einzutragen pflegt, desgleichen auch allerlei sonderbare und außergewöhnliche Begebenheiten, wie diese Taufe eine ist. Und er bittet, männiglich möge seinen Namen zu Ehren dieses Tages hineinschreiben, was nicht ohne einige fette Kleckse abgeht, derweilen er den müßig zuschauenden dicken und dünnen westfälischen Edeldamen zur Unterhaltung ein paar Ländler oder Volkslieder auf der Geige vorspielt. Dann geleitet der Vater des neuen Kindes die Gäste vors Tor, guckt ein wenig in die dampfenden warmen Ställe und bringt sich dann selbst friedlich ins Bett. Er pfeift ganz leise dem Kind und der Amme, die es nährt, eines vor, zieht seine Uhr auf und sein Gewissen, indem er betet, und dann träumt er als echter Sammelsurius schon freudig von den Orchideen und Paradiesvögeln voraus, die morgen von Hamburg für ihn ankommen sollen.

In solcher Luft zwischen solchen Menschen wuchs die Dichterin Annette auf. Wuchs auf mit den Schwänen und Wasserlilien im Graben, mit den westfälisch wiehernden Pferden auf den Weiden, mit den Falken und wilden Weihen über den Türmen ihres Schlosses. Wuchs auf mit den Bäumen und Hecken ihrer Heimat, mit dem Rauch der aus dem Moor steigt und schwelt, mit den Krähen, die über den Föhren kreisen und dem glimmernden Gestein, das aus der Mergelgrube leuchtet. Ihr Schloß Boncourt blieb stehen über alle Unruhen der Zeit und spiegelte sich in ihrem Herzen noch tiefer wieder als in dem Teich, der es umfloß. Nebenher wurde sie in den Sprachen und den Wissenschaften als junges adliges Fräulein so ausgebildet, als gälte es für sie mindestens das Oberlehrerinnenexamen zu machen. Sie beherrschte Lateinisch und Französisch vollständig, verstand italienisch, englisch und holländisch, und brauchte selbst kein dumm bewunderndes Gesicht zu machen, wenn irgendein gelehrter Mann vor ihr mit griechischen Zitaten herumprunkte.

Später nach dem Tod ihres Vaters zog sie mit der Mutter nach dem Witwensitz der Drostes, der eine Wegstunde weit von der Stammburg liegt, nach Rüschhaus. Das ist eine getreue Verkleinerung von Schloß Hülshoff: Ein spitzgiebeliges Haus aus rotem Backstein mit weißen viereckigen Fenstern. Vorne wohnt das Vieh und hinten dem Garten zu, die Menschen. Ein Stuckwappen des Geschlechtes über der Tür erinnert an den Adel seiner Insassen. Eine steinerne moosüberwachsene Treppe führt

in den Garten, in dem der Buxbaum duftet, der die Wege einfaßt, und darin eine grüne Glaskugel wie eine giftige Klatschbase die ganze Gegend verkleinert und vexiert. Ein paar verwitterte Putten schlafen zwischen den Rosenhecken. Hinten zieht ein schwarzer stockstiller Graben ringsum einen Strich um die Besitzung. Eine hölzerne Brücke führt über ihn in ein Gebüsch, aus dem im Frühling die Nachtigall ihre Koloraturen singt und im Sommer der Kuckuck unaufhörlich seinen eigenen Namen ruft. Das sind aber auch fast die einzigen Geräusche, die man hier hört. Es sei denn, daß zuweilen ein Huhn gackert oder ein Pferd von der Straße über die Hecke wiehert oder ein Wagen vorüberklappert. Sonst ist stundenlang, tagelang dort kein Laut zu vernehmen, und ein ewiger Sonntag liegt über dem Land wie über einem Kloster. In dieser Stille, die uns heute fast beängstigt, lebte Annette Jahr um Jahr, und Köln und Bonn und was sie sonst, ehe sie Vierzigerin wurde, von der sichtbaren Welt erblickte, kam ihr nüchtern und häßlich dagegen vor gleich einem Regierungsgebäude. Hier hauste sie in einer niedrigen Stube wie in einem Schneckenhäuschen, mit ihrem Kanapee, auf dem sie sich ausruhte, wenn sie krank oder müde war, mit ihrem Kanarienvogel, ihrem zerbrochenen Tintenfaß, ihrem Teller voll Blumen und ihren vielen tausend Papieren, und war nach Herzenslust dort so unordentlich, wie es nur eben vor der noch immer höchst gestrengen Mutter anging.

Sie war allgemach eine sogenannte alte Jungfer geworden, was übrigens durchaus keine so greuliche Tier=

art ist, wie die meisten deutschen Männer annehmen. Denn sie konnte zwanzigmal im Tag noch schön aussehen mit ihren reichen hellblonden Haaren, ihrer zarten leicht dahinschwebenden Gestalt und ihren großen lichtblauen Augen, deren Pupillen durch das Lid schimmerten, wenn sie sie schloß. Wie ein Geist strich sie so um ihr Haus, die Luft und die Landschaft mehr mit den Nerven fühlend als sehend, weil sie ganz kurzsichtig war und doch mehr und tiefer schaute als alle normalen Augen um sie herum. Dabei war sie in dieser vergrabenen Einsamkeit, die hinter der Welt lag wie ein Märchen, gar nicht so romantisch verworren und verloren, wie die Männer damals, die sich von ihrer Zeit abwandten und die blaue Blume suchten, die schon längst in Annettens Garten blühte. Sie lebte krankenpflegend und tröstend und dichtend dem Tage, und eine ihrer stärksten Mahnungen lautet immer wieder: „Pflücke die Stunde, wär' sie noch so blaß!" Auch war sie, die das geistliche Jahr gedichtet und jeden Sonntag des Christen mit den Klängen ihres Herzens eingeläutet hatte, durchaus nicht so zahmfromm, wie es uns unsere Schulweisheit glauben machen will. Sie hat viel mehr mit Gott gehadert gleich dem heiligen Hieronimus als ihm demütig durch die Finger gesehen, und ihr Gebet klingt oft so trotzig schön wie das des Prometheus. Sie war ja gar kein Weib in dem verächtlichen Sinne. Sie ließ ihre langen Haare lieber frei im Winde flattern, statt sie zu glätten und zu kämmen, und jedes wilden Geiers Schrei zu ihren Häupten weckte die wilde Muse in ihr.

So traf sie Levin Schücking, den Schriftsteller, und schenkte ihm dem Knaben und Jüngling ihr altes schönes reiches Herz. Die Liebesgeschichte der beiden, die in den kraftvollen Briefen der Droste geschrieben steht, die bis auf unsere Zeit ihren Duft bewahrt haben, ist einer der schönsten in Deutschland erlebten Romane. Er ist gar nicht herkömmlich, und darum können ihn nur wenige begreifen. Denn die meisten Mißverständnisse unter den Menschen rühren ja von der verschiedenen Auslegung des undefinierbaren Begriffes „Liebe" her. Eine völlige Entfremdung dieser beiden Seelen, äußerlich veranlaßt durch die Verheiratung Schückings, steht am kalten Schluß ihrer einst so heißen Beziehungen. Und so gab ihr die Lebensmacht, die ihr die Kunst der Sappho verliehen hatte, auch ein ähnliches Geschick wie dieser. Nur, daß ihr weder ein Laut der Klage noch des Zorns entfuhr über den Mann, der sie und ihr Herz, das immer und immer wieder Liebe spenden mochte, verließ. Sie verkroch sich wie ein wundes Wild stumm in die Religion ihrer Väter. Die „Nachfolge Christi", des Thomas a Kempis trostvolles Buch, lag wie ein treuer Wächterhund neben ihrem Bett, als sie starb. Sie hatte, da sie, die Bewohnerin eines ewig kranken Körpers, keinen westfälischen Winter mehr aushalten konnte, am milderen Bodensee bei der Schwester und dem Schwager ein Asyl gefunden. Auf der alten Meersburg, hoch über dem schwäbischen Meere, verbrachte sie wie ein Vogel mit gebrochenen Schwingen die letzten Jahre ihres zarten Daseins, nur zuweilen von einem drückenden

Heimweh nach Westfalen befallen. Dann fand man sie wohl, die Stirn an die Scheiben gedrückt, und sie sah zwiefach wie eine Gefangene aus. Sie starb im und am Jahre 1848, an dem richtigerweise alle Aristokraten hätten sterben müssen. Denn von nun an galt nicht mehr für den einzelnen die Losung: „Wie gefalle ich den Besten?“, sondern die Rücksichtnahme auf die Masse beherrschte jetzt jeden und: „Wie viel Tausende werde ich daran verdienen?“ gibt nunmehr sämtlichem Handeln und Schaffen seine Richtung. In einer solchen Zeit wäre selbst Annette vielleicht der Mut zum Tag entfallen. Drum ließ sie sich im Mai jenes Jahres begraben, und es war ihr nicht einmal unlieb, daß man sie in der Nähe des großen toten Magnetiseurs Meßmer bestattete, der dreißig Jahre vor ihr an derselben Stelle in die Erde niedergefahren war. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß ihre Moleküle sich heute noch gerne mit seinen Atomen über den Geist in der Materie und die wunderbare Kraft der Substanz im Menschen, die über die Gräber hinauswirkt, unterhalten.

Als die Kunde von Annettens Tod nach Westfalen gedrungen war, da begaben sich die beiden Hausgeister von Hülshoff und Rüschhaus, die damals schon von der drahtlosen Telegraphie Gebrauch machten, gleichzeitig zusammen auf den Weg. Der eine gehörte zu den „Timphüten“ und war ein kleines runzliches Männchen in altmodischer Tracht mit eisgrauem Barte und dreieckigem Hütchen. Der andere war einer von den „Langhüten“, ein übernatürlich langes und hageres Kerlchen mit weitem Schlapphut. Die

beiden, übrigens höchst gutmütige Gesellen, begegneten einander auf einem kühlen grünen Wiesengrunde und fielen sich vor Schmerzen und Rührung weinend in die Arme. Endlich begann der eine von ihnen unter Schluchzen zu sprechen: „Was hat es noch für einen Zweck für uns zu leben, nachdem sie gestorben ist, die einzig uns noch kannte und liebte? Die Überlebenden dieses Geschlechtes sind ja so ordentlich wie Steuereinnehmer und so nüchtern, daß sie keine Geister mehr sehen. Sie sind in der Feuer- und Hagel- und Lebensversicherung, und wenn eine Mißernte kommt, so sorgt sicherlich — ich muß erst Atem schöpfen für dieses Wort — die Provinziallandeskulturrentenbank für sie. Was sollen wir uns da noch nützlich und lästig machen! Ich denke, wir lassen uns von einem bissigen Hofhund zerreißen, oder wir verkriechen und verkrümeln uns irgendwo auf einem Speicher oder einer Bodenkammer, die kein Mensch mehr betritt und lassen uns von den Mäusen auffressen!"

Und der andere Hausgeist fiel seinem Kollegen spiritus familiaris heulend um den Hals und jammerte: „Es sind doch eigentlich unverantwortlich törichte Leute diese Deutschen! Da hatten sie endlich einmal eine Dichterin, auf die sie stolz sein konnten. Und da geht der eine hin und streitet mit einem andern darüber, ob Frauen denn überhaupt produzieren könnten, und ein zweiter meint: „Dichtende Weiber sind an und für sich schon eine Landplage". Und ein dritter schwärmt einzig und allein von der antiken Sappho, von der kaum vier Verse erhalten sind, und ein

vierter läßt nur eine Künstlerin gelten, wenn sie aus Schweden kommt. Man muß Mitleid haben mit diesen Menschen. Komm, Bruder Timphütchen! Wir wollen nicht auswandern, noch vor die Hunde oder Mäuse gehen. Wir wollen eine Lotterie gründen für die wenigen noch in Deutschland vorhandenen Geister, und die Werke unserer Annette sollen dabei unter die höchsten Gewinne kommen."

Petrarka

Von Petrarka soll ich dir erzählen, mein Freund! Von dem Sohn des Messer Petracco, des Genossen Dantes, der mit diesem zugleich aus Florenz verjagt wurde als ein Weißer von den Schwarzen, die am Arno herrschten. Von dem italienischen Kinde, das in der Verbannung geboren wurde, ohne Heimat und Volk, in der Stadt Arezzo, die Bonaparte, ein Einzelmensch wie er, noch fünfhundert Jahre später nach der Schlacht bei Marengo verschont hat um seinetwillen. Von dem Knaben und dem Jüngling Petrarka soll ich dir berichten, der im Dunst- und Machtkreis des päpstlichen Hofes in Avignon aufwuchs, umweht von dem Wind der Provence, den Liedern der Troubadours und doch im Herzen seiner Muttersprache getreu wie nur je ein Vertriebener. Der die Rechte studierte nach seines vorsorglichen Vaters Geheiß auf den Hochschulen zu Montpellier und zu Bologna, bis er nach dessen Tode diese unfröhliche Wissenschaft aufgab und die Priesterweihen und eine Pfründe nahm und Kanonikus wurde, aber nur, um der kleinen Sorgen für die Notdurft des Leibes ledig zu werden. Von dem geistlichen Menschen Petrarka, dessen ernstes Gewand zu seiner Seele paßte, möchte ich dir vieles vermelden. Seine tiefe Liebe zu den Wissenschaften möchte ich dir schildern, die ihn, dem seine eigene rohe, stumpfe Zeit wie schlechte Luft mißfiel, zum Studium des Altertums trieb. Über die Jahrhunderte hinweggreifend, zog er den vergrabenen Geist der Antike empor,

knüpfte er mitten im Mittelalter die irrende blinde Menge wieder an die Erde und die erhabensten irdischen Aufgaben, ein Erzieher unsers Geschlechtes. Er lehrte als erster wieder den Menschen und seine Größe und taufte seinen Glauben daran „Humanismus", das ist allseitige Ausbildung des einzelnen und aller zur höchsten menschlichen Vollkommenheit. Soll ich dir von den Schauern erzählen, die diesen Begeisterten durchfroren und durchglühten, da er über die Trümmer des römischen Forums wandelte und als erster wieder die Bedeutung des heiligen heimischen Altertums fühlte? Oder von dem hohen Aufschwung seiner Seele, da er, auf dem Kapitol unter Trompeten- und Schalmeienklang mit dem Lorbeer, dem delphischen Zweig, zum Dichter gekrönt wurde und wie ein antiker Heiliger erschüttert mehr die Macht der Menschheit als die der unfaßbaren Gottheit begriff und begreifen wollte! Damals empfing er erst in Wahrheit die letzten Weihen, da in ihm endlich die Menschheit sich wieder selber krönte und einen der ihrigen, ohne ihn zum Gott zu machen, zu den Sternen erhob.

Laß dir von diesem einzig gearteten Menschen noch mehreres sagen, von ihm, der im vierzehnten Jahrhundert ein so modernes Leben führte wie die Besten von uns im zwanzigsten! Der zu studieren und zu dichten einsam auf dem Lande lebte, im anmutsvollen Tale Vaucluse bei Avignon in der Provence neben der Quelle der Sorgue, die mächtig aus der Erde strömend an Kraft und Verschwendung ihm heute noch gleichzukommen sucht. Der

in die Natur verliebt war, wie keiner vor ihm, selbst Franz von Assisi nicht: Stundenlang durchstreifte er allein mit einem Hund die Wälder, den Vögeln, den Fischen und den Bäumen lauschend. Er war der erste, der mit Empfindung einen hohen Berg bestiegen hat, um die Welt und sich selbst und sein Leben von oben zu betrachten. Er entdeckte das Naturgefühl und die Empfindsamkeit, große Gegenden, die den Alten ebenso unbekannt gewesen waren, wie Neu-Indien, das zweihundert Jahre nach ihm Kolumbus fand. Er schaute sich selber, er war vielleicht — o neige sich vor ihm, was Mensch heißt! — der allererste, der sich selber erkannte und zu bejahen wagte. Der erste, der den alten, ängstlichen, scheuen, gewissenskranken Adam, der aus dem Paradiese laufen mußte, als er sich selber sah, überwunden hat. Der erste auch, der sich anders wie Marc Aurel und die Stoiker seine eigene Diagnose gern stellte, sich wichtig nahm und interessant fand und auch seine Fehler ehren lernte. Er wollte sich selbst behandeln und pflegen und heilen. Darum verachtete er die Ärzte und ihre damals tief im Argen liegende Quacksalberkunst mit größerem Recht als Molière und die späteren dies taten, und führte durch seine Streitschriften gegen sie, wie überall so auch in der Medizin, eine Renaissance herauf. Denn alles, was er tat und schrieb, schlug ins Positive aus.

Er lebte als ein Einzelmensch, allen Genies vor ihm und nach ihm verbrüdert, oben auf der Woge des Menschenmeeres. Er war veränderungssüchtig und vermochte zu

reisen wie wir, zu seiner eigenen Lust, nicht bloß aus Not oder Zwang, wie die meisten damals allein sich fortbewegten. So sah er ganz Frankreich und Italien, Spanien, das westliche und südliche Deutschland, Böhmen, Tirol und die Schweiz und wußte im dumpfen, vierzehnten Jahrhundert so klar davon zu sprechen und zu schreiben, wie Pinturichio die Fremde zu malen verstand. Er verkehrte mit Fürsten und mit Königen wie mit seinesgleichen und nahm auch darin für sich die Zeit Voltaires voraus. Von vielen unter ihnen, die er innig liebte, zog er sich gleichwohl zurück, weil, wie er selbst in dem Brief an die Nachwelt sagt, in dem er seinen Lebenslauf skizziert hat, die Liebe zur Freiheit über einen jeden, auch nur scheinbaren Zwang, in ihm vorherrschte. So modern war er, so menschlich fühlte er!

Soll ich dir berichten, wie klug er gleich Goethe sein langes siebenzigjähriges Leben aufzuteilen wußte! Wie er den Diplomaten und den beredten Vermittler und politischen Abgesandten, zu dem er sich gern machen ließ, spielte, so gut er's vermochte. Wie er Publizist wurde und war, lange vor Aretino und Hutten und Erasmus von Rotterdam. Wie er nur aus reinem, innerem Zwang dichtete und keinen Reim mehr suchte, als er lange vor seinem Tode das letzte Liebeslied auf Laura gesungen hatte. Wie er kein Alleswisser war, noch sein wollte, aber das, was er wußte, gleich Lessing, ganz beherrschte und in die tiefste Tiefe durchdrungen hatte. Wie er die Dialektik als eine törichte Spielerei verachtete und die Scholastik des Morgen-

und Abendlandes als tote Belastung des Lebens haßte. Wie er fleißig wie eine Biene den Wissenschaften den Honig aussaugte, den wir für unser Leben gebrauchen können, und immer noch neue Weiten mit seinem Geist zu ergründen suchte bis zu dem Ende, bis zu dem Morgen, als man ihn in seinem Tuskulum zu Arqua bei Padua im Bibliothekzimmer sitzend fand, sein müdes früh ergrautes Haupt auf das Buch vor ihm zum ewigen Schlummer niedergebeugt.

Soll ich dir das Äußere, die Hülle dieses Geistes beschreiben, mein Freund, der mit einem solch edlen Tod eines der würdigsten Leben, das je von einem Menschen geführt wurde, beschloß! Denk dir einen ausdrucksvollen und von der Selbstbeherrschung, die in ihm wirkte, gut gebildeten Kopf, von einer Kapuze ständig umhüllt, die nur die von keinem Haar und keinem Bart entstellte schöne scharfe Silhouette freigibt! Aber denk dir diesen klugen Kopf nicht auf einer häßlichen, versessenen und verkrümmten Gestalt, sondern auf einem kräftigen und gewandten Körper, den lange Spaziergänge bis ins Alter frisch und stark zu erhalten suchten. Nur die Augen sind vom vielen Lesen ein wenig schwach geworden, so daß er sich, froh einer jeden neuen Erfindung seines Menschengeschlechtes, der soeben in Florenz entdeckten Brillengläser beim Studieren bedienen muß. So sah der erste Europäer aus.

Soll ich dich noch ein wenig durch das Innere dieser wunderbaren frühen Erscheinung führen, in welche unsere ganze heutige Zeit projiziert zu sein scheint? Soll ich dir das Wesen

dieses Geistes klären, der vor sechshundert Jahren schon so trefflich mit dem schweren Menschendasein fertig geworden ist? Komm, folge mir, mein Freund! Nur laß uns vor dem Eingang zu diesem Heiligtum alle die Höhner, die schwachen und halben Seelen zurücklassen, die mit ihrer Kleinheit seine riesenhaften Umrisse verspottend, uns den Ekel vor der Menschheit erregen, den sein großer Anblick uns auf ewig genommen haben könnte! Hier ist einer der unsern, den wir verehren können. O laß es uns tun, mein Freund! Um seiner rührenden Schwächen willen sei er uns nicht minder liebenswert denn um seiner gigantischen Höhen, für die der Zollstock der Mittelmäßigen nicht ausreicht. Ist uns Jesus selbst nicht ebenso lieb und groß um seiner Ängste willen im Garten Gethsemane als um seinen Mut und seine Hoffnung am Kreuze? Schaut auf Petrarka! Er fühlte sich als ein Bürger dieser Welt, er ahnte, daß diese Erde nur ein Stern unter vielen in der Unendlichkeit sei. Aber er bildete sich selbst, des Chaos um und in sich Herr und Meister, wieder zum Kosmos und fand, daß es schön sei, ein Mensch zu sein. Sieh ihn dir an, wie er war, und lächle der scheinbaren Widersprüche! Er hatte so feine Nerven wie wir: Er bangte vor Seereisen und zitterte zeitlebens vor Blitzen. Und schon darum war ihm der Lorbeer teuer, weil er gegen den Blitzschlag gefeit sein soll. Und doch war dieser Mann der einzige im Mittelalter, der nicht abergläubisch war, der nichts auf Vorzeichen noch Prophezeiungen gab, und der keiner außergewöhnlichen Wunder bedurfte, um

erstaunen zu können. Er schwärmte für die Antike und ihren internationalen kosmopolitischen Geist und meinte, der Weise sei überall zu Hause. Und er war zugleich einer der leidenschaftlichsten Patrioten, begeisterte sich ein halbes Jahrtausend vor Cavour und Garibaldi für das risorgimento Italiens und besang als erster Italiener sein ganzes Vaterland, nicht bloß seine Heimatstadt.

Petrarka war ein Freund wie wenige Menschen es zu sein vermögen. So konnte er mit Boccaccio, dessen Art und Kunst ihm gründlich fremd sein mußte, freundlich verkehren und plaudern und schreiben. Und er vermochte ihn überlegen festzuhalten, da die Reue und die große Angst über den weicheren Freund gekommen war, so fest, daß dieser der Wissenschaft und der Kunst nicht ganz untreu wurde: „Willst du es aber doch tun", so schrieb er — grüßt ihn, Ihr Gelehrten, die Ihr heut auf dem Schiff steht und über die Wasser fahrt! — „so verkaufe mir wenigstens deine Bibliothek, damit sie nicht zersplittert werde, noch in unrechte Hände gelange!" Er war einer der besten und wirkungsreichsten Briefschreiber aller Zeiten und wußte ebensogut anzuregen und zu fördern, wie zu trösten oder zu schelten, wenn es ihm nötig schien. Er schwärmte wie Nietzsche und Ostwald heute von der Gründung eines humanistischen Klosters, einer neuen universitas, zu der eine Reihe von auserwählten Männern sich zu keinem andern Zweck als zur eigenen Ausbildung und gegenseitigen geistigen Befruchtung vereinigen sollten. Und er war doch selbst der Einsamkeit so hold und froh, daß er sie über alle irdischen Güter

pries, daß er, um dessen Unterhaltung die Gebildeten seiner Zeit wie zu einem Orakel weite Reisen machten, die längste Frist seines Lebens in der Stille zubrachte, daß er, der an den ersten Höfen hätte wirken können, wie ein Einsiedler und ein Gelehrter in einem Dörfchen gestorben ist. Er sah ein, daß der Ruhm als ein vergängliches Gut dieser Welt zu verachten sei. Und wie oft er sich auch dieses vorsagte und klar machte, er liebte ihn über alles, ja noch mehr als die Ruhe, und gar die Liebe selbst. „Laura e lauro“, um diese beiden Pole kreiste sein Leben.

Laß uns leise gehen, mein Freund! Wir nahen dem innersten Innern dieses labyrintisch verschlungenen Menschen, dessen Rätsel und Wirrnisse sein jüngster Tag gelöst hat, wie es uns allen auch bei unserm Tode geschehen wird. Laß uns mit Steinen die bloß Neugierigen verscheuchen, die sich um die Asche seiner Liebe grinsend drängen! Laß uns die Narren verachten, die da schreien: „Schaut her! Auch er hatte einen Körper, der ihn beherrschte. Er besaß eine Buhlin neben seiner Liebe, und zwei Kinder von ihr trugen seinen Namen!“ Laß uns die Toren auslachen, die da meckern: „Seine Liebste, seine Laura, der er einundzwanzig Jahre lang, da sie lebte, anhing und sechsundzwanzig Jahre noch nach ihrem Tode, die er niemals auch nur mit einem Kusse berührt hat, war die Frau eines andern, dem sie bis zuletzt angehörte, dem sie treu sein Haus verwaltete, dem sie elf Kinder geboren hat.“

Fort von diesen Kurzsichtigen, diesen Scheeläugigen, die alles klein oder häßlich sehen, oder aus gemeiner näch-

ster Nähe! Stell deinen Blick auf diesen Großen ein, mein Freund, auf diesen Helden, den die Liebe heilig gesprochen hat, den die geistigen Menschen, die über ihren Körpern leben, als ihren Bannerträger verehren! Merk dir dies: du kannst die kleinen Seelen daran erkennen, daß sie über ihn lachen oder spotten. Dies Maß wende an, um zu wissen, wer deiner Achtung und deines Umgangs nicht wert ist, mein Freund! Meide ihn um Petrarkas großen Herzens willen, auf dem, wie auf dem Hifthorn der Karolinger, geschrieben stand: „Dien' einer!" Lies die folgenden Verse von ihm, die ich für dich, frei und nicht ängstlich und doch so wörtlich wie möglich verdeutscht habe, mein Freund! Du wirst sehen, wie er, ohne sie zu haben, seine Laura nicht minder glühend und himmelauftürmend geliebt hat als der jüngste Schiller im Genuß die seinige. In 316 Sonetten allein hat er sie gepriesen und geküßt, und das letzte von diesen ist nicht müder oder schwächer als das erste oder das mittelste, das einhundertachtundfünfzigste. Laß dir nichts vorreden und vorrechnen über ihren Wert von den eklen Kreaturen, die alles von ihm kommentieren mögen, nur seine Gefühle nicht, weil ihnen der kurze Atem dabei ausgehen würde! Alle diese Sonette sind schön, glaube mir, der ich es weiß! Man kann nur sagen, daß es einige unter ihnen gibt, die noch schöner sind.

Lies diese Verse, diese Zeugen einer Liebe, die ein ganzes Leben währte und mit dem Tode erst endete, die den längsten Atem hatte, welcher der Liebe auf Erden beschieden ist, lies sie nicht leise für dich! Lies sie der Frau

vor, die du liebst, und nach jedem Liede mögt Ihr euch ansehen und sagen: „Dies war ja schon einmal da, was wir beide ersehnen. Dies muß ja doch möglich sein auf der Erde, was immer die Menge der Menschen dagegen sagen und tuen mag! Und wenn wir es auch in anderer Form erleben als jener und jene, dies muß es doch geben, da es einer uns vorgemacht hat bis zum Ende!"

Und so beginne, mein Freund, mit diesem ersten Liede, das er dichtete, den Tag zu ehren, da er sie kennen lernte! Hörst Du es klingen:

„Benedetto sia l'giorno e l'mese e l'anno!"

Gesegnet sei der Tag, der Mond im Jahre,
der Lenz, die Zeit, die Stunde, die Sekunden,
das schöne Land, der Ort, der mich gebunden!
Ach, von zwei Augen kam das wunderbare.

Gesegnet auch der Schmerz, der sonderbare,
der aus der Liebe sich für mich entwunden,
der Pfeil, der Bogen und die tiefen Wunden
des Herzens, die ich nie ganz offenbare!

Gesegnet sein die Worte, all die lieben,
die ich zu meiner Herrin Preis vergossen,
die Seufzer, Wünsche, Tränen, die mich trieben!

Gesegnet sei das Lied, das mir entsprossen,
gesegnet auch, daß ich ihr treu geblieben
und dieses Herz nur ihr allein erschlossen!

Und dann lies jene Verse, die er schrieb, als er sie einmal auf einen Augenblick nur gesehen hatte:

Wie Gott anschauen heißt das ewige Leben,
niemand begehrt mehr, könnte mehr begehren,
so kann dein Anblick, Liebste, mich mit Zähren
aus diesem kurzen Traum zum Glück erheben.

Nie sah ich dich, nie noch so schön, wie eben,
wenn Augen je die Herzen Wahrheit lehren.
Glückselige Stunde, laß dich ewig ehren!
Wie alle Dinge vor dir leer entschweben!

Und würdest du nicht allzu schnell enteilen,
ich wünschte nichts mehr. Denn wie manche zehren
von Düften nur, und solches gilt für Wahrheit,

und andre nur den Durst und Hunger heilen
mit Glut und Wasser, die doch Reiz entbehren,
was lebt' ich nicht von Deines Anblicks Klarheit?

Wie schön und tief sind diese Strophen, die er — wie oft tat Goethe später ein gleiches bei irgend welchen Angebinden, die er seiner liebsten Lotte verehrte! — mit Trüffeln ihr zusandte, im Frühling für sie gesammelt:

Wenn unsre Sonne, die die Stunden scheidet,
im Lenz ins Bild des Stieres eingekehrt,
glüht Stärke von ihr, wie vom warmen Herd,
so daß die Welt sich neu mit Grün umkleidet.

Doch nicht nur außen, wo das Auge weidet,
hat Bach und Hang mit Blumen sie beschert,

auch in der Tiefe, die uns stets verwehrt,
erweckt sie, was sonst schweren Schlaf nur leidet.

Dort wächst auch diese Frucht, die ich dir schicke.
Und so hast du als aller Frauen Sonne
mir deiner Augen Strahlen zugesendet.

Mein Wort und Werk wächst von der Liebeswonne.
Doch wie du drehst und lenkst die holden Blicke,
der Frühling bleibt mir ewig abgewendet.

Lies diese Weise von ihm, die er auf der Reise ihr zusang, als er einsam von Aachen, vom Grab Kaiser Karls kommend, durch die wüsten Ardennen nach Frankreich und zu ihr zurückkehrte, und gedenke dabei seiner!

Durch wilde Wälder, finster und verschlungen,
wo selbst Bewaffnete gefährdet gehen,
zieh ich gesichert, kann nichts Schlimmres spähen
als nur der Liebe Strahl, der mich durchdrungen.

Und hab' im Gehn — o töricht Herz! — gesungen
zu ihr — Gott selbst kann sie nicht von mir flehen!
Dort kommt sie zwischen Frauen, schön zu sehen,
ach, Buchen sind's, mit Tannen zart und jungen!

Den Lauten lausch' ich und dem Gang der Stunden,
in Blättern und Gezweig der Wipfel Klagen,
dem Lauf der Wasser, die das Gras durchflüstern.

Nie hab ich je das Schweigen so empfunden,
das grausig wohnt, wo Wald und Schatten ragen.
Es will beinah die Liebe mir verdüstern.

Immer trauriger und schwärzer werden seine Lieder. Hier folgt ein Sonett, das Hamlet, Prinz von Dänemark, gedichtet haben könnte:

Glaubt' ich, es könnte mich der Tod entlasten
der Liebeswehn, die mich zu Boden drücken,
ich hätte längst der Glieder ekle Krücken
ins Grab getragen, ewig dort zu rasten.

Doch weil ich weiß, daß dies ein Weiterhasten
von Leid zu Leid nur wär' und andern Tücken,
so bleib ich stehn inmitten dieser Brücken,
scheu vor dem Übergang zu neuen Lasten.

Wohl wär' es Zeit, daß nun die letzten Pfeile
vom Liebesbogen grausam auf mich fielen,
oh Schmerz, den ich mit großen Seelen teile!

Mir blieb nur mehr der eine Wunsch von vielen,
drum bat ich oft den Tod zu meinem Heile.
Doch er bleibt taub und will nicht auf mich zielen

Verweile, verweile lange bei diesem seinem Selbstbildnis in Gedanken, mein Freund! Ich glaube, es ist das 103. Sonett:

Den Frieden find' ich nicht, kann nichts bekriegen,
ich bebe, hoffe, brenne und erfriere,
flieg' himmelan und krieche gleich dem Tiere,
ich fasse nichts, will alles an mich schmiegen.

Ich bin in Haft, das Tor läßt sich nicht biegen,
man hält mich nicht, bangt, daß man mich verliere.

Töte mich, Liebe, daß ich triumphiere,
Du läßt mich ja nicht fallen und nicht siegen.

Ich sehe augenlos, bin stumm und schreie,
will gerne sterben, suche mich zu halten.
Ich hasse mich, der ich für andre brenne,

Von Schmerzen weinend, lächelnd ich gedeihe,
das Leben läßt mich wie der Tod erkalten:
So bin ich, hohe Frau, seit ich dich kenne.

Und dann ganz leise wie das Blut eines ohnmächtig Gewesenen wieder zu rinnen anfängt, tropft der Trost in sein Leiden:

Wie oft sprach schon die Liebe zu mir: „Schreibe,
schreib, was du sahst, in Lettern schreib's von Gold:
Zwiefarbig Blut durch die Verliebten rollt,
bald rot, bald bleich, bald Tod, bald Glut im Leibe.

Auch du hast angehört einst einem Weibe
und warst ein Beispiel, wie ihr lieben sollt,
hat andres auch die Welt mit dir gewollt,
ich will nicht, daß du ihr entfliehst. Nein, bleibe!

Und wenn die schönen Augen, drin ich wohne,
und einst, dich zu besiegen, eingezogen,
wenn sie im bittern Tode wieder brechen,

und er von neuem mir gehört, der Bogen,
der dich bezwang, dann weißt du, wie ich lohne,
dann wirst du weinend deinen Dank mir sprechen."

Und hör nur, wie sein Stolz gleich der Morgenröte aus dem Finstern und Grauen hervorbricht:

O wie ich brenne, glaubt es mir, Ihr alle,
wenn jeder glaubt, so muß sie mir vertrauen.
Sie, die am schönsten in der Welt zu schauen,
Sie glaubt mir nicht, wie oft ich zu ihr walle.

Schönheit ohn' Ende du, vor der ich falle,
siehst du nicht meine Augen Tränen tauen!
Ihr bösen Sterne an des Himmels Brauen,
grüßt mich kein Trost aus ihres Herzens Halle?

Dies mein Erglühn, das dir so wenig teuer,
dein Liebreiz, den ich immer wieder preise,
sie werden tausende dereinst erheben.

Denn träumend seh ich, du mein süßes Feuer,
wenn tot dein Licht und deine Lippen leise,
Unzählige von unsrer Asche leben!

Und nun folgen die Sonette, die er nach ihrem Tode gesungen hat, die schönsten vielleicht, die es auf der Erde gibt. So dieses hier, wehmütig wie ein Bild von Botticelli:

Der Zephir weht und bringt den Frühling wieder
und Gras und Blumen, all die lieben Seinen.
Die Schwalbe kreischt, der Nachtigallen Weinen
schluchzt auf die rot und weißen Fluren nieder.

Es lacht die Au, es duftet süß der Flieder,
und Erd und Himmel scheinen sich zu einen.

Und alle nur beglückt das eine Meinen,
ein jedes Tier weiß wieder Liebeslieder.

Nur mir, dem Armen, steigen schwere Klagen.
Sie zieht sie aus der Brust mir durch ihr Scheiden,
die Schlüssel zu mir hat sie fortgetragen.

Das Vöglein singt, es neigen sich bescheiden
die Blumen mir, die Frauen aus den Wagen.
Doch ich bin einsam unter rohen Leiden.

Und diese beiden Sonette, die er, nach Vaucluse allein und alt heimkehrend, gedichtet, und die wie das Echo eines Waldhorns aus kühlem Grund an Sommerabenden klingen, lies sie, mein Freund! Sie ähneln einander wie trauernde Geschwister:

O Tal, erfüllt von meinen wilden Klagen,
o Fluß, den oftmals meine Tränen nährten,
Getier in Wald und Flut und Luft, Gefährten
gleich mir an grüne Ufer hier verschlagen.

Du heitere Luft, noch warm von meinen Klagen
und Schmerzen, die mir Süßigkeit bescherten,
und ach, ihr Hügel auch, ihr lang entbehrten,
die Liebe treibt mich still herum voll Zagen.

Wohl find' ich all die alten Bilder wieder,
nur nicht mich selbst. Verdüstert ward mein Leben,
endloser Schmerz haust laut in meinem Innern.

Von dort sah ich sie noch. Ich blicke nieder
nach ihrer Spur. Sie hat sich fortbegeben,
nackt, himmelwärts. Mir blieb nur das Erinnern.

Und hier der Bruder dazu, das Sonett 277:

Schneller als Hirsche flohen meine Tage
Und wie ein Schatten, flüchtig, kaum zu sehen,
wie Wimperzucken. Ach, was ist geschehen,
das herb und süß ich im Gedächtnis trage.

Elende Welt, du schwanke dreiste Wage,
nur wer ganz blind ist, mag gern auf dir stehen,
in dir schwand mir mein Herz, ins Grab zu gehen
mit ihr, die jetzt ich als verfallen klage.

Doch jenes schönre Bild von ihr, das heute
noch lebt, so wie es ewig wird bestehen,
macht mich nur immer mehr zu ihrer Beute.

Mein Haar wird grau, doch sinnend muß ich sehen
nach ihr. Wo ist sie, die mein Herz erneute,
wo mag ihr Schleier jetzt wohl lieblich wehen?

Nimm dieses noch mit, mein Freund, in dein Leben hinein! Ich möchte dich immer wieder mit ihm beschenken. Es ist mir das liebste seiner Sonette. O höre!

Einst sang, jetzt klag' ich, doch nicht weniger Süße
schlürf ich den Klagen aus als den Gesängen,
es gibt ja einen Grund nur beiden Klängen,
drum wenden sich zur Höhe meine Füße.

Drum trag ich milde oder harte Grüße
mit gleichem Mut, die stolzen wie die engen
Begebenheiten. Nichts soll mich bedrängen,
daß ich besiegt zerbrochene Waffen büße.

So mögen denn mit abgenutzten Klingen
Welt, Weib, Geschick und Liebe mich bestehen,
ich will nur glücklich oder gar nicht leben!

Glut, Schmerz und Tod, wie wollt ihr mich bezwingen?
Ein edler Sein als meins ward nie gesehen,
aus süßer Wurzel wächst dies steile Streben.

Und nun zum Schluß — denn einmal mußte selbst er sich trennen! — diese beiden Lieder. Das eine in Moll wie eine Cellosonate:

Die Augen, die ich einst so warm besungen,
die Arme, Hände, Füße und die Wangen,
die von mir selbst zu trennen einst mich zwangen,
abseits von allem Volk zu gehn gedungen.

Die goldnen Locken um ihr Haupt geschlungen,
Ihr Engelslächeln, mit so hellem Prangen,
daß Paradiese, wo sie ging, entsprangen,
Dies alles ward zu Staub, vom Nichts bezwungen.

Ich aber lebe noch mit Scham und Schmerzen
und ohne Licht, das mir im Glück so teuer,
auf leerem Schiff bei abgebrannten Kerzen,

und lösche selbst das letzte Liebesfeuer.
Vertrocknet ist die Quelle mir im Herzen,
und nur auf stumme Klagen weist mein Steuer.

Und dieses zuletzt, das er an den Anfang gestellt hat, zugleich seine Gesänge segnend, zugleich Abschied von ihnen nehmend. Lausche diesem Geist! Ave, anima candida!

Ihr, die ihr hier in Reimen ausgegossen
den Klang der Klagen hört, die einst mich nährten,
solang' die ersten Jugendwirren währten,
da noch ein andres Blut durch mich geflossen,

Ihr habt in vielen Weisen mich genossen,
da Hoffnung noch und Schmerzen mir Gefährten.
Wenn je der Liebe Lehren euch verklärten,
hab' ich umsonst nicht dieses Herz vergossen.

Wohl seh ich jetzt, daß ich in aller Munde
seit langer Zeit, und Ruhm mein Leben war.
Oft muß ich drum vor Scham in mir erglühen,

und dieser eitlen Scham weiß ich zur Stunde
nur einen Trost, tieftraurig, doch ganz klar:
Die Lust der Welt wird wie ein Traum versprühen.

Voltaire

Die letzte persönliche Unterredung zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire fand an einem Märzabend des Jahres 1753 statt. Im Stadtschloß von Potsdam, wo der Monarch den ersehnten Frühling erwartete. Man kam vom Souper. Der damals vierzigjährige alte Fritz hatte die ganze Gesellschaft, die heute befohlen war, entlassen. Nur Voltaire war von ihm gebeten worden, dort zu bleiben. Und um dem Franzosen, der mindestens eine Frau in der Nähe haben mußte, um sich wohl zu fühlen, eine Freundlichkeit zu erweisen, ward noch die italienische Tänzerin Barberini, des Königs Maitresse, von dem Monarchen aufgefordert, sich nebenan aufzuhalten. Und während sie auf dem Flügel im Nebensaal eine Arie von Lully klimperte, fand dieses letzte Gespräch der beiden im Geist verbundenen Männer statt. Der König saß bei einer Tasse Kaffee am halb angefachten Kamin. Der Philosoph stand, sein buntes Porzellantäßchen in der Hand haltend, neben ihm, um sich die Beine zu wärmen. Und nochmals versuchte Friedrich, den Freund von der geplanten Reise abzubringen: „Vergessen wir diese kleinen Zwistigkeiten, die in der Freundschaft und auch in der Ehe vorkommen sollen, mein Lieber!" redete der Fürst ihm zu: „Wir müßten den Kapaunen gleichen, die wir soeben verspeisten, wenn wir uns niemals brouillieren sollten. Und diesem vaticanischen Federvieh ähnlich zu werden, dazu haben weder ich noch Sie, scheint mir, die geringste

Neigung. Ich habe bereits zwei große Kriege hinter mir, und Sie, ich bin kein Freund von Übertreibungen, sicherlich an die zweihundert Frauen. Ohne Vorwurf, mein Bester! Ereifern Sie sich nicht! Es war dies für Sie als einen, den die berühmte Buhlerin vor dem Herrn Ninon de l'Enclos in ihrem Testament mit einem hübschen Legat bedacht hatte, gewissermaßen nur verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wie mein verstorbener Vater — Gott hab' ihn selig und behalt' ihn sicher im Grabe! — zu sagen pflegte. Übrigens bin ich nicht Ihr Beichtvater. Sondern Ihr allergnädigster Herr und König, wie man auf Bittschriften, deren mir soeben 315 vorgelegen haben, zu erwidern pflegt.

Sie sehen, ich bin in der Übung heute. Nützen Sie sie aus. Erbitten Sie sich etwas, Herr Philosoph! Ich warte, gleich Alexander, auf die Antwort, die aus der Tonne des Diogenes zum Vorschein kam."

Damit setzte der Monarch die grüne, mit einem goldenen „F" geschmückte Tasse an die schmalen Lippen und schlürfte den Kaffee ein, als ob er Flöte spiele. Und Voltaire begann auf den Wink:

„O, Majestät sind bei guter Laune heute. Eine Bitte darf ich aussprechen, die sie mir gewähren wollen wie mein Urlaubsgesuch? Pardon, ich bin ja noch nicht ganz sicher. Indessen ich will dieses Königswort benützen, selbst auf die Gefahr hin, daß es gebrochen würde, wie dies nun einmal mit Ehrenworten üblich ist. So bitte ich denn feierlich folgendes, Sire: Fangen Sie mit dem Papst einen

Krieg an! Bringen Sie das Antichristentum nach Spanien! Machen Sie einen Juden zum General Ihrer Reiterei! Setzen Sie den türkischen Sultan an die Spitze des evangelischen Oberkirchenrates in Brandenburg! Bekehren Sie Maria Theresia zur Mennonitin! Führen Sie in Pommern den Buddhismus ein! Stecken Sie Berlin in Brand, damit die Leute dort einmal warm werden! Schicken Sie alle Pastores nach Spandau! Machen Sie die Pompadour zur Äbtissin! Verjagen Sie die Jesuiten aus Cochinchina!"

„Nichts von Diplomatie, mein teurer Voltaire!" unterbrach der König lachend den zappeligen kleinen Kerl. „Sie wissen, auf diesem Gebiete haben wir uns nie gefunden. Ich bin zu unbegabt darin. Meine sonst so freigebige Phantasie läßt mich hier völlig im Stich. Sie erinnern sich vielleicht noch unserer ersten schönen Zusammenkünfte in Cleve, in Rheinsberg, in Aachen, und unserer Reise nach Baireuth! Es war eine sehr hübsche Zeit. Ich lebte damals noch in Flitterwochen mit meiner Krone und hatte gerade zum erstenmal Schlesien in die Tasche gesteckt: ‚Où sont les rêves splendides de ma jeunesse?' lassen Sie Marcus Brutus auf Französisch klagen, was sicherlich viel besser klingt als das schwerfällige Latein, das mit seinem Hokuspokus nur für Zauberkünstler und Dunkelmänner paßt."

„Ob ich mich erinnere, Majestät!" rief Voltaire mit einer weiten Geste, als hätte er seine Lieblingsrolle, den Cicero, gespielt: „Jene Tage sind die unvergeßlichsten

meines Lebens. Ich fand, was ich mir nur hatte träumen lassen: Einen jungen Fürsten, würdig wie Trajan, dem römischen Reiche vorzustehen, und nicht minder bescheiden als Scipio, da er mit Terenz über die Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts plauderte und der Staatsmann bei dem Dichter in die Schule ging. Freilich, ich entsinne mich mit Schmerzen, von der brennenden Politik des Tages wollten Sie schon damals mir gegenüber nichts wissen. Ich fürchte, Sire, der Poet war in diesem Fall der unbegabtere, jedenfalls der ungeschicktere. Sie hatten eine reizende Art, mich als diplomatischen Unterhändler zwischen Frankreich und Preußen nicht ernst zu nehmen. Ohne Vorwurf diesmal auf meiner Seite!

Freilich, ich ward hinlänglich dadurch in meinem Vaterlande diskreditiert, daß ich die Rolle eines politischen Agenten, durch die Liebe und Bewunderung für einen so seltenen philosophischen Monarchen verführt, leidlich schlecht gespielt hatte. Mein eigener ebenso gewöhnlicher wie gänzlich unphilosophischer Monarch, — es sei denn, er habe Epikur gelesen und falsch verstanden, — behandelte mich seitdem wie ein sujet mixte und zeigte mir, trotzdem ich die Bourbons in seinen Ahnen Heinrich IV. und Ludwig XIV. mehr als Vergil seinen Augustus gepriesen hatte, ein allerhöchst ungnädiges Gesicht. Und die Herrin seines sogenannten Herzens, Madame Pompadour, ging sogar so weit, mir bloß ihre hintere Seite zu zeigen, als ich nach Compiègne hinausgefahren war, um vom Hof Abschied zu nehmen. „Ich gehe,“ sprach ich, in der Hoffnung, daß diese Droh-

ung sie bewegen würde, mir ihre vordere Ansicht zu zeigen, „um dauernd meine Zuflucht bei dem König von Preußen zu nehmen".

„So bestellen Sie ihm," erwiderte die gefürstete Zahlmeisterstochter: „Er soll mir den Buckel herabrutschen."

„O, es war köstlich, dies Ihr letztes französisches Abenteuer!" lachte der König auf. „Und was sagte ich Ihnen, als Sie mir diese Bestellung überbrachten: „Gern! Aber ich muß ihn erst kennen lernen." Wir haben wie die Kinder darüber gelacht. Kennen Sie noch das lustige Epigramm, das ich auf diesen Vorfall verfertigte? Übrigens vergessen Sie nicht, mir Ihr Exemplar dieser geheimen Gedichte auf die bejammernswerten Gestalten, die das Unglück haben, zu gleicher Zeit mit mir auf den Thronen Europas zu sitzen, wieder auszuhändigen. Ich möchte nicht, daß meine Verse einen Krieg anbliesen. Und man ist bei Ihnen wie bei temperamentvollen Frauen nie vor Überraschungen sicher, mein lieber Voltaire. Sie haben eine unangenehme Eigenschaft: Sie können nichts schreiben, ohne es drucken zu lassen."

„Dafür bin ich Schriftsteller, Majestät. Der erste vielleicht," fuhr Voltaire fort, „der diese Kunst zum Beruf gemacht hat. Mein Vater, ein nicht minder ungezähmtes Exemplar der Gattung Väter als der Ihrige, meinte, als ich ihm erklärte, was ich werden wollte: „Das ist der Beruf eines Menschen, der sich darauf versteift, ein überflüssiges Mitglied der Gesellschaft zu sein, seinen Eltern

zur Last zu fallen und Hungers zu sterben." Nun wohl! Ich habe die Absicht, es als Schriftsteller auf eine Jahresrente von 200 000 Franken zu bringen. Und ich darf mir schmeicheln, daß, wenn ich so weiter webe, mein Ziel bald erreicht sein dürfte."

„Bravo!" machte Friedrich und klatschte ihm mit seinen kleinen Händen, die mehr auf einen Gelehrten als auf einen Soldaten schließen ließen, wie in der Oper Beifall. „Aber da wir gerade vom Gelde reden: Sie übertrieben vorhin etwas Ihr Märtyrertum bei mir. Sie machten einen Polyeucte oder einen Ovid in Tomi aus sich. Darf ich Ihnen sagen, daß Sie freilich nur den zehnten Teil Ihrer ersehnten Summe, das sind 20 000 Franken Jahresgehalt, von mir bekamen. Aber immerhin mehr als meine beiden höchst bezahlten Beamten im Staat zusammen. Dazu freie Wohnung in meinen Schlössern, Tafel und Equipage, von dem Kammerherrnschlüssel und dem Kreuz des Ordens ‚Pour le mérite' als Brimborium und überflüssige Belastungen für den Weisen ganz zu schweigen. Fernerhin meine häufige, wenn auch vielleicht nicht immer bequeme Gesellschaft, alle Feste des Hofes, kurzum: Ich glaube, keiner meiner Untertanen dürfte es erfreulicher und unterhaltsamer wie auch einträglicher haben bei mir.

Indessen, ich lasse auch mit mir handeln, mein Freund. Sie brauchten sich darum nicht mit meinen Berliner Juden in unsaubere Wechsel- und Bankgeschäfte einzulassen. Ich bin bereit, 25 000 Franken für Ihre Gesellschaft zu bieten. Sie sehen, Sie sind mir unschätzbar. Ich werde zum Ver-

schwender Ihretwegen, ein Laster, das mir selbst Maria Theresia nicht nachsagt."

Voltaire wand sich hin und her. Und es schien fast, als ob die Geldgier über die Freiheitslust in dem bald sechzigjährigen Mann obgesiegt hätte: „Wenn nicht dieser miserable Gesundheitszustand mich zur Reise geradezu zwingen würde!" ächzte er, in der Erwartung, seinen Mäcen noch höher schrauben zu können. „Wenn Majestät in Ihren ostelbischen und kirgisischen Provinzen das Wetter nur halb so gut wie Ihre unvergänglichen Verse machen wollten, wie würde ich selig an diesem Hof und in der Nähe meines Augustus verweilen. Aber schauen Sie mich an, Sire, wie mich dieses scheußliche preußische Klima in den kurzen drei Jahren verunstaltet hat! Ich dürfte bald von einer Anatomie angekauft werden können mit meinem langen hageren Skelett. Der Skorbut, der mich in der feuchten Kasemattenluft Potsdams unaufgefordert besucht hat, zog mir einen Zahn nach dem anderen aus, als sei ich bei ihm darauf abonniert. Von meinem Gesicht, das zwischen den beiden Lappen meiner Perücke verschrumpft und versunken ist wie das römische Forum, bemerkt man nur mehr, immer spitzer werdend, Nase und Kinn, die sich wie aufdringliche Pointen hervortun. Meine Augen glänzen dazwischen gleich Karfunkelsteinen und spotten, jung geblieben, über den Verfall einer Physiognomie, die einst imstande war, Pariserinnen den klaren Kopf zu verdrehen. O nein, Sire, wenn ich nicht bald daran denke, diese Vogelscheuche zur Kur in ein Bad zu bringen, wird

der Totengräber Anspruch auf sie erheben und mich bei lebendigem Leibe vindizieren! Und dann vergessen Majestät nicht meine Nichte, die den alten, kranken Oheim ohne ihre Pflege in der Ferne weiß! Vergessen Sie nicht alle die zarten Beziehungen, die mich mit vielen schönen Geistern meines Landes verbinden, alle die seelischen Freundschaften, die mir die großen und liebevollen Herzen Frankreichs entgegenbringen.

Sie haben Ihr Volk, Ihr Vaterland um sich, und sein Besitz, der Sie stolz macht, muß mich armen Verbannten doppelt verzweifeln lassen, wenn ich begreife, was ich entbehre. Sie haben die lieben Ihrigen in steter Nähe, haben Ihre Generale und Offiziere!"

„Den Teufel auch!" fiel ihm der König, dem ein solcher empfindsamer Sermon schon längst zu lang geworden war, ins Wort und trat dabei das Windspiel, das an ihm schnupperte, roh zur Seite: „Kann ich mich mit meinen Generalen unterhalten, wenn Frieden ist? Wissen meine „lieben Ihrigen," was Philosophie und das Leben zu bedeuten haben? Hören Sie mir auf mit Ihren Sentiments, die dem Weisen wie mittelalterliche Narrenkappen stehen! Ennuyieren Sie mich nicht mit Ihrer dummen Nichte! Sie kann mir gestohlen werden, diese dicke unbedeutende Person. Molières Köchin ist mir lieber. Und was Ihren so anschaulich geschilderten, hochehrwürdigen Gesundheitszustand betrifft, über den Sie, seitdem ich Sie kenne, jammern und zetern, wie wir Deutsche über unsere Reichsverfassung, so können wir ihn getrost weiterlaborieren

lassen. Ich glaube, er wird sie in voller Rüstigkeit mehr als achtzig Jahre alt werden lassen, und ich fürchte manchmal, ich werde Sie kaum überleben, um Ihnen eine feierliche Gedächtnisrede halten zu können. Für den Fall, daß ich früher sterben sollte, werden Sie das Vergnügen haben, auf meinem Grabe ein boshaftes Couplet zu machen. Ich werde nicht böse darüber werden und erteile Ihnen dafür zum voraus Absolution.

Aber reden wir von diesen ernsten Dingen erst, wenn die Zeit gekommen ist, da wir darüber schweigen müssen. Vorläufig steht die traurige Tatsache fest, daß Sie mich in Borussien und Barbarien allein lassen wollen, und daß ich Sie nicht halten kann. Sie haben es satt, mich zu unterhalten und meine Verse und Prosaschriften zu verbessern und meine „schmutzige Wäsche reinzuwaschen." Ich bitte, beruhigen Sie sich! Ich habe Ihnen diese Geschmacklosigkeit, die Sie natürlich abstreiten, längst verziehen. Aber, verraten Sie mir, was wollen Sie anfangen in der Welt? Wie wird es Aristoteles ohne Alexander ergehen? Der französische Hof behandelt sie wie einen Brandstifter, der sein Volk angesteckt hat. Die Geistlichkeit drüben betet seit Jahrzehnten für Ihren Tod, wie man in Wien für den meinigen alle Heiligen mobil macht. Sie wissen, die Gefahren für einen Philosophen wie Sie sind nicht gering. Und es könnte Ihnen leicht geschehen wie dem alten, schwachen Wolf bei La Fontaine, den die beiden Schäfer einluden, um ihn totzuschlagen."

Mit diesem Mittel, indem er den noch sehr am Leben hängenden Poeten ängstlich machte, war es dem König

schon mehrfach gelungen, ihn von dem Gedanken, ihn und Preußen zu verlassen, abzubringen. Aber nun schien auch dieses nicht mehr zu verfangen. Denn Voltaire erklärte, nachdem er sich von dem Hoflakaien zum achten Male Kaffee hatte geben lassen, der einzige Genuß übrigens, in dem er unmäßig sein konnte: „Sie sollen erstaunen, wenn Sie erfahren, was ich zu werden gedenke: Nichts anderes nämlich, als was Sie schon sind, Majestät: König. Lächeln Sie nicht! Ich phantasiere durchaus nicht wie in meinen unvergänglichen Romanen. Ich werde mir ein großes Landgut kaufen. Und zwar möglichst an der Grenze zweier Länder. Denn ein Philosoph wie ich muß leicht die Territorien wechseln können und immer zwei oder gar drei unterirdische Verstecke vor den Hunden haben, die hinter ihm her sind. Sie sehen, ich weiß Ihre Ratschläge, für die ich Ihnen danke, zu würdigen.

Ich werde dort völlig frei und unabhängig leben, und meine Bauern, die ich regiere, sollen es nicht schlechter als die Untertanen im Kirchenstaat haben. Ich werde die Unschuldigen beschützen wie Sie, und kein Unglücklicher soll ungetröstet an meinem Landhaus vorüberziehen. Ich werde dem lieben Gott daselbst eine Kirche bauen, und dem Teufel ein Theater nebenan."

„Womöglich wollen Sie auch selbst predigen?" warf der König sarkastisch dazwischen.

Hierauf Voltaire: „Gewiß, wenn es sein muß. Ebensogut wie ich dort häufig schauspielern werde. Warum sollte mir jene Rolle nicht liegen? Ich könnte beispielsweise über das Glück in der Stille predigen, oder über

die unlösliche Mischung von Gut und Böse im Menschen, oder über den Vorzug der Freiheit vor allen anderen Gütern, oder über die Notwendigkeit für einen Denker, sich unabhängig von jedem Fürstendienst zu machen."

Der König hatte sich erhoben. Er reichte Voltaire die Hand, die dieser mit einer entzückten Gebärde ergriff und an seine zusammengekniffenen Lippen führte. „Ziehen Sie — mit Gott, hätt' ich beinahe gesagt. Und nehmen Sie noch eine Prise mit!" Dabei entwand ihm der Monarch, dem dies schon zu sehr nach einer Szene schmeckte, leicht die Hand und holte eine kostbare Schnupftabaksdose, dergleichen er seinem unähnlichen Nachfolger einstmals hundertunddreißig hinterlassen sollte, aus seiner Weste.

Voltaire nahm diese letzte Prise und sah sich in seine schöne freie Zukunft entlassen. Friedrich der Einzige aber, wie man ihn nannte, klingelte nach dem Kammerherrn, der seine geheimen Befehle entgegennahm, und sagte ihm: „Dieser Voltaire wird, solange er durch meine Staaten reist, als Konterbande betrachtet und nicht ohne meine ausdrückliche Genehmigung aus meinen Grenzen gelassen." Dann bestellte er seinem Leibdiener, ihm Voltaires Werke auf den Arbeitstisch neben seinem Bett zu legen, und ging kurz zur Barberini herüber, die über ihrem Geklimper fast eingenickt war. „Ich danke Ihnen, Madame!" stieß er schnell hervor, in der Art, wie er militärische Kommandos von sich gab: „Sie können gehen! Ich werde diese Nacht mit einem alten, boshaften Franzosen zubringen, der das unverdiente Glück hat, der geistvollste Mensch unserer Zeit zu sein!"

Stendhal*)

I. Brief des Herrn Prosper Mérimée, des vortragenden Rats im Kultusministerium und Königlichen Aufsehers der historischen Denkmäler von Frankreich an den Herrn Michele Bernetti, Konsul der Großbritannischen Staaten in Civita Vecchia.

Paris, den 25. März 1842.

Euer Hochwohlgeboren muß ich die betrübende Mitteilung machen, daß unser gemeinsamer Freund Stendhal, oder wie er sich eigentlich und noch lieber nannte: „Henry Beyle" soeben gestorben ist. Wir haben ihn zu Dreien heute begraben. Mehr Menschen hatten sich aus ganz Paris nicht hinter seinem Sarg zusammengefunden. Aber es wäre ihm sicher recht gewesen, daß so wenig Leute wie bei der Grablegung unseres weiland Herrn Jesu Christi bei seiner Beerdigung zugegen waren. Nur

*) Es ist nicht gelungen, Stendhal nach 1900 auch in Deutschland populär zu machen. Trotzdem sich unsere besten Verleger tatkräftig, wie dies Deutsche immer bei einem Ausländer tun, für ihn eingesetzt haben. Trotzdem er ausgezeichnete Übersetzer gefunden hat, und in Nietzsche einen Herold, der ihn in etwas übertriebenen Waschzettelausdrücken gepriesen und empfohlen hatte. Trotzdem er so viele Romanciers, Zola und Tolstoi, und zuletzt und zustärkst noch unter uns Heinrich Mann beeinflußt hat. Er wird nie volkstümlich, nie von mehr als „hundert Lesern" gewürdigt werden. Er gehört zu den Geistern, deren Wesen viel reizvoller ist als ihr Wirken und Schreiben. Dies versuchen diese beiden fingierten Briefe zu erläutern.

ein paar leidtragende Frauen hätte er sich vielleicht noch als Zuschauerinnen gewünscht.

Er stürzte vorgestern Abend auf dem Trottoir der Rue neuve des Capucines an einem erneuten Schlaganfall zur Erde, einer Wiederholung des Gehirnbebens, wie er sich auszudrücken beliebte, das ihn genau ein Jahr vorher in Ihrer Stadt, so nennt man doch wohl die Ansammlung von 8000 Menschen?, befallen hatte. In der Kutsche, in die ihn ein Freund brachte, der an seiner Seite gegangen war, sagte er, zu einem Zwölftel seiner sonstigen Besinnung zurückgekehrt: „Ich habe das Nichts gestreift!" Und nach einer langen Pause fügte er noch dieses stammelnd hinzu: „Übrigens finde ich nichts Lächerliches dabei, auf offener Straße zu sterben, vorausgesetzt, daß man es nicht vorsätzlich tut." Er lag ein paar Stunden wortlos auf seinem Bett mit jenem Blick ins Leere, den er an dem großen Talma und an den Madonnen Raphaels so oft bewundert hat. Dann gegen zwei in der Frühe starb er wie ein Heide und ein Held und gehört seitdem ganz der Literaturgeschichte an.

Sie wissen, er war hierher nach Paris gekommen, einmal, um seine stark beschädigte Gesundheit einigen hiesigen Ärzten und Uhrmachern — ich lasse ihn selbst noch sprechen! — in die Reparatur zu geben. Und andererseits wollte er, wie Sie sicherlich auch wissen, seine schlechten Geldverhältnisse hier auf der Mittagslinie des Goldes zu verbessern suchen. Er hatte die letzte Freude, vierzehn Tage vor seinem Austritt aus dieser Welt der Geschäfte

einen sehr günstigen Vertrag mit der Revue des Deux Mondes abschließen zu können. Doch fand man die 1500 Frank Vorschuß, die er bekommen hatte, noch unberührt in seinem Sekretär in einem etrurischen marmornen Aschenkästchen, das er bei den Ausgrabungen in Corneto Tarquinia, denen er oft beigewohnt haben soll, erworben hatte.

Im übrigen schätzt man das Vermögen, das nach Verkauf seiner Bücher, Möbel und Kunstsachen in bar herauskommen dürfte, auf kaum mehr als 3500 Frank. Diese Summe wird seiner Schwester Pauline nach einer letzten Verfügung von ihm ausgezahlt werden, der Schwester, die er, wie er sich ausdrückte „geistig defloriert" hat! Der einzigen Frau, die er vielleicht, jedenfalls derjenigen, die er am längsten geliebt hat, wiewohl auch nur in den ersten dreißig Jahren als der schöneren Hälfte seines Lebens. Wie ich denn überhaupt glaube, daß dieser Mensch, unser Freund, trotzdem er ein dickes und so vortreffliches Buch über „Die Liebe" geschrieben hat und fast stets in eine Frau verliebt gewesen ist, die Liebe niemals hat erschöpfen und genießen können. Er war innerlich doch wohl zu kühl, um sich ganz und lange an ein anderes Wesen verlieren und aufgeben zu können. Die „Kristallbildung in der Liebe", wie er die schöpferische Tätigkeit in uns, bei jeder neuen Betrachtung der Geliebten immer wieder neue Vorzüge an ihr zu entdecken, nannte, dauerte selten lange bei ihm und hörte nach dem Genuß meist sehr schnell auf. Er war mehr Zuschauer als Mitspieler

in der Liebe und sammelte darum von Jugend auf Tatsachen und Beispiele zu dieser Passion. So pflegte er denn auch, der Homer und Herold der grande passion, vor einem Liebesgeständnis — wer denkt dabei nicht an den schwülen Sommerabend unter den Linden in Rouge et Noir! — wie ein Pferd vor einem schier unmöglichen Hindernis zu scheuen.

So wunderlich dies klingen mag bei einem Manne, der verhüllt bekennt, daß er sich schon als Knabe leidenschaftlich in seine Mutter verliebt habe, wenn sie unbekleidet leicht und lebhaft wie eine Hindin durch das Schlafzimmer, das er mit ihr teilte, geschritten sei. Aber derselbe Mann hat auch gestanden, daß er keiner Frau den göttlichen Genuß verdanke, den er jedesmal bei Cimarosas lieblicher Oper „Il matrimonio segreto", die er neunzigmal in seinem Leben gehört haben wollte, von neuem im Überfluten seiner Seele empfinde. Und er hat ferner bekannt, daß die drei köstlichsten Augenblicke seines Daseins die gewesen wären, da er zum allerersten Mal in seinem Leben Verse gemacht und hinterdrein allein für sich frischen Spinat und kräftiges, noch warmes Brot gegessen habe. Dann die Stunde, da er an einem Sonntagmorgen in einem der Energie und Friedrich dem Großen geweihten Notizbuch ein paar ausgezeichnete Gedanken von sich aus früheren Jahren entdeckte. Und schließlich der Moment, wo sich eine Geliebte von ihm bei einem Feuerwerk in Frascati in einer holden Schwäche auf seinen Arm lehnte.

Sie sehen daraus den wahren Egoismus oder „Beylismus", den unser Freund unaufhörlich gepredigt und ge-

lebt hat, die Liebe oder besser gesagt den Mut zu sich selbst, den ein jeder für sich in dieser Wüste von Egoismus, die man das Leben nennt, nach seiner Ansicht gewinnen sollte. Mit diesem „Beylismus" steuerte er sich durch die nachnapoleonische Zeit hindurch, die weder seinem Temperament noch seinem Charakter entsprach und deren wahrster Chronist er darum als Unzeitgemäßer nach seiner Ansicht werden konnte. Denn das große Gesetz des Widerspruchs, das im Menschen wie in der Natur walte, war das einzige, an das er glaubte. Daraus folgere ich auch seine Lust, die ganz großen Passionen und die leidenschaftlichen erhabenen Frauenseelen zu schildern: Eine Frau von Rênal, eine Mathilde de la Mole, eine Sanseverina, diese Renaissancefrau in den Pastellfarben Fragonards. Es war, als ob dieser dem Sinnlichen stark ergebene Geist, der namentlich in der letzten Zeit seines Daseins immerzu in kleinen Leidenschaften und „liaisons non dangereuses" verstrickt war, sich danach gesehnt hätte, gewaltige gleichsam appassionato — wie es bei Musikstücken heißt! — gespielte Herzen wenigstens auf dem Papier zu träumen. Wie er aus dem nämlichen Grunde sich freute, einige hundert Seiten lang einen Streber wie Julian aufzumalen, um ihn schließlich wieder auf ein paar Seiten ins Große zu verwischen: Er, der nicht das geringste von einem Streber in sich hatte und in der Marschallzeit Napoleons ein Schüchterling blieb!

Aus Widerspruchsgeist, aus ressentiment gegen sich selbst, ist auch ein wenig der Stil, der karge harte trockene

spartanische Stil, den er schrieb, zu erklären. Er, der einer der geistsprühendsten Menschen war und voller Einfälle und Elektrizität hing wie eine Gewitternacht, forzierte als Schriftsteller eine ganz einfache ungeschmückte Schreibweise, und behauptete, daß nur die primitiven alten Lateiner hätten Prosa schreiben können. Darum waren viele, die ihn kannten, hinterdrein von seinen Schriften enttäuscht. Seine Romane, diese Handbücher der Heuchelei unseres Jahrhunderts, wie er sie nannte, machten auf solche Menschen nie den starken, fast betäubenden Eindruck, wie seine Persönlichkeit, die in ebenso vielen Facetten glänzte, wie er unter Masken und Pseudonymen — ich habe derer allein 43 gezählt — sich zu verstecken pflegte. Und an manchen Stellen schienen ihnen diese beiden Romane so langweilig wie das bürgerliche Gesetzbuch Napoleons, in dem er, um jedes schwülstige Wort, jeden überflüßigen Ausdruck zu vermeiden, stets eine halbe Stunde lang las, ehe er zu schreiben begann. Schließlich und vor allem fühlte er sich als Psychologe und hatte die leidenschaftliche Neigung, die Seele des Menschen, den er schrieb, wie Correggio, möglichst aus ihrem Helldunkel herauszutreiben.

Ich schreibe Ihnen da einen etwas verworrenen Brief, mein Herr! Aber die verschlungene Natur unseres Freundes, dessen Inneres dem berühmten Irrgarten von St. Cloud ähnlich war, mag dies entschuldigen. Es bleibt mir zum Schluß nur noch übrig, Ihnen den Hauptzweck meines Schreibens mitzuteilen. Ich bin beauftragt worden, die Briefe und die noch unveröffentlichten Schriften un-

seres Freundes herauszugeben, und wende mich darum an Sie mit der ergebenen Bitte, mir alles, was Sie von der Hand Stendhals besitzen, leihweise im Original oder in Abschriften zusenden zu wollen.

Sie können sich denken, wie ich mich dieses Liebesdienstes freue, den ich unserm viel zu wenig gekannten Freunde erweisen kann, der nur für „the happy few", für hundert Leser von heute, aber, wie er sich schmeichelte, für die Lesewelt von 1900 geschrieben haben wollte.

Nehmen Sie den Ausdruck meiner aufrichtigen persönlichen Hochachtung entgegen Ihr Prosper Mérimée.

Postscriptum: Soeben erfahre ich die Inschrift, die unser Freund auf seinen Grabstein gesetzt haben wollte. Sie ist italienisch gefaßt und lautet:

„Heinrich Beyle, ein Mailänder. Er lebte, schrieb und liebte. Diese Seele erglühte für Cimarosa, Mozart und Shakespeare."

II. Antwort des Konsuls der großbritannischen Staaten Michele Bernetti.

Civita Vecchia, den 25. April 1842.

Hochberühmter Herr! So ist er wirklich dahin, der Jünger Michelangelos, der Apostel der Renaissance und residiert schon seit drei Wochen in der Solitüde seines Grabes! Wie hat er unser Land, la sua cara Italia, geliebt, daß er sich nun im Tode einen „Mailänder" nennt, er, der Sohn Frankreichs, der Kavallerieoffizier Napoleons. Ich sehe ihn noch wie lebendig vor mir, als er knapp vor

einem halben Jahr uns und Civita Vecchia, dieses erbärmliche Exil, in das ihn seine mißtrauische Regierung verbannt hatte, für immer verließ: Das feine Gesicht auf einer feisten Silenmaske und die Mundwinkel, die nie still stehen konnten und Schuld an seiner schlechten Karriere trugen in einer Zeit, in der nach seiner Behauptung die dicke Dummheit in Gestalt Louis Philipps über Paris regierte. Und noch besser als diesen letzten Augenblick kann ich mir den ersten Moment unserer Bekanntschaft vergegenwärtigen: Es war vor etwa zwei Jahren, als ich zum Vertreter der jungen Königin Viktoria und ihrer englischen Untertanen in diesem Stadtdorf ernannt worden war. Ich saß mit meiner Bestallung in dem päpstlichen Postwagen, der, mit den gekreuzten Schlüsseln des Kirchenstaates auf seinem Schlage geschmückt, in dem Kot vor der Porta Portese in Trastevere auf die Reisenden nach Civita Vecchia wartete. In der letzten Minute — der päpstliche Postillon knallte schon mit ganz unchristlichen Flüchen auf die Maultiere ein — kam ein Reiter vom Janiculo angeritten, ein untersetzter wohlbeleibter kurzatmiger Herr, der prustend einen Stoß Bücher auf einen anscheinend für ihn freigehaltenen Ecksitz im Postwagen warf, sein Pferd in der Schenke, in der er bekannt war, unterstellte und dann, sich den Schweiß und die vollen schwarzen Haare aus der Stirne streichend, den Schwager in savoyischer Mundart anschnauzte: „Verdammt, Giuseppe! Daß ich es nie lassen kann, mir vor der Abfahrt nach Sibirien nochmals Rom von San Pietro in Montorio anzu-

schauen!" Und damit kletterte er knurrend in die niedrige Kutsche, drehte sich aber kein einziges Mal mehr zurück nach der Siebenhügelstadt, sondern vertiefte sich in stiller Wut in einen der schmutzigen gebräunten Foliobände, die er mitgebracht hatte. Es waren, wie ich später von ihm hörte, alte Handschriften, Berichte von römischen und neapolitanischen Ereignissen, die er aus Archiven zusammengekauft hatte. Er las, während wir durch die erhabene Trostlosigkeit der Campagna dem Meere zu rasselten, die Geschichte der armen kleinen Beatrice Cenci sich leise vor, wobei er nach Art mancher älterer Leute, die sich das, was sie lesen, recht einprägen wollen, die Lippen mitsprechend bewegte. Plötzlich wiederholte er eine Stelle aus seiner Chronik ganz laut mit einer gewissen Zärtlichkeit in seiner hellen Stimme: „So mußte sie ihm gegen ihr Gefühl und gegen ihre Vorsätze kraft ihrer Natur zu Willen sein!"

„Prächtig! Wundervoll!" expektorierte er weiter, vor sich hinstierend: „O diese unbekannten naiven alten Meister! Jedes Wort ein Meisterwerk! Ein Narr wie Lamartine würde einen pittoresken Wortsalat oder fünfzig Reime aus diesem reinen Satz machen!"

Wir kamen wider seine Absicht in ein Gespräch und einigten uns bald in einer grenzenlosen Bewunderung für die Zeit der Renaissance, wie für Napoleon den er sehr gut gekannt hatte, seinen Lehrmeister nannte und als größten Nachzügler der Renaissance verehrte. Er freute sich sehr meiner Nachbarschaft. Die einzigen Menschen, die

in Civita Vecchia lebten, seien die zwölfhundert Galeerensträflinge dort, mit denen er leider unmöglich verkehren könne. In Rom allein gäbe es noch hin und wieder ein paar Partner in der Kunst des Federballspieles, so nannte er die Unterhaltung.

Vergebens würde ich versuchen, ihn zu beschreiben. Man kann ein solches ewig wie Glanzseide changierendes Augenblickswesen ebensowenig wie ein Irrlicht einfangen. Er sagte mir einmal im Colosseum, wo man ihn oft auf seinen Spaziergängen durch Rom treffen konnte: „Rechnen wir den Tag von Morgens elf bis nach dem Theater zu zwölf Stunden, das sind 43200 Sekunden, so habe ich mich ebenso viele Male jeden Tag durch mich selbst dividiert." Das war seine hauptsächliche Eigenart, diese unaufhörliche Selbstbeobachtung, die ihn zum Psychologen befähigte. „Beyle studiert durch Stendhal, dieser Selbstgenuß bedeutet mein Leben," sagte er oft. Er hat ein inneres Leben geführt wie ganz wenige. Und dies kam vielleicht daher, weil er, wie auch Sie beobachtet haben, voller Widersprüche steckte. Er war ein Einzelgänger und scheuer Einsiedler, und konnte dabei doch plaudern, daß die Salons in Paris sich um ihn stritten, wenn er auf möglichst langem Urlaub an der Seine war. Und er gilt noch heute in Mailand, wo er die sieben glücklichsten Jahre seines Daseins als Nichtstuer verbrachte, für den geistreichsten — und was will das heißen! — Franzosen. Er kämpfte für den Romantizismus in der Literatur wie ein Roland und verachtete ihn unsäglich, als er endlich all-

gemeine Mode geworden war: Das scheußliche Los aller gescheiten Apostel, wie er meinte. Nur in einem blieb er treu, in der Freigeisterei und in dem Abscheu vor jedem Aberglauben. Ich höre noch sein ständiges Wort, wenn er von anderen Menschen Gott „beweisen“ hörte, wobei seine Mundwinkel nicht aus dem Zucken kamen: „Die einzige Entschuldigung Gottes ist die, daß er nicht existiert.“

Was Sie mir von den Brotsorgen unsers Freundes schreiben, hat mich tief ergriffen. Er verbarg diese seine Armut hier oft unter einer übertriebenen und leichtfertigen Art, sein Geld unter die Frauen und Vergnügen zu schmeißen. Und er erzählte mir nur eines Tages, daß sein Vater, den er — das Verhältnis umkehrend! — stets wie einen falschen Vater „den Bastard“ nannte, ein Scheusal und ein Bauernschädel gewesen sei, der stets auf der Jagd nach neuen Kniffen sein ganzes, großes Vermögen aus Überschlauheit verspekuliert habe. Wenn er auch so beschaffen war, mit seinem Schreibzeug und zwei Kerzen glücklich zu leben, so wurmte es ihn doch, daß er wegen dieses törichten Vaters gezwungen sei, zuweilen dritte und vierte Rollen in der Welt zu spielen, statt wie sein Freund Lord Byron immer Held sein zu können.

Ich habe ihren Brief Angelina, meiner Frau vorgelesen. Sie weinte sehr dabei und sagte: „Ah! Er hatte eine Frauenseele, die auf einen starken sinnlichen Männerleib gesetzt war wie sein feines Gesicht auf eine dicke Pansmaske von Jordaens.“ Und wir erinnerten uns beide seiner ewigen Sehnsucht, die nie eine Befriedigung fand

und sich deshalb gleich hinterdrein — après le fait — mokierte. Nach dem ersten Liebesgenuß, dem ersten Duell wie nach seiner Feuertaufe vor Marengo, immer stellte sich die berühmt gewordene grausame Frage, die auf jeden Genießenden lauert, bei ihm ein, die sich auch seine beiden Helden und problematischen Selbstporträts Julian und Fabrizzio ewig wiederholten: „Ist das alles? Ist das alles?" Im übrigen war er mehr ausschweifend in seinen Vorstellungen als in der Wirklichkeit. „Einen Nero der Phantasie" nannte er sich wohl. Wir trafen ihn einst, wie er hier an einer Straßenecke stand, vor dem Theaterzettel einer umherziehenden Schauspielergesellschaft. Er las mit Behagen und vom Diner geröteter Stirne die schön klingenden Namen der Aktricen und dachte sich, wie er mit gleichzeitig widerrufendem spöttischen Lächeln erzählte, mit einer jeden von ihnen die herrlichsten verschiedenen Romane aus.

Wir haben gestern das Zimmer besucht, in dem er die letzten Jahre in Civita Vecchia gelebt, gedacht und geschrieben hat. Es liegt am Hafen im vierten Stock eines der großen italienischen Mietskästen, sechzig Fuß über dem blauen Meere. Von hier aus konnte er immer voll Wut sehen, wie die heutigen Dampfschiffe Kohlen eingeladen bekamen, während er als ein armer Verbannter vergebens auf die drei oder vier Kubikfuß neuer Ideen wartete, die er täglich brauchte, um weiter kommen zu können. Wir fanden die Tapete, die über der Stelle hängt, wo sein Schreibpult gestanden hat, und wo jetzt die moderne amerikanische Nähmaschine einer Hutmacherin klappert, mit

Bleistiftnotizen von seiner Hand vollgeschrieben. Ich sende Ihnen morgen eine vollständige genaue Abschrift dieser Ermahnungen und Appelationen an sich selbst nebst den Briefen und Billetten, die wir von ihm besitzen. Ich teile Ihnen einige hauptsächliche Vermerke dieser modernen Wandinschriften schon heute mit. Sie lauten: „Langsam arbeiten! — Niemals lügen auf dem Papier! — Keinen Satz schreiben, der länger als drei Zeilen ist! — Jedes Ornament im Stil ist aufs strengste zu vermeiden, erstes Disziplingebot des Romanschreibers! — Unklarheit ist Impotenz! — Denke zuweilen eine Viertelstunde darüber nach, ob du ein Adjektiv vor oder hinter sein Substantiv setzest! — Tausendmal lieber kein Beiwort als ein falsches, das ist ein gesuchtes oder hergebrachtes! — Die Schriftstellerei ist zu ernst, um bei ihr auf Inspiration von oben zu warten. — Bekümmre dich niemals um deine Feinde! — Alles kann man in der Einsamkeit erwerben, nur nicht Charakter! — Laß dich niemals von den sogenannten großen Worten bange machen: Religion, Charakter, Moral, Energie usw., wieviele Narren sind schon vor diesen Buchstaben zu Kreuze gekrochen! — Je allgemeiner man gefällt, um so flüchtiger gefällt man! — Du willst berühmt sein, pfui! macht dich das nicht Chateaubriand ähnlich? — Lies nie in deinen eignen Werken, das bringt dich zurück! — Geht es dir schlecht, denke an Napoleon auf Helena, wie der Christ an Golgatha! — Arbeite nie nach einem Modell außer nach dir selbst! — Hüte dich vor Aphorismen! Nichts schreibt sich leichter als so etwas!" —

Leben Sie wohl mein Herr! Was für ein Rätsel war unser Freund! Man kann ihn selbst nach seinem Tode nicht ganz erraten und lösen. Denn der ist so plump mit ihm wie Alexander von Macedonien mit dem gordischen Knoten verfahren: Er hat ihn entzwei geschlagen und vernichtet, aber nicht entwirrt. Nun muß die Nachwelt dies im Geiste versuchen.

Ihnen stets verbunden

Michele Bernetti.

Baudelaire*)

Der junge französische Medikus Maurice Dufour, Assistenzarzt im Krankenhause Dubois, in der Nähe von St. Sulpice, war im Begriff, die Anstalt zu verlassen, um vor dem Frühstück noch ein wenig in den Anlagen des Luxembourggartens herumzuflanieren. Es war ein rosiger Maimorgen, und ganz Paris im ersten, frischen, vollen Grün schien nach Flieder zu duften. Er wollte gerade in dem grauen, von einigen Sonnenstrahlen durchflirrten Flur des Hospitals, der nur mit einem bunt bemalten Madonnenstandbild ausgeschmückt war, vor dem in einem roten Marienglas ein Unschlittkerzchen brannte, seine gelbe, neue Redingote, seinen Stock mit langer Lederquaste und seinen hohen, braunen Hut nehmen. Da trat Schwester Bertha, diejenige von den krankenpflegenden Franziskanernonnen, die diesen Morgen den Aufsichtsdienst hatte, auf ihn zu. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Doktor! Aber der Herr wegen der Mulattin auf Zimmer 14 wollte heute um halb zwölf hier sein."

„Verd . . .!" sagte der junge Arzt und verschluckte in Gegenwart der frommen Nonne mühsam seinen Fluch. „Halb zwölf! Aber es ist doch gleich schon mittag. Kommt man denn niemals zu seiner Erholung? Sechzehn Operationen auf den frühen Morgen, ich denke, das genügt.

*) Wer den Dichter der „Fleurs du mal" im Deutschen kennen lernen will, der lese — ein seltenes Meisterwerk! ein erhabener Genuß! — Stefan Georges Umdichtungen, keine anderen!

Ich wollte nur ein bißchen Luft schöpfen. Man sagt, die Kaiserin Eugenie macht heute mit ihrem kleinen Söhnchen wieder die erste Spazierfahrt im Luxembourg. Er hat etwas schwer gezahnt, der junge Herr Prinz, müssen Sie wissen, wie alle echten Napoleone. Macht nichts, wenn er nur nachher tüchtig beißen kann! Wie sieht er denn aus, der Herr von der Mulattin?" fragte er nun, ärgerlich seinen Spazierstock in den Ständer zurückstoßend.

Schwester Bertha überlegte einen Augenblick. Dann meinte sie unter einer Art Lächeln, das seltsam ihr elfenbeingelbes Antlitz, das unter der schwarzen Kapuze wie zwischen einem Rahmen lebte, entlang lief:

„Wie ein Dichter etwa!"

Ein ungewöhnliches Geräusch kam plötzlich zwischen ihr kurzes Gespräch. Es quoll durch die Tür zum Gang aus dem Zimmer Nummer vierzehn hervor und hörte sich an wie ein eintöniges, mehr gelalltes als gesungenes Lied, das man irgendwo am Abend in einem Hafen des Südens in fremder Sprache auf einem Boot über den schaukelnden Wellen gemurmelt hört:

„Ah, Madame Negerin singt wieder!" lachte Doktor Dufour. „Singen oder trinken, das ist ja wohl ihre einzige Beschäftigung. Lassen Sie ihr nur nicht wieder Kölnisches Wasser schenken, Schwester Bertha, oder andere duftende Essenzen. Sie parfümiert sich nur innerlich damit, dieses Tier, diese Jeanne Lémer, oder Prosper, oder Duval, oder wie ihr weißer Spitzbube von Vater geheißen hat! Glauben Sie mir! In zwei Zügen ist solch

eine Flasche bei ihr leer. Und im übrigen riecht sie ruhig weiter nach Bisam, Muskat, Teer- und Kokosöl, oder wonach diese schwarzen Krollköpfe sonst duften mögen. Ach, daß ich hier in Paris zurückbleiben mußte, um solches Pack gesund zu machen, statt mit unserem neuen Napoleon zur Einigung Italiens gegen die verwünschten Österreicher zu ziehen und ihnen ein zweites Marengo zu bereiten!"

„Da ist der Herr!" unterbrach Schwester Bertha seine kriegerischen Wünsche, und wies im Weggehen mit einer Wiegung ihres Kopfes auf das Ende des langen Ganges, wo auf dem letzten Treppenabsatz ein nicht ganz vierzigjähriger Mann barhäuptig, mit spärlichen, langen, welligen, weißen Haaren, erschien. Er trug einen grauschwarzen Gehrock, der bis über die Knie, ja fast bis zu den dunkelgrünen Schuhen dicht zugeknöpft war. Auch seine Handschuhe waren schwarz, und man hätte ihn mit seinem glatt rasierten ernsten Gesicht wohl für einen englischen Geistlichen halten können. Nur daß ein solcher sich nie diese gelbe Rose ins Knopfloch auf die Brust gesteckt hätte. Und auch diese festen, sicheren, weit offenen, kühl alles abschauenden Augen hätte kein englischer Geistlicher getragen. Und noch weniger einen solchen nackten, freien, kühn geschweiften Mund, in dessen Ecken der Zweifel und die Verachtung hausten. Aber auch die starke, schöne Nase übersah man nicht auf den ersten Blick in diesem merkwürdigen Gesicht, das als ein echtes Kunstwerk voll Reiz bis in die kleinsten Winkel war, denn sie hatte gut

ausgebildete, kraftvolle Flügel und eine breite Spitze, so daß man wohl glauben konnte, daß die Seele dessen, der sie trug, auf Gerüchen flatterte, wie die Seele anderer Menschen auf der Musik schwebt.

Er kam langsam heran, und ein wenig schleppend und unsicher, wie Blinde gehen. Und sein Gang war durchaus nicht „elastisch", wie die Romanphrase lautet, so daß der junge Arzt ihn genau in Augenschein nehmen und fachkundig feststellen konnte, daß er die linke Schulter gern etwas hängen ließ, wie es Leute von Herz vielfach tun sollen. Der Fremde machte eine kleine Verneigung seines ausdrucksvollen Kopfes vor dem Marienstandbild in der Wandnische, wobei der Medicus bemerkte, daß ihm als trübliches Kennzeichen des echten Neurasthenikers die Nackenhaare völlig fehlten. Dann näherte er sich dem Arzte:

„Verzeihen Sie, daß ich mich ein wenig verspätet habe!" begann der Fremde in einem formvollendeten leichten Pariser Französisch: „Ich hatte mich im Louvre vor den gefesselten Sklaven Michelangelos festgesehen, und wurde zuletzt noch auf dem Boulevard St. Germain von einem thörichten Gärtnerburschen aufgehalten, der durchaus seine Tulpen auf einem Beet in den Anlagen dort in Form eines „N" einsetzen wollte. Was ich ihm nicht aus politischen, sondern aus ästhetischen Gründen im Namen der Blumen untersagen mußte. Ich heiße Charles Baudelaire. Ich komme wegen dieser Jeanne . . ."

„Aber ich sollte den Namen doch kennen!" warf der junge Assistenzarzt, der sich hastig „Maurice Dufour" vor-

stellte, dazwischen: „Baudelaire? Woher ist mir denn der Name so geläufig?“ fragte er und runzelte seine Stirne, um Nachdenken zu „markieren“, wie es in der Schauspielersprache heißt.

„Aus meinem Prozeß!“ erlöste ihn Baudelaire von dieser ungewöhnlichen Anstrengung: „Denn ich will nicht annehmen, daß ich Ihnen aus einigen kleineren Schriften über Malerei und Musik oder aus meinen Übertragungen von Edgar Poe, dem einzigen Genie Amerikas, oder gar aus etwelchen eigenen Versen bekannt sein sollte, die ich in Ermanglung von Revolutionen, die seit 1848 bei uns in Frankreich ausgestorben sind, zur Auferweckung meiner Mitbürger verfaßt habe.“

„Ja, ich entsinne mich“, entgegnete der junge Arzt: „Sie wurden wegen Veröffentlichung unzüchtiger Gedichte verurteilt. „Die Blumen des Bösen“ hieß die Sammlung dieser erotischen Verse. Und Sie bekamen eine kleine Geldstrafe, nicht wahr?“

„Dreihundert Francs!“ entgegnete Baudelaire, „eine Summe, mit der ein Künstler heutzutage immerhin zu rechnen gezwungen ist.“

„O, ich finde das nicht viel“, meinte der junge Arzt, „nach der Art, wie mir diese Strophen geschildert wurden. Es sollen ja ganz unerhörte Dinge darin besungen worden sein?“

„Das haben Ihnen die Journalisten in Ihrem Morgenblättchen aufgebunden“, lächelte Baudelaire. „Dieselben, die von mir behaupten, daß ich meine Nächte mit

der Großmutter des Teufels zubringe und zum Frühstück die Gehirne von Embryonen zu mir nehme und zum Mittag Menschenfleisch, das ich im Düstern vom Père-Lachaise bezöge. Diese Herren sind sehr undankbar. Ich bemühe mich ihretwegen schon seit Jahren, ein möglichst verkehrtes und außergewöhnliches Leben zu führen, um diesen Tröpfen ausgesuchten und reizvollen Stoff für ihr Feuilleton zu liefern. Ich begehe Dummheiten größten Stils, vor denen unsere Regierung selbst bescheiden zurücktreten muß, und mache Streiche und Abenteuer, habe Marotten und Passionen, gegen welche die von Madame Rachel beim Théâtre Français oder von Frau Ristori, der als höchster Spleen nichts anderes einfiel als einen Fürsten zu ehelichen, nur wie harmlose Kindereien wirken, eben fad genug, um in einer englischen Weihnachtsnummer wiedererzählt werden zu können. Aber zum Lohn für meine mühevollen Ausschweifungen, meine unheimlichen und bizarren Erlebnisse, für die sie mich geradezu honorieren müßten, tun diese Feuilletonisten nichts anderes, als mich immerzu als einen unmoralischen und lasterhaften und verderbten Menschen — oder Gott weiß, wie ihre sonstigen albernen protestantischen Beiworte für einen Abgesonderten heißen mögen! — beim Publikum anzuschwärzen."

„Ja, haben Sie denn etwa Ihre Freisprechung vor Gericht erwartet, mein Herr?" warf der junge Arzt ein, ohne sich in seinen festen Begriffen von Gut und Böse von diesem seltsam dahergekommenen Menschen verwirren zu lassen.

„Meine Freisprechung?" rief Baudelaire aus. „Ich hatte erwartet, daß man mir eine öffentliche Ehrenerklärung zuerteilen würde."

Sie waren indes in das kleine Besuchszimmer des Krankenhauses, drei Türen neben Zimmer vierzehn, gegangen und hatten auf eine Aufforderung des Arztes, der wie jeder Franzose, ein leidenschaftlicher Freund des Plauderns war, auf den kahlen Stühlen dort, die einen Geruch von Karbol angenommen hatten, wie Baudelaire hastig wahrnahm, Platz genommen.

„Sehen Sie!" fuhr der Dichter fort: „Wer mich bestraft hat, das waren nicht die blöden Beamten, die zu der lebenslänglichen Abfassung von Strafentscheidungen verurteilt sind. Das war das junge Mädchen in Frankreich, der Schrecken, das Ungeheuer, die Mörderin der Kunst. Was meine Verse angeht, so möchte ich nichts über sie und zu meinem Ruhme sagen. Nur Sachverständige sind hierin meine Richter. Und Victor Hugo, Leconte de Lisle, Theodor de Banville, Barbey d'Aurévilly, Catulle Mendès, Alfred de Vigny, Villiers de l'Isle-Adam und Richard Wagner, meine Pairs, haben sie mit gelüftetem Hut begrüßt. Aber ist es nicht eine Niedertracht ohnegleichen, einzelne Stellen aus einem Kunstwerk, das stets als ein Ganzes genommen werden muß, herauszuzupfen und sie anstößig zu finden, weil das junge Mädchen, dieser Dummkopf und diese kleine Schlunze, dadurch verdorben werden könnte? O, es war unverantwortlich von Gott und fast eine Sünde von ihm, mich in dieses

niederträchtige platte bürgerliche Jahrhundert hineingeboren werden zu lassen, in diese Zeit, die mit dem Unglücksjahr 1789 begonnen hat, da die massive Dummheit ans Ruder gekommen ist, und seit dem über dem ganzen Gesellschaftsgebäude die gemeine Giebelinschrift protzt: „Seien wir mittelmäßig!"

„O mein Herr Dichter!" erwärmte sich Herr Maurice Dufour, dessen Vater oder Großvater sicherlich die Bastille miterstürmt hatte oder unter dem Bierbrauer Santerre mit aufgespießten Aristokratenherzen gegen die Tuilerien gezogen war, bei diesem leidenschaftlichen Angriff auf unsere Zeit: „Wissen Sie, was Ihnen geschehen wäre, wenn Sie es vorgezogen hätten, in den Tagen Ludwigs des Heiligen oder der Hugenotten zu erscheinen und ihre Feder so zu gebrauchen, wie Sie es heute belieben? Sie hätten die Wahl gehabt, sich rädern, hängen, verbrennen oder pfählen zu lassen, während man Ihnen heute nur ihr Taschengeld ein wenig verkürzt hat."

Der junge Arzt hatte seine gelbe Redingote ausgezogen und über den Stuhl gelegt. Es schien, als ob ihm der Luxembourggarten und die Kaiserin Eugenie samt ihrem kleinen Kronprinzen Lulu gleichgültig geworden wären vor der Unterhaltung mit diesem merkwürdigen Kauz, die ihn für seine Verhältnisse ungewöhnlich ereiferte:

„Wollen Sie etwa leugnen", fragte er weiter, „daß unsere Zeit die freieste und damit die beste von allen vorangegangenen ist?"

„Ja!" lächelte Baudelaire, ihm gerade ins Gesicht

schauend: „Genießt denn der Bürger wirklich seine mühsam mit Guillotine und Barrikaden errungene Freiheit, und wie genießt er sie denn? Mit „Behaglichkeit" und „Gemütlichkeit", um seine Lieblingsworte zu gebrauchen. Und im übrigen müht er sich um des lieben Friedens und Brotes willen, möglichst keine eigene Meinung zu haben und in der Masse unterzugehen. Dazu ward ihm diese von Ihnen so gepriesene Freiheit, daß er sie zu nichts anderem benutzt, als uniform zu werden und sich durch nichts vor seinem Nachbarn auszuzeichnen. Die Originalität haben sie schon in Verruf gebracht, die freien Herren Bürger, und die Religionen, das einzig Interessante auf der Erde, haben sie mit ihrer dummen, eingebildeten Vernunft gleichfalls fast völlig vernichtet, diese Herren Voltairianer in Frankreich, die den lieben Gott abgeschafft haben, um ihren albernen Gehirnkasten an seine Stelle zu setzen. Selbst wenn Gott nicht existierte, würde die Religion noch göttlich und heilig sein.

Aber ich mache mich da selbst zum Philister, indem ich gegen die Masse opponiere. Man vergißt leicht im Gespräch, daß man sich selbst der Kanaille gleich macht, sobald man die Menge schmäht. So kommt es, daß ich seit einigen Minuten Gemeinplätze rede, ungefähr das Peinlichste, was einem Dandy begegnen kann."

Er sprach das Wort „dandy" anglomanisch, wie er war, mit einer starken Zärtlichkeit aus, so daß man gleich merken konnte, daß es wohl sein liebstes Wort war. Der junge Doktor Dufour, den die weiche, feierliche Stimme des Be-

suchers angenehm in Gedanken wiegte, meinte, nur um ihn wieder zum Sprechen zu bringen, kurz: „Aber Sie müssen doch zugeben, daß die Möglichkeit einer ausgeprägten persönlichen Entfaltung auch bei unserer Gesellschaftsordnung gegeben ist?“

„O, gewiß gebe ich das zu,“ sagte Baudelaire stets mit dem unterdrückten leisen Lächeln, das, man wußte nicht, ob über den Gegenstand oder den Partner seiner Unterhaltung, um seine Lippen lief. „Mit meiner ganzen höchst eigentümlichen Lebensführung gebe ich das zu, die leider nur den Vorzug hat, so ziemlich vereinzelt dazustehen. Hören Sie, mein junger Herr Doktor!“ fuhr er mit einer leichten Verbeugung zu seinem Gegenüber fort, „Sie gefallen mir, weil Sie — verzeihen Sie mir! — den Mund schief ziehen beim Reden, eine entzückende Unregelmäßigkeit, die man, wie alles Ungewöhnliche, selten bei Bürgern findet. Wissen Sie, was uns hauptsächlich fehlt, um wirklich wieder, wenn auch keine Gesellschaft mehr, so doch eine allgemeine Bildung zu bekommen? Die Duldsamkeit. Solange ich mich über meinen Nächsten aufhalte, weil er einen besonderen Hut oder Charakter trägt, so lange sind wir die schlimmsten Barbaren trotz Eisenbahnen und Telegraphen.

Ich setze ein Beispiel, ein sehr naheliegendes: Sie finden es — bitte, entschuldigen Sie sich nicht! — lasterhaft und gemein von mir, daß ich eine jahrelange Liebschaft mit einer braunen, Ihrer Meinung nach völlig stumpfsinnigen Dirne aus Haiti unterhalte und mich, was Ihnen noch

schlimmer scheint, offen dazu bekenne. Sie würden mir geradezu Vorwürfe daraus machen, wenn ich sie entgegennehmen würde, nicht wahr?"

Der junge Arzt schwieg völlig verwundert, aber zustimmend.

„Nun wohl!" ging Baudelaire weiter. „Sie würden mir erzählen, daß dieses Mädchen, meine Mulattin, alt und häßlich wäre, übel röche, watschle, tränke, stehle und mich betröge, und was dergleichen Ihrer Ansicht nach scheußliche Qualitäten mehr sind. Bis ich Ihnen — ich rede so wenig von den Reizen dieses Geschöpfes wie von meinen Versen — dagegen erzählen würde, welch eine Wollust ein verzärtelt aufgewachsener Mann, dessen Kindheit neben einem fein behandschuhten älteren Herrn, seinem Vater, durch die geharkten Statuengartengänge des Luxembourgparks spazieren geführt wurde, und dessen Jugend gleichsam auf Plüsch und Wohlerzogenheit und Gehorsamkeit ging, welch eine Wollust, sage ich, ein solcher Mensch in der Nähe und im Dunst eines Wesens empfinden muß, das wie eine Blume lebt, das ihm die Erinnerung an Indien und Madagaskar und die Tropen und die einzige ferne Reise zurückbringt, an dieses eine kurze Jahr im Süden verbracht, das sein ganzes graues vierzigjähriges Leben bis heute durchleuchtet hat. Vielleicht würden Sie mich dann „mit anderen Augen ansehen", wie der Journalist, der Freund der Oberflächlichkeit, zu sagen pflegt. Man ist ja nie zu entschuldigen, wenn man schlecht ist. Aber es liegt doch ein großes Verdienst da-

rin, wenn man weiß, daß man es ist. Und das unheilbarste aller Laster ist, Übles zu tun aus Dummheit."

„Alles kann ich verstehen," meinte Herr Doktor Dufour, „aber gerade dies mit einer solchen . . . !"

„Halten wir diese Redensart fest!" fiel ihm Baudelaire gegen seine Gewohnheit ins Wort. „Es ist die klassische Wendung, möchte man sagen, der ganzen Bourgeoisie. „Gerade dies!" wollen oder können sie immer nie verstehen. Und gerade auf dies haben wir anderen, über deren Leben die Aufschrift steht: „Berausche Dich!" es immer abgesehen. Darum, weil diese Zeit, in der stets nach der Wohlfahrt und dem Bedürfnis und der Laune der Masse gefragt wird, auf den Abbruch jeder Eigenart losgeht, darum ist dem Einzelnen, dem besonderen Menschen das Dasein heute so schwer geworden. Er muß sich seine Wonnen und Seligkeiten künstlich mühsam selbst bereiten, diese paradis artificiels, auf die er, aus dem aristokratischen Garten Eden einer herrschenden gebildeten Gesellschaft vertrieben, angewiesen ist. Ich wäre in dem Ozean von Trivialitäten, der jetzt Paris ausmacht, elend ertrunken ohne die selige Insel, auf welcher der Haschisch wächst, dieser köstliche grüne indische Hanf, der uns nicht nur verdoppelt wie der Wein, nein, verdreifacht, verfünffacht, verzehnfacht, und uns so die lang entbehrten Freuden einer vergeistigten Gesellschaft verschafft. Ich weiß, ich werde ihn teuer bezahlen müssen, diesen Hang, diese Sehnsucht zum Unendlichen. Es kann sein, daß ich früher oder später von einem Schlag oder einer Erschlaf-

fung betroffen den Rest meines Lebens vegetieren muß, stumm und mich nur durch Blicke verständigend und mit den drei Worten: „Non-quie . . . quie!“ als einzigem Sprachschatz, wie jener arme Gelähmte, den ich soeben unten im Hospitalgarten herumkriechen sah.

Aber ich werde dann wenigstens die entsetzliche Ehe des Menschen mit sich selbst zum größten Teil glücklich überstanden und die Zeit schön getötet haben, die ein so zähes Leben hat, bis man endlich any where out of the world angelangt ist.“

Der Herr Dufour, dem diese mit priesterlicher Würde vorgetragenen Äußerungen eines offenbar stark pathologischen Menschen vom medizinischen Standpunkt aus ärgerlich wurden, wollte gerade zu einer nachdrücklichen Warnung ausholen, als Baudelaire, dies erratend, sich erhob und sagte:

„Gestatten Sie mir, Herr Doktor, daß ich Ihre braune Patientin heute abend abhole. Ich möchte nicht, daß sie wegen Trunksucht in die Besserungsanstalt gebracht werde. Sie können sich nach dem Vorhergesagten denken, wie abgeneigt ich solchen Instituten, wo die Menschen wie die Schuhe über einen Leisten gesohlt werden, gegenüberstehe. Da ich übrigens der einzige bin, der für Jeanne zu zahlen pflegt, wird man in unserer praktischen Zeit meinen Wünschen ja unbedingt Rechnung tragen.

Ich wohne im Hotel du Quai Voltaire trotz dieses mir fatalen Namens, der Seine zu Liebe, die dort vorbeifließt. Ich werde Jeanne gegen sieben Uhr hier mit einer Kutsche abholen.

„Darf ich Sie bitten," fügte er noch hinzu, in seine hintere Rocktasche greifend, „ihr indessen dieses durch Schwester Bertha zukommen zu lassen?" Er zog eine Unzahl Muscheln und kleiner trockener Seetiere, die er von einem der Raritätentrödler am Quai gekauft hatte, hervor und legte sie auf den Tisch. „Es ist schade, daß ich nicht ihre unverschämt gleichmütigen Augen dabei mit ansehen kann!" sagte Baudelaire, „aber ich bin zum Dejeuner bei der einzigen Freundin, die ich außer Jeanne habe, eingeladen. Und es ist ohnedies schon spät geworden."

Er verabschiedete sich von Herrn Dufour und ging über den Gang zur Treppe zurück, nicht ohne eine kleine Verneigung seines ausdrucksvollen Kopfes vor dem Marienstandbild in der Wandnische zu machen. Der junge Arzt schaute ihm achselzuckend nach. Dann riß er an der Klingelschnur und zog sich eiligst zu seiner verspäteten Promenade an. Schwester Bertha erschien. „Da!" rief er ihr beim Fortgehen zu: „Tragen Sie den Plunder dort auf dem Tisch zu Nummer vierzehn, zu dieser vertrunkenen Hottentottin! Wissen Sie, in was für einer Zeit wir leben? Ich will's Ihnen sagen: In einer Zeit, wo die Kunst in die Rumpelkammer und die letzten Dichter ins Irrenhaus gehören! Mahlzeit!"

Verlaine

Dies Bild von ihm sei dem, der ihn uns Deutschen am meisten vermittelt hat, Stefan Zweig, zugeeignet.

„Vieles hab' ich von Dichtern geschaut und erlebt", pflegt der Neckar wohl bei seiner Vermählung mit dem Rhein zu erzählen: „Den jungen Schiller sah ich an meinen Ufern herumspazieren und seine gefühltesten Verse in meine eilenden Fluten hineinphantasieren. Und Schubart, der in jedem Gedicht einen Tyrannen abschlachtete, schrie und schwäbelte mir oft seine Lieder vor, eh' er sie niederkratzte. Und Hölderlin lallte an meinen Gestaden seine zerbrochene Seele aus. Und Lenau fischte, mir nachschauend, faustische Gedanken aus meinen Wassern. Aber niemals hab' ich Seltsameres und Verkehrteres miterlebt, als jenes unheilvolle Paar, das an einem Februarabend des Jahres 1875 nach der menschlichen Zeitrechnung an meinen Ufern bei Cannstadt vorübertrottete. Der eine war ein kräftig wie ein Ringkämpfer aufgebauter sehniger junger Schlacks von kaum zwanzig Jahren. Er trug einen dicken braunen Bambusstock in der Hand, und ebenso frech und frei ein wildes verderbtes und verlebtes Kindergesicht auf dem Hals. Er hieß Arthur Rimbaud und hauste seit ein paar Monaten als französischer Sprachlehrer in Stuttgart für die Söhne eines dortigen Arztes, der nicht die geringste Ahnung davon hatte, welch eine bunte Giftschlange er in diesem sich harmlos und gefällig

gebenden jungen Franzosen beherbergte. Der andere, der zehn Jahre älter war, aber wie ein Greis an seinem Knotenstock neben diesem großartigen Gassenjungen einhertrippelte, hatte den Schlapphut von seinem mächtigen Schädel gezogen, der von den vier Flaschen Kognak glühte, die sie beide zusammen nach einem stundenlangen Weingelage noch auf ihren Magen und ihren Geist gegossen hatten. Der warme Tauwind spielte mit den paar Locken, die noch an seinen Schläfen und seinem Nacken wie die letzten Blätter an einem welken Baume hingen und kühlte liebkosend eine der höchsten Stirnen, die je der Weltgeist unter Menschen aufgetürmt hatte.

Es war Paul Verlaine, der fluchbeladene Dichter, der im Zeichen Saturns, des fahlen unglücklichen Gestirns geborene Sänger des Mondes, der Wollust und der Wehmut. Während sein wilder großer grober Kamerad oft auf den Boden schaute und die Wege wählte, die sie ablaufen, starrte er mit seinen kleinen unendlich traurigen Augen, die immer tiefer in den Schädel gerutscht sind, je mächtiger die Stirne sich gewölbt hat, unfest und schwankend in die Luft vor sich, fast wie ein Blinder, der sich vertrauensvoll von einem geriebenen Kerl durchs Leben führen läßt. Sie redeten in einem ganz ungewöhnlichen Französisch heftig auf einander los. Sie schienen sich jene zarte geschliffene Sprache wie Kannibalen, die sie erlernt haben, plump und ungefügt zurecht gelegt zu haben. Vielleicht taten sie es, um dieser alten, abgerittenen und allzu dressierten Sprache neue Reize beizubringen. Vielleicht verriet sich darin nur

ihre gemeinsame Herkunft aus den schwerfälligen östlichen und fast noch deutschen Provinzen Frankreichs. Denn der eine, Rimbaud, war in Charleville bei Sedan, ein paar Stunden von der belgischen Grenze geboren. Und Verlaine stammte aus Metz, der nun verlorenen Stadt, in der jetzt die Kinder Deutsch lernen mußten und mit Lessing statt mit Lafontaine aufwuchsen. Folgendermaßen aber war die letzte kauderwelsche Unterredung der beiden modernen französischen Poeten, die sie am stillen Ufer des schwäbisch sprechenden Neckars miteinander führten:

„So höre doch zu!“ hub Verlaine an: „Wir wollen uns in Jesu Christo wieder lieben! Wie die Kinder wollen wir vor ihm werden, die er so sehr geliebt hat! Hand in Hand laß uns wieder durch die Länder ziehen und ihn und seine Güte und Liebe preisen! Wie seine Werber wollen wir ihm Seelen in den großen Städten sammeln. Wie ein Waffenruf zu den himmlischen Schlachtfeldern, wo blaue und bleiche Engel auf Schildern getragen werden, sollen unsre Lieder gleich den zerrissenen Klängen einer Zinke aus uns strömen. Und Gott wird uns segnen mit dem Öl und dem Feuer, mit dem er die Propheten und die Apostel erfüllt hat, und wir werden die Wonne der Auserwählten genießen! O, er ist mir oft erschienen in meiner kahlen engen Stube in dem belgischen Gefängnis zu Mons, in dem ich zwei Jahre wie ein Cistercienser nudus et pauper in der Zelle gelebt habe! Vor dem kleinen Kruzifix an der Wand, vor dem ich schluchzend auf meinen eklen Knien herumkroch und ächzte, stieg

er dann herab, ganz groß. Er zog seine blutenden Hände seufzend aus den Nägeln und legte sie mir sanft auf die Schultern — —"

„Hör auf, Loyola!" schrie nun Rimbaud dazwischen, wie er schon oft in die frommen Worte häßlich hineingelacht hatte: „Laß Dich wieder einsperren, armer Lélian! Du gehörst nicht in die heutige vernünftige Welt hinein. Schieß noch ein paar Mal auf mich, wie damals in Brüssel, auf daß ich dich wieder auf zwei weitere Jahre der Polizei und dem Gefängnis anvertrauen kann. Nur meine Hand darfst du mir nicht mehr verletzen, du Schuft! Verstanden! Ich habe sie zum Arbeiten nötig, mußt du wissen, nicht mehr zum Schreiben. Es ist genug in der Welt geschrieben worden. Viel zu viel jedenfalls. Die Taten sind darüber ausgestorben. Kein Grashalm und kein Stern wächst mehr, der nicht schon bedichtet worden ist. Auch du hast deinen Teil genug geschmiert. Zwei bis drei Dutzend guter Gedichte, mehr kriegt das größte Genie nicht fertig, und wenn es so alt wie dieser zahnlose Goethe würde. Und du spuckst täglich deine fünfzig Reime aus. Hör auf zu dichten, Verlaine, eh' es mit dir aufhört, und du Verse für den „Figaro" zu Ehren eines toten Präsidenten oder zu einer jüdischen Hochzeit oder zur Eröffnung einer neuen Eisenbahnlinie oder eines literarischen — oh! lala! — Kabaretts herausquetschen mußt!"

„Werden die Heiligen müde, den Gekreuzigten zu singen und seine Wunden und Wunder zu preisen in alle Ewigkeit?" fing der andere wieder an: „Hat die Seligkeit des

Gottanschauens ein Ende, ist nicht alles vor ihm weiland und jüngst, „jadis et naguère‘,“ wiederholte er träumend: „Laß dich von ihm segnen, du mein unseliger Jünger! Entwinde dich ihm nicht! Er ist stärker als selbst du. Gib dich ihm hin, wie du bist, und lerne die Wonnen der Reue fühlen! Er wird dir die Spuren deines früheren Lebens von der Stirne wischen und den Angstschweiß, der hinter der Wollust kommt. O welche Süße liegt darin, unser lasterhaftes Haupt in den Schoß der Mutter Maria zu bergen und ihr all unsern Unrat zu beichten! Auch du wirst dies erfahren früher oder später, wenn du Tag und Nacht weinen wirst wie ich dort im Gefängnis, Tag und Nacht, hörst du, unaufhörlich, und in heißen Tränen allen Schmutz von deiner Seele schwemmst!“

„Schluß! Schluß! Halts Maul!“ unterbrach ihn Rimbaud wieder wütend, „mit deinem Quäckergeschwätz, das du dir hinter den schwedischen Gardinen angewöhnt hast! Laß mich zufrieden damit! Ich tauge nicht zum Wanderprediger. Du langweilst mich mit deinen methodistischen Reden. Puah! Mir wird übel davon! Die Mutter Maria, das ist etwas für Kleinkinderbewahranstalten und für Kommunikanten oder für Bauerngebetbücher. Und Christus, dieser ewige Energiendieb, paßt in unser Jahrhundert noch schlechter als in alle vergangenen! Als ob du lange fromm bleiben könntest, du inbrünstiger Bänkelsänger du! Ich wette, zwei Kilometer vor Paris fängst du wieder an zu sündigen. Ich kenne uns doch. Du brauchst nicht mit mir wie mit deinem katholischen Ver-

leger umzuspringen, du Reineke Fuchs. Wir haben doch fast zwei Jahre zusammen Vagabunden gespielt, ehe du Jesuit wurdest und im Zuchthaus deine ersten Weihen empfingst."

„Welch eine Zeit!" fuhr Verlaine fort zu phantasieren. „Weißt du noch, wie wir zuerst aus dem bürgerlichen Käfig ausbrachen? Ich hatte lange genug den zahmen Mann im Zoologischen Garten des Pariser l'Hôtel de ville gespielt und den langweiligen Ehe- und Ehrenmann. Und wie wir in Arras zuerst Station machten und das ganze Bahnhofsbüfett wie einen Hühnerstall in Verwirrung brachten mit unsern Geschichten von Wechselfälschungen, Einbruchsdiebstählen, verführten Jungfrauen, patentierten Dietrichen, nachgemachten Banknoten, Gefängnismeutereien und abgeschlachteten alten Tanten. Bis schließlich zwei Gendarme kamen und uns aus dem vor Angst zitternden Menschenknäuel, dem die Bouillon vor Entsetzen im Halse kleben blieb, auf das Rathaus führten. Und dann das Verhör dort, als du zum Schein schluchztest und schriest wie ein Schwein, das abgestochen werden soll, und ich wie Coquelin und Talma zusammen deklamierte: „Citoyens! Nous sommes innocents. Nous prrotestons contrrre ce trrrraitement affrrrrreux!" und die „r" wie in der Theaterschule rollen ließ. Fichtre! Welche Lust, ein Gassenjunge zu sein! Und wie wir dann weiterzogen durch Belgien zu Fuß wie zwei Stromer, an Charleroi wie am Inferno vorbei, weißt du noch:

„Sites brutaux!
Oh! votre haleine,

Sueur humaine,
Cris des métaux.“

Und dann nach Brüssel und nach London, wo wir den karrierten Kaffern und den blonden Mädchen, die wie die Engel und „les ingénus“ herumlaufen, Sprachstunden gaben und dazwischen uns wie Taschenspieler unsere Unanständigkeiten im Montmartredialekt zuwarfen, von denen sie keine Ahnung hatten.“

Aber Rimbaud schien selbst in Gedanken keine Lust mehr zu haben, diese oder eine ähnliche Zeit nochmals wieder durchzuleben. „Du hättest daheim bleiben sollen, Paul Maria Verlaine!“ sagte er so ernst, als er überhaupt sein konnte, „bei deinem Stadtpöstchen, deinen grünen Akten, deiner kleinen Rente, deiner ewig schwarz gekleideten Mama, die noch im Todesstündchen für dich beten wird, und bei deiner sauer gewordenen abgestandenen Frau und deinem kleinen Georg mit den bedreckten Windeln! „Ich bin dein böser Genius geworden“, wie der langweilige Leconte de Lisle singen würde, als ich in die geordneten Regale deines braven Lebens einbrach und deine ganzen guten Papiere durcheinander schmiß. Du hättest ein Beamter bleiben sollen, du Offizierssöhnchen, wie dieser Pedant Mallarmé. Die Beschränktheit dafür wäre dir mit den Jahren gekommen. Du hast eine Kette nötig, du alter Köter. Und je kürzer, je besser für dich. Es war ein dummer Jungenstreich von mir, dich loszubinden und in die Freiheit mitzunehmen und dich durch Spelunken und durch die „Halbwelt“, wie dieser blöde Bür-

ger Dumas sie genannt hat, die viel mehr ist als die Welt der Ganzen, mit mir zu schleppen, bis deine ererbten 30000 Francs beim Teufel waren."

„Wie eine wahnsinnige tolle Jungfrau bin ich dir gefolgt, du mein höllischer Bräutigam!" ächzte Verlaine, „gefolgt, weil ich mußte, weil deine wundersamen kindlichen Zärtlichkeiten mich verführt hatten, weil ich dir unterworfen bin, du Scheusal. Was verstehst du von der Liebe, Arthur? Du weißt vielleicht nur, daß die Liebe wieder erfunden werden muß. Aber das wissen alle heute, die noch einen Funken Blut in sich haben. Ich habe deine Seele gesucht und gesucht, wie der Herr die des Nikodemus suchte, bei Tag und in den Nächten, wenn ich neben deinem teuren Körper wachte. Aber ich habe sie nicht gefunden, wie oft ich dir auch sagte: „Ich verstehe dich ganz." Vielleicht hast du gar keine Seele, vielleicht bist du nur eine leere öde Bühne, über die Gespenster und violette Nebel und Meerungetüme und Bilder uud bunte Masken ziehen, unter denen auch meine arme verstoßene aussätzige Seele irrt!" Es sah so aus, als ob Verlaine sich auf den breitschulterigen Riesenlümmel stürzen wollte, so wild und neurasthenisch funkelten seine kleinen blutunterlaufenen Augen, so rasend flog sein Atem und der vom Alkohol heiße Hauch seines Mundes in der Nacht hin und her. Rimbaud zuckte, seiner nicht achtend, vor Lachen:

„Welch drollige Wirtschaft zu zweien wir da führten!" grinste er, „kreuz und quer durch den code pénal, der wie eine Hecke alle interessanten Dinge auf der Welt aus-

sperren möchte. Aber ich hab' es satt, dies Herumstrolchen durch die Zivilisation und dies stumpfsinnige den Bürger-Verblüffen, an dem du, alter Narr, dich noch bis über deine Glatze zu amüsieren scheinst. Ich speie auf solche Kindereien. Puah, ich kann dir nicht sagen, wie das mich anekelt, die Leute zu verhöhnen, denen ich ihr Geld abnehme."

„Was willst du denn anders anfangen, heh!" versuchte Verlaine ihn zu foppen. „Was hast du denn anders gelernt außer Verse zu machen, schöne, köstliche, goldene Verse," fuhr er fort und machte ein ernstes Gesicht dabei wie ein alter Weinkenner, der an einem vollen Glase riecht: „Unvergängliche Verse, mildsäurig wie Äpfel, herb duftend wie der Abendtau im September, du Kind Shakespeare!"

„Genug! Genug!" schrie Rimbaud ihn an: „Ich pfeife auf Eure ganze Literatur, wenn ich nicht noch etwas anderes darauf tue. Mir wird schlecht, wenn ich nur daran denke, daß ich wieder stundenlang mit dir über die ganze versunkene und verstunkene Kunst schwatzen sollte: Über den Hiatus, über den Reim, über die freien Rhythmen, über die Cäsur, über den Blankvers, über die Alexandriner, über die Betonung, über den Klangfall der Prosa, und all das stumpfsinnige zwecklose Zeug, über das du bis drei Uhr morgens deinen Bockmist tagaus tagein zusammenreden kannst. Ich danke dafür, die paar Jahre Leben an solchen verstaubten Krempel zu hängen. Ich bin mir zu schade, mir mein Dasein noch weiter zu versauen, in-

dem ich es unter die Lupe nehme und ein Poesiealbum daraus mache. Ihr sollt keinen einzigen Vers mehr von mir zu Gesicht bekommen."

„Was willst du denn anders anfangen, heh du!" höhnte Verlaine von neuem, und es klang wie ein Echo, das Rimbauds geniale Jugendzeit fragend aufwarf.

„Gold will ich machen, statt alberner, lächerlicher und widerlicher Gedichte!" war die scharfe Antwort, die er den beiden zurückgab. „Unsere Zeit braucht Arbeiter und keine Dichter. Ein Nabob will ich werden, irgendwo da draußen. Mit brauner Haut und mit eisernen Knochen will ich heimkehren. Und man soll sagen: „Was für eine starke Rasse hat dieser Kerl!", nicht hinter mir dreinschimpfen wie bei dir, schwaches Paulchen: „O diese verderbte, absterbende lateinische Bande! Sie hat Gift und Gummi statt Blut in den Adern." Mir graut vor der Mauer, die Europa umschnürt. Ich will unter Wilden und Kindern leben, statt unter Euch ekelhaften Greisen. Schwarze Weiber will ich haben, die noch so dumm sind und so schön wie die Tiere. Ich kann Eure Kokotten nicht mehr riechen, mir wird übel dabei. Puah! Ich stürze mich in die Nacht Afrikas. Ich habe Euch leid und Eure vermaledeite Zivilisation, die Euch zu Zahlen macht und Europa zum Warenhaus. Aber ich will wiederkommen reicher als Cortez und Warren Hastings. Eure Frauen sollen mich umdrängen wie den Schah von Persien, und ich werde sie erniedrigen und beherrschen mit meinem Geld. Ich danke dafür, mich mit billigen Dirnen herum-

zuschlagen wie du, und mich mit ein paar gemeinen Versen hinterdrein um die Bezahlung zu drücken."

Der fast volle Mond war über ihrem Gerede hinter den Bergen hervorgekommen. Er sog die dünnen Nebel von dem Neckar auf und glänzte golden auf den Wassern. Eine kurze Pause dehnte sich zwischen ihr Geschrei. Die Schönheit der Nacht schien endlich wieder den Dichter in ihnen tönen zu machen wie der Strahl der Sonne die Memnonsäule in der Wüste.

„Sieh, wie der Mond Charpie zupft!" lachte Rimbaud und stieß den träumenden Freund in die Seite: „Schau dir die Natur an, du Trottel!"

Verlaine wachte auf, aber nur um sich fester an den meuternden Genossen seiner letzten Jahre zu klammern: „Bleib bei mir!" bat er, „du mein Auge, mein Geruch, meine Sinne! Ich will dir Musik aus allem machen. Warte! Fünf Minuten und eine Romanze ohne Worte ist fertig aus diesem Bild vor dir. „Do, mi, sol. — Hé! bonsoir la lune!" — (Er sprach dies fast wie ein Hexenmeister.) „Bleib bei mir, mein Knabe, mein Mann! Ich bin kein Bär. Ich hasse die Einsamkeit."

Aber Rimbaud schob ihn frech von sich: „Laß mich zufrieden! Mir ist kulturkotzübel zumute, sagt' ich dir schon. Heirate Victor Hugo! Geh bei Zola in die Lehre! Schmier täglich deine zehn Seiten voll wie ein Anstreicher oder ein Zeitungsschreiber. Ich habe genug davon! Mir steigt's hoch, wenn ich dran denke, wieder im Delirium zu sein und zu dichten. Ich bete zur Vernunft wie Robes-

pierre und diese nüchternen deutschen Philosophen und Schulmeister. Eher will ich Politik treiben als je wieder Poesie."

„Du Phantast!" spottete Verlaine, dessen hoher Kopf immer röter wurde. „Du ein Konquistador, du Kind? Du bist heißblütiger als Marc Anton, und du wirst elender Bankerott machen als er, bei den Zulu oder den Abessiniern oder den Äthiopiern, oder was sonst dein schwarzer Typ sein mag, du Nachzügler Rousseaus."

„Halt deine Schnauze jetzt!" schrie Rimbaud ihn an, „du sollst mir nicht meine Zukunft noch bedrecken. Ich mag deine Affenliebe nicht mehr. Geh nach Paris zurück! Laß dich zum König der Lyriker krönen oder zum Prinzen Karneval! Es ist ja ein und derselbe Blödsinn. Oder reise durch die Provinzen herum und mach dich lächerlich, indem du deine einzigen unvergleichlichen Verse, deine innerste Musik, vor Strumpfwirkern und Seidenwebern und Hutmacherinnen vorliest! O, wenn ihr wüßtet, wie ich euch alle verachte und hasse, euch Poeten und Prostituierte!" Er riß sein Maul, sein hartes, eckiges, energisches Maul dabei auf und spie vor Wut und Abscheu nach allen Seiten aus.

„Und als was wirst du wiederkehren zu uns, du Kulturverächter, du Welteroberer?" brüllte jetzt Verlaine auf ihn ein, und die dicken Adern an seiner Stirne spannten sich wie Taue, die ihn vor dem Wutanfall, der ihn in der Trunkenheit oft überkam, zurückhalten wollten: „Als ein Krüppel, ein Invalide, der kaput wie ein Buckliger

um das Pantheon seines einstigen Ruhmes herumhumpeln wird."

„Du Hund, du!" keuchte Rimbaud, „du alter Sünder, du!" Und damit haute er wie ein kalifornischer Goldgräber mit seinem dicken Bambus auf ihn ein. „Du willst mir meine Hoffnungen zermatschen. Du willst mir mein Schiff aushöhlen, das mich aus eurer ganzen vermoderten Gesellschaft ins Freie bringen soll, mein Zukunftsschiff, das viel trunkener und stolzer ist, als alle meine ausgeröchelten, aufgetakelten Verse!"

Aber nicht minder rasend als er schlug Verlaine mit seinem wilden Knotenstock gegen ihn zurück: „Da! Du Tollhäusler! Du verdrehter Spießbürger! Ich will dich schon vorher zur Tunke zusammenhauen, ehe es der Sudan mit dir tut. Hernach will ich dich wieder gesund pflegen und deinen holden Klumpen verzärteln und mit mir nehmen. Du wirst dann viel bequemer für mich sein."

Aber Rimbaud, der knabenhafte Koloß, der erst sechzehn Jahre hernach als ein Krüppel, wie Verlaine es ihm prophezeit hatte, aus Nubien heimkehren sollte, war weit stärker als dieser verkommene frühe Greis. Toll über die Stockschläge, die seine Arme und Schultern trafen, schlug er jetzt auf den herrlichen Schädel seines besten Freundes in der Vergangenheit, seines Todfeindes seiner neuen Zukunft los. Taumelnd stürzte Verlaine zur Erde. Sein Blut, sein in musikalischen Rhythmen kreisendes Blut, tropfte aus einer tiefen Wunde an der Schläfe auf den vom hellsten Mond beschienenen Weg. Und der Halbbewußtlose

hörte kaum mehr die letzten Worte des wie Kain nach dem Brudermord davonstürzenden Rimbaud:

„Werde Pornograph, Alter, oder Photograph für den Rest deines Lebens! Eine andere Art Künstler duldet und füttert der Pöbel heute nicht mehr. Weine mir nicht nach! Der Absinth wird mich dir ersetzen."

An der Fluß- und der Wegbiegung drehte Rimbaud sich noch einmal scheu um, und sah, daß Verlaine sich ächzend wie ein wunder Krieger im Grase aufstützte. „Wieg ihn warm ein, Natur, ihn friert!" grinste Rimbaud, scheußlich sich selbst zitierend. Dann steckte er sich eine Zigarette zwischen seinen dicken Lippen an und sagte für sich: „Abfahren nach Afrika!" und mit einem letzten Blick auf den verlorenen Freund: „Daß solch ein energie- und sittenloser Schweinepriester so herrlich dichten kann!" Und er deklamierte auf die Stadt zutrabend Verlaines Verse in den Mond:

„La lune blanche
luit dans les bois;
de chaque branche
part une voix
sous la ramée . . .
O bien aimée!"

Charles Dickens

Devonshire Terrace in London. Das übliche behag=liche englische Haus, anständig und nicht auffallend wie ein echter Gentleman. Mit freundlichen saubern Fenstern, blankgeputzter Messingtürklinke und Hausglocke und mit vielen kleinen Schornsteinen, die allesamt eifrig Durham=Steinkohle rauchen. Nur der größere Garten, um das Haus herum, in dem jetzt im Februar die kahlen schwarzen Bäume Trauer tragen, hat etwas Ungewöhnliches in dieser Stadt, wo man mit dem Raum wie mit der Zeit zu geizen gewohnt ist. Drinnen im Hause sieht es freilich wieder wie in den meisten andern Londoner Häusern aus, behag=lich und wohnhaft. ‚Comfortable' scheint über jedem Zim=mer als Motto zu stehen. Draußen um die nackten Bäume hängt der dicke braune Nebel, Londoner Echter, wie die Leute von Cheapside sagen, wenn die Kabs und Omni=busse stocken und in der mittäglichen Finsternis die Men=schen wie Gespenster einhertappen und die Dächer und Giebel in den Wolken verschwimmen. Drinnen im Hause glüht das Kohlenfeuer aus jedem Kamin und das Gas, das im Flur und in den hintern Zimmern geisterhaft brennt, versucht das graue Licht, das von draußen hereindringt, zu durchstechen. Von dem Dachzimmer mit dem großen, heut wie Löschpapier trüben Atelierfenster, wo er am liebsten zu arbeiten pflegt, steigt pfeifend ein Mann, in dicken wollenen Hausschuhen die Stiege herunter. Er pfeift eine italienische Arietta, irgendein Liedchen, das er

am Hafen von Genua aufgeschnappt hat und trällert: „Oh mio sol, dov' sono gli uccelli?" Wie sieht er denn aus, der Mann? Nicht zu groß und nicht zu klein. Ein breiter Spitzbart nach der damaligen Mode wie ihn Napoleon der Dritte und Viktor Emanuel re galantuomo trugen, hängt ihm am Kinn herunter über den flott gebundenen Schlips und berührt mit seinen Spitzen die violette Samtjacke, die er trägt. „Sein Haar ist braun, sein Haar ist schön", wie es in der Ballade bei Coleridge heißt. Und seine Augen sind der beste Teil an ihm: Sie stecken voll Seele und manchmal leuchten sie feucht wie die schönen Augen eines Herzkranken. Sie blicken sehr weich, und man glaubt leicht, daß hinter ihnen viele, viele Tränen sitzen. Ja, eine von diesen scheint fast immer auf seinen glänzenden Pupillen zu schwimmen.

Leise pfeifend kommt er die Stufen herab. Niemand begegnet ihm. Alle Türen sind fest verschlossen und schauen ihn hart und kalt an. Das ganze Haus scheint tot zu sein. Er schweigt und lauscht erlöst lächelnd auf den Lärm, der von Osten her durch die graue Scheibe, die den Garten zeigt, in seine Ohren hallt. Es tönt wie eine ferne Brandung der Lärm, den London erhebt, sein liebstes Geräusch, das tagaus, tagein, nur am Sonntage kaum ein Viertel so laut, um Newgate und Holborn Viadukt oder um den Strand und Piccadilly schallt. Er öffnet eine Zimmertür und hastig wieder eine andere. Niemand ist drinnen. „Sind sie denn alle fortgegangen? Hat man mich ganz allein gelassen?" spricht er, wie ein Schauspieler einen tragischen

Monolog deklamiert, und lacht dabei laut. Er will nach der Dienerschaft unten rufen. Da scheint ihm noch etwas Besseres einzufallen. Er öffnet sacht noch eine dritte Tür und tritt heimlich hinein. Es ist die Kinderstube. Ein kleines Mädchen, nicht ganz zweieinhalb Jahr alt, etwas zurückgeblieben in der Entwicklung, wie jede Mutter auf den ersten Blick sagen würde, sitzt still und einsam auf dem Sofa. Es ist sein Töchterchen, Nummer Drei, wie er wohl stolz zu sagen pflegt, so wie er in seiner Kindheit die Admirale von Portsmouth patzig von ihren Schiffen sprechen hörte. Sie hat ein Bilderbuch quer über ihre Knie gelegt und baumelt verträumt mit den schwachen, zarten Beinchen herum. Neben ihr hockt die Puppe steif an die gepolsterte Sofawand gelehnt, in einem rotkarierten schottischen Kleidchen, das offenbar aus einem Restchen Stoff, der von ihrem eignen übriggeblieben war, geschneidert ist. Die Puppe sieht mit ihren angemalten Backen richtig gesund neben dem blassen, spitzen Kind aus, und tut, als ob sie ebenso eifrig in dem offenen Bilderbuche mitstudierte. Die beiden sind ganz allein, und die Gouvernante scheint es unbeaufsichtigt, vorgezogen zu haben, ein bißchen mit der Köchin und dem Diener unten über die Herrschaft ihre Ansichten zu tauschen.

„Pscht! pscht!“ macht er ganz leise herankommend: „Erschrick nicht, meine kleine Dora Annie! Es ist dein Vater. Er ist heruntergeklettert von seinem hohen Turm in den Wolken, um mit seinem Nesthäkchen zu plaudern. Du mußt wissen, er denkt da oben über einen neuen

Roman nach, den er den dummen Leuten aufbinden soll. ‚Bleak House' wird er heißen, „Das graue Haus"! Gruselts dich, kleine Dora Annie? Fürchte dich nicht, mein Liebling! Du brauchst dich noch nicht zu ängstigen vor Testamenten und Urkunden und Prozessen und Affidavits und all dem greulichen Zeug, was in Lincolns Inn und um das Kanzleigericht ausgebrütet wird, und was in meiner Geschichte vorkommen soll. Dir kann es ganz gleich sein, was Lord Gumrich darüber denkt, und was Sir Dumrich nicht darüber denkt, und wie Lady Flumrich dazu steht, und ob Herzog Mumrich damit einverstanden ist und nicht lieber vorher noch mit Advokat Jumrich oder mit Lordkanzler Sumrich beratschlagen soll, ob Numrich oder Pumrich wirklich der rechte Mann für den Ministerposten ist. Denn wenn Cuffy und Puffy hinzukommen und aus Feindschaft gegen Duffy mehr für Muffy sind, kann es leicht geschehen, daß unter Übergehung von Fuffy und Juffy wirklich Luffy gewählt wird, oder gar Quumrich statt Numrich oder Pumrich."

Das Kind, hat, wie aus einem Traum erwacht, von seinem Bilderbuch aufgeblickt und bald den unruhigen, rastlos im Zimmer umherfahrenden Vater betrachtend, bald in den kalten geballten Nebel im Garten hinausschauend, versucht es über all die tollen ähnlichen Namen, die er, um sie aufzuheitern, hervorsprudelt, zu lächeln. Aber die mageren Bäckchen können es nicht hervorbringen, und der kleine nach unten hängende zitternde Mund schneidet es mit einem traurigen Strich ganz und gar entzwei.

„Hat man meine kleine Dora Annie ganz allein gelassen?“ fährt Dickens zärtlich zu ihr geneigt fort: „Ist die verehrte, stets um sich besorgte Frau Mama mit deinen beiden großen Schwestern in die City zum Shopping gefahren, und zeigt Mademoiselle la gouvernante indes der Köchin ihre neuen Dessous, auf daß sie die Gelbsucht vor Neid bekomme!“ Er holt liebevoll einen der Drops aus einer Glasbüchse in seiner Tasche mit den von Tinte beschmutzten Fingern hervor. „O du mein kleines einsames Mädchen, du sollst es viel, viel besser haben, als dein armer Vater es in seiner Kindheit hatte! Denk dir, er mußte Schuhwichstöpfe spülen in einem scheußlichen alten Hof an der Themse und hernach mit Ölpapier und dann mit einem Stück blauen Papiers bekleben und mit einem Faden umwickeln. Und dann mußte er den Faden und das Papier glatt abschneiden. Und so ging es Flasche für Flasche, fünfundfünfzig in der Stunde. O, ich war damals ein kleiner Käsehoch und nicht viel größer als du, Dora Annie, und genau so blaß und noch viel viel dünner und elender als du! Es war eine harte Arbeit für mich, von neun bis dreizehn Jahren. Ich sehe mich noch dasitzen zwischen meinen Töpfen und Flaschen und Bütten in meiner Ecke neben einer wackligen, feuchten, hölzernen Treppe, die in den Keller führte. Ich glaube, ich habe manchmal selbst den Ratten leid getan, den großen grauen Tieren, die da unten sich herumzankten und quiekten. Sie schauten mich ordentlich wehmütig von der Seite an, wenn sie die Stiege heraufgerannt kamen und mich mit meinen

roten gefrorenen Händchen, die mein bißchen Atem nicht mehr warm bekommen konnte, an meinen Schuhwichsfläschchen herumkleistern sahen.

„Aber warum sorgte dein Väterchen derweile nicht für dich, wie du für mich?“ hör' ich dich fragen, liebe kleine Dora Annie. Weißt du, wo er sich indessen aufhielt? Im Marshalsea-Gefängnisse. Nun ja, erschrick nicht, mein kleines Mädchen! Es war gar nicht so schlimm in diesem Gefängnis. Ich habe selten so laut und so lustig lachen hören, wie in diesem Kasten. Es waren lauter Gentlemen dort, mit denen dein Großvater eingesperrt war, fröhliche, ehrliche Kerle, die sich nur finanziell etwas übernommen hatten oder es gleich ihm eine ruchlose Gemeinheit fanden, daß es Menschen gab, die ihr Geld zurückverlangten oder gar so niederträchtig waren, es einzuklagen. Da saß er nun und hielt kluge Reden wie Mister Micawber, den du noch kennen lernen wirst samt David Copperfield, diesem prächtigen Burschen, wenn du erst lesen kannst, mein Kind!

Er hatte gar keine Ahnung davon, daß es mir so schlecht erging, der gute alte Kerl, den wir wieder besuchen wollen, fein im Cab, wir zwei beide, Dora Annie, wenn du und er erst ganz gesund geworden seid, und die Primeln im Hydepark blühen. Und meinst du, ich hätt' es mir merken lassen? O, da kennst du mich schlecht. Ich war der stolzeste Junge, der je Flaschen gespült hat, und wenn auch allzuoft mir die heißen Tränen dabei in das eiskalte Wasser zischten, das mir siedendheiß unter den Nägeln

brannte! Und weder Bob, noch Poll, die Jungens, die mit mir klebten und kleisterten, mußt du wissen! haben jemals das leiseste Stöhnen von mir vernommen. Sieh dir meine Unterlippe an! Sie ist ein bißchen größer als die andere, so oft habe ich auf sie gebissen! Ja, es waren harte Zeiten, das kannst du mir glauben, und oft träume ich des Nachts so garstig davon, wie Mister Scrooge nach dem Weihnachtsabend, da er zu viel Kuttelflecke gegessen hatte. Aber ich habe es gründlich gelernt hinterdrein, das ‚money making‘, liebes Kind, so gut wie irgendeiner in der City. Vom Advokatenschreiber und Stenographisten an ging es mit mir bis zum Lokalreporter und Wahlberichterstatter und Skizzendichter aufwärts. Und bald war Boz — so nannte ich mich damals nach dem Namen meines kleinen Bruders, mußt du wissen, der genau so lieb war wie du und genau so stotterte, wenn er aufgeregt wurde, wie du — sonst nicht, Dora Annie, sei nicht böse mit mir, sonst sprach er gerade so sauber wie du, da du mir vorvorgestern etwas zum Geburtstag aufsagtest, und stammelte nicht Boz statt Moses und Chuzzlewit, wenn er mehr Plumpudding haben wollte — — Sonst, sonst — — Siehst du, nun hast du mich, auf Wort, ganz verwirrt gemacht, meine liebe Kleine, aus Angst vor dir und dem winzigen Boz, unter dessen Namen ich ein berühmter Mann geworden bin.

„Du bist jetzt der Stolz der Familie!“ pflegte Mister Micawber, dein Großvater natürlich, mich anzudeklamieren, als 40000 Hefte der Pickwickier abgesetzt worden waren.

Und seit der Zeit bin ich es geblieben, und der Titel ist der einzige, der zäh an mir kleben bleibt.

Weißt du, was das heißt, der Stolz der Familie zu sein, Dora Annie? Es ist etwas ganz gräßlich Feierliches: „Großes Haus. Viele Verpflichtungen. Siebenzig Diners im Winter. Leuchtendes Vorbild. Laufendes Konto auf der Bank. Bedrohung mit Ehrenämtern. Notwendige Anwesenheit bei Festen. Anlegung eines Stammbaumes. Sammlung alter Bilder. Wappenentwürfe. Ehrwürdiges Briefsiegel. Verhandlungen über einen Schloßankauf. Langweilige Bekanntschaften. Auftauchen alter, bisher völlig vergessener, verarmter Verwandter. Rührendes Erkennen. Uralte Beziehungen. Tränende Augen. Ergreifende Schuldbeichte. Notwendigkeit, beizuspringen. Erleichterte schnelle Trennung bis zum nächsten Mal! „Siehst du, so würde der lustige Fremde aus den Pickwickiern, der mit dem grünen Rock, der den ehrwürdigen Herrn Pickwick aus dem Kampf mit den Kutschern befreite und mit Don Juan Tupman in Herrn Nimrod Winkles Frack auf den Ball in Rochester ging, dir erklären, was es heißt, der Stolz der Familie zu sein."

Das kranke Kind, das bisher mit sprechenden Augen den tausenderlei verdrehten Reden des komischen Vaters, den es in seiner Altklugheit nur halb ernst nahm, stumm gefolgt war, bekam plötzlich einen Krampfanfall, wie es solche als ein nervenschwaches Geschöpf seit seiner Geburt schon mehrere überstanden hatte. Leichenblaß vor Mitgefühl bückte sich der liebevolle Vater über das kränkliche

Kind, das ihm über ein paar Wochen durch den Tod genommen werden sollte. Fest hielt er es mit den ruhigen, starken Händen, die den armen Oliver Twist mitleidig durchs Leben geleitet hatten. „Es geht vorüber, mein liebes, liebstes Kind“, flüsterte er, „wie alles vorübergeht in diesem Dasein, Leid und Freud und was dazwischen ist!“ Er hätte sie am liebsten so warm an sich gedrückt, wie das gute alte Mädchen Pegotty im Copperfield es mit Kindern zu tun pflegte, der vor lauter Zärtlichkeit immer die Knöpfe von der Taille gesprungen waren. Statt dessen konnte er sie nur trösten, aber dies tat er so schön, wie es kein andrer Mensch je vermocht hat. „Wir werden zusammen verreisen, meine kleine Dora Annie, in die Schweiz, nach Lausanne wieder, wenn du willst, und zu wärmeren Ländern und Menschen. Du mußt Mut haben zum Leben, hörst du, Mut und Freude, sonst hält man es nicht aus. Sonst stirbt man wie der arme kleine Paul Dombey, von dem ich dir noch viel erzählen werde, der auch so etwas wie der Stolz der Familie werden sollte und schließlich nichts anderes wurde als ein schwaches, unglückliches Kind.“

Ganz ängstlich starrt Dickens das blasse Mädchen in der Sofaecke an, das sich langsam unter seinen Worten zu beruhigen beginnt. Sein Blick irrt auf die Puppe der Kleinen, die zur Seite gerutscht ist und auf ihrem Gesicht liegt. „Komm! Wir wollen spielen, Dora Annie!“ lacht er gequält auf: „Mit deiner Puppe, wir drei. Wir spielen Abzählens. Wie nennen wir sie denn? Dora, wie dich und wie die zarte verwöhnte Dora in „David Copperfield“?

Oder Florence, wie Paul Dombeys liebliche Schwester? Oder einfach Nell, wie die kleine elfenhafte Nell aus dem „Raritätenladen", die mit ihrem Großvater durch die Welt zog, und die jetzt ein Engel geworden ist wie deine gute, einzige, süße Tante Mary, Mamas liebe, liebe jüngere Schwester, der du so ähnlich siehst?"

Wie er fragend noch zwischen seinem bleichen Kind und dem ewig rot bemalten Puppenangesicht hin- und herschaut, überkommt ihn plötzlich ein ängstliches Grauen, als sähe er sein Kind schon vor sich im Sarge wie in einer Wiege liegen und er schnitt ihr eine blonde Locke ab, ganz genau so, wie es nach vier Wochen geschehen sollte. „Laß uns die Puppe fortwerfen, Dora Annie!" schreit er und reißt das Fenster auf: „Es steckt ein böser Geist in ihr, wie in Urias Heep, dem häßlichen roten Kerl. Das kann ja nicht sein, was sie mit ihrem ständigen häßlichen Lachen sagt, daß die Gleichgültigkeit über uns regiert, und daß dem Himmel die Schlechten wie die Guten sind und die Puppen wie die Menschen!"

Er hat das Spielzeug hinausgeschleudert und den Porzellankopf am Baume draußen zerschmettert. Bestürzt ist die Bonne des Kindes hinzugekommen, die sich aufgeregt entschuldigt. „Bleiben Sie bei ihr!" herrscht er sie an, „ich renne zum Arzt hinüber. Beten Sie mit ihr, französisch oder englisch! Gott versteht alles. Das Gute siegt in der Welt, und das Böse findet auf Erden seine Strafe. Ich möchte lieber auf der Stelle jetzt sterben, wenn das nicht wahr wäre! . . . ."

Kolumbus

„Einstmals in später Zeit werden Jahrhunderte kommen,
denen wird die Binde von den Augen genommen.
Das Meer öffnet sich, und ein großes Land wird erstehen,
ein neuer Schiffer wird neue Erden sehen,
dann ist's um die äußerste Thule geschehen!"

Aus einem Chorlied der „Medea" des Seneca, das sich Kolumbus in sein Exemplar der Naturgeschichte des Plinius einschrieb

1. Die letzte Werbung

Im Feldlager der katholischen Könige Ferdinand und Isabella zu Santa Fé vor Granada anno domini nostri 1492. Die Großen von Aragonien und Kastilien sind um die beiden Majestäten im Zelt versammelt. Auf einen Wink Ferdinands wird Kolumbus hereingeführt. Er wirft sich vor den Königen nieder.

Ferdinand: Steht auf, Kolon! Es hat mir und meiner hohen und größter Verehrung würdigen Gemahlin, der erlauchten Königin von Kastilien und Leon angestanden, Euch noch einmal vor unser königliches Angesicht bescheiden zu lassen. Wir haben vor etlichen Jahren, da wir Euren kühnen, fast verwegenen Plänen zum ersten Male unser Ohr gnädiglichst geliehen haben, eine Junta zu Salamanca eingesetzt, eine Versammlung in allen Wissenschaften erfahrener gelahrter und geistlicher Herren zur Vernehmung und Prüfung Eurer Mutmaßungen. (Jeronimo, der Prior von Prado, verbeugt sich dienstbeflissen. Der König fährt fort): Die Ergebnisse ihrer gewissen-

haften Erforschungen Eures Unterfangens liegen in fünf Bänden, die Protokolle der Sitzungen und Disputationen umfassend, vor. Es haben sich mannigfaltige Bedenken und schwere Einwände gegen Euer vermessenes, mehr auf Schiffermärchen, denn auf bestimmte Aussprüche der Vorzeit gegründetes Vorhaben erhoben, gewichtige Zweifel, die mir die Möglichkeit einer solchen unsinnigen Fahrt, wie Ihr sie vorhabt, geradezu ausgeschlossen erscheinen lassen.

Isabella schiebt ihm ein Blatt zu.

Ferdinand (sich besinnend): Indessen meine großherzige Gemahlin, die Königin von Kastilien und Leon ist gütigst geneigt, Euren absonderlichen Ideen noch ein andres Mal Gehör zu schenken. Wohlan! So beginnt! Ihr habt das Wort.

Kolumbus: In nomine sanctae trinitatis! Allerchristlichste, allerdurchlauchtigste und großmächtige Fürsten, König und Königin von Spanien und der Inseln des Meeres! Es hat einer angesehenen und vielseitig geschätzten Junta gefallen, den Eimer des Zweifels und der Bedenklichkeit über meinen großen von Gott gewollten Plan auszuschütten. Ohne mich und die erhabene Sache, der ich diene, widerlegen zu können, hat man allerlei Argumente, Schlüsse und Aussprüche gegen mich zusammengetragen, deren Widerlegung mir einzig durch die Tat vorbehalten bleibt. So hat einer der geistlichen Herren die These ausgesprochen, daß man, die Kugelgestalt der Welt angenommen, wohl westwärts die Wölbung hinabsegeln, dann aber auf dem Rückwege niemals mit dem

Schiff bergan steuern könnte. Ergo würde ich Indien auf dem neuen Wege vielleicht erreichen, aber niemals die Fahrzeuge, die mir Eure Majestäten anvertrauen würden, wieder heimbringen können.

Der Prior von Prado: Bei der Behauptung bleib' ich.

Kolumbus: Es ziemt sich nicht, die Zänkereien von Salamanca hier vor den Königen fortzusetzen. Andere wieder haben Stellen aus gelehrten Schriften des Seneca, des Aristoteles oder des heiligen Augustinus wider mich herangezogen, derer ich wohl kundig bin, obschon ich die meiste Zeit meines Lebens zwischen Wasser und Himmel verbracht habe. Man hat freilich dabei zu bedenken vergessen, daß von meiner geplanten Entdeckung als einer bisher unerhörten Begebenheit noch in keinem Buche sicheres zu lesen ist, außer in der heiligen Schrift. Vornehmlich aus dem begnadeten Munde des gewaltigen Propheten Jesaias ist meine feste Ansicht schon im voraus bestätigt worden. So, wenn der dreieinige Gott — es steht im 65. Kapitel seiner göttlichen Offenbarungen im Vers 17 — durch ihn redet: „Ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde machen." Des weiteren überreiche ich hiermit Euren Majestäten ein Büchlein, darin ich alle Stellen aus den heiligen Schriften der alten Propheten, der Apostel sowie unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, in denen mein Plan gutgeheißen oder im voraus verkündet wird, angeführt habe.

Ferdinand (den Traktat annehmend): Das läßt sich hören!

Kolumbus: Eure Majestäten stehen im Begriff, das letzte Bollwerk der Ungläubigen in Spanien zu erobern. Der Tag ist nahe, da die beiden königlichen Banner Eurer Hoheiten von den Türmen der Maurenburg Alhambra über Granada flattern, und der letzte heidnische Fürst aus dem Stadttor demütig gebeugt naht, Euren Hoheiten und dem königlichen Prinzen in Ehrfurcht die Hände zu küssen.

Isabella: Sprecht weiter, Kolon!

Kolumbus: Wie ließe der ersehnte Tag sich schöner krönen, als daß Eure Majestäten mich, Euren untertänigsten Diener Christobal Kolon, in jene von der heiligen Schrift verkündeten Länder entsenden möchten, den heiligen christlichen katholischen Glauben in Eurem Namen auch den fernsten Völkern Indiens zu bringen, die sich unter der Herrschaft des Großchans dem Christentum entgegensehnen, wie Granada jetzt Eurer harrt?

Isabella (aufspringend): Ich wag's auf ihn.

Ferdinand: Gemach! Laßt uns erst seine Bedingungen vernehmen! (laut) Und was würdet Ihr, gesetzt den Fall, daß wir uns entschließen könnten, Eurem waghalsigen Vorschlag Gewähr zu geben, für Euch zum Lohn verlangen, wenn Euer unsicherer Plan gelingen sollte?

Kolumbus: Eure Hoheiten wissen es. Es sind die alten Forderungen.

Ferdinand: Wie hießen sie noch gleich? Wiederholt sie mir!

Kolumbus: Sie stehen auf jenem Pergament, zu unterst der Akten auf dem Tisch vor Euren Majestäten.

Ferdinand: So redet doch! Ich verlange es.

Kolumbus: Ich fordere den Adelsstand für mich und meine Familie, den Titel „Admiral des Weltmeers", Amt und Würde eines Vizekönigs und lebenslänglichen Statthalters aller entdeckten Inseln und Festländer, den Zehnten aller königlichen Einkünfte an Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen und Gewürzen, das Recht, bei allem Handel mich auf jedem Schiff mit einem Achtel des Wertes beteiligen zu dürfen.

Ferdinand: Nichts mehr? Ihr habt keinen Eurer Ansprüche vergessen in der Wartezeit, Kolon! Ich hatte gewähnt, daß die Unterstützung, die wir Euch zu Eurem Leben an unserm Hofe seit fünf Jahren zufließen lassen, Euch bescheidener in Euren Forderungen gegen unsere Krone gemacht hätte.

Kolumbus: Hoheit, ich bin der Sprößling eines großen genuesischen Admirals, ich bin als ein Fremdling hier völlig dem Schutz und der Gunst Eurer Majestäten überantwortet.

Ferdinand (leise zu Isabella): Ihr seht, es ist ein Schwätzer und ein rothaariger Schwindler und Abenteurer dazu. Er hat Portugal heimlich verlassen müssen, weil er mit der Justiz dort in Fehde geraten ist, hab' ich in Erfahrung gebracht. Seine Forderungen sind unsinnig maßlos. Es ist ein Besessener, das tritt immer mehr zutage. Ein Glücksjäger und Narr sollte eine neue Welt entdecken?

Isabella: Er muß seiner Sache sehr sicher sein, daß er so viel verlangt und und von keinem einzigen Punkt ab-

gelassen hat in all den Jahren. Ich hätte Lust, drei Schiffe auf ihn zu setzen, mein Freund.

Ferdinand: Liebe Törin! Wir wollen die Entscheidung bis nach dem Segen vertagen, wenn es dir recht ist. (Sie nickt ihm zu. Er verkündet laut:) Wir sind entschlossen, Kolon, über Euren ungeheuerlichen, Gott geradezu versuchenden Plan nochmals in heißem Gebet mit der heiligsten Jungfrau zu Rate zu gehen. Wir werden Euch mit nächstem unsere Entscheidungen kundtun. Zur Kapelle alle und zum Abendgottesdienst!

(Er schreitet mit der Königin voran zur Kirche. Der Hofstaat folgt ihm. Fernando, der Begleiter und Freund des Kolumbus, tritt auf ihn zu. Kolumbus fährt ihn auf italienisch an.)

Kolumbus: Eile! Mach alles fertig! Wir reisen heut abend noch fort. Nach Frankreich, hörst du! Weck mein Söhnchen, das ich mehr liebe als mich selbst. Zwei Maultiere für uns! Vorwärts!

Fernando: Wie? Heut wo der König so gnädig zu Euch war?

Kolumbus: Es geschieht zum Schein, verstehst du. Sahst du, wie die Königin erregt wurde? Man muß die Kohlen schüren, wenn sie glimmen. Alles kommt auf den Augenblick an. Packe unsern Hausrat vor aller Augen auf! Erzähle jedem, daß wir nach Paris reisen! Sprich vom König von Frankreich, als ob es mein Bruder wäre!

Fernando: Es fehlt nicht viel daran, Herr, wo Ihr Euch den Abkommen eines großen genuesischen Admirals genannt habt.

Kolumbus: Schweig doch! Lehr' mich die Spanier kennen! Meinst du, man vertraute mir hier eine Barke, geschweige denn eine Karavelle an, wenn ich rund erzählte, daß mein Vater Domenico ein armer Wollweber sei, der seine alten Tage kümmerlich in einer klebrigen Gasse Genuas vertäte? Mach hurtig! Jetzt oder nie!

Fernando: Hättet Ihr nicht besser eine um die andere Eurer hohen Forderungen an die Könige fallen lassen!

Kolumbus: Misch dich nicht drein! Sie werden mir noch genug herunterhandeln, wenn ich am Ziele bin. Aber einen Großadmiral, einen Vizekönig und gobernator perpetuus aller von mir zu entdeckenden Inseln und Festländer werden sie gnädiger behandeln müssen, als einen bescheidenen hergelaufenen Italiener. Im Grunde bewundern sie meine großen Ansprüche mehr als meine Pläne. Vorwärts! Pack auf! Wir müssen ein paar Meilen weit sein, eh' sie uns einholen. Man muß den Wind nützen, wenn er endlich bläst. Fast zwanzig Jahre hab' ich auf diese Stunde gewartet, vierzehn Jahre in Portugal und fünf Jahre hier, gewartet wie ein Galeerensklave auf die Befreiung, weißt du, was das heißt?

Fernando: Ich tue, was Ihr befohlen habt. (Sie gehen auseinander.)

2. Der Traum des Kolumbus

Kolumbus (der Admiral des Ozeans, sitzt in seiner Kajüte auf dem Verdeck des Flaggschiffs Santa Maria. Die zweite seiner drei Barken, die Pinta, die be-

malte, fährt als der bessere Segler voraus. Das dritte Schiffchen, die Nina, die kleine, folgt hinter ihm. Es ist tiefe Nacht. Er grübelt bei einer Tranlampe über seinem Schiffsbuch): Heute machten wir 40 Meilen. Ich will nur 30 notieren. Ich bin gezwungen, eine doppelte Berechnung zu führen. Im Schiffsbuch ist zu lesen, daß wir 720 Meilen seit den kanarischen Inseln zurückgelegt haben. Wie würde die Mannschaft erst murren und meutern, wenn sie wüßte, daß uns bald tausend Meilen von der letzten Wohnstätte der Menschheit trennen! Sie wären längst heimgetrieben ohne mich. Gott schicke uns morgen in der Frühe wieder grünen Seetang auf den Wellen zu, daß die andern mit mir an die Nähe des Landes glauben können! (Er stößt die Türe auf.) Welch eine balsamische Luft! Hört, wie viel Vögel über uns flattern! Sie begleiten mein Schiff wie meine Hoffnungen. Welch ein liebliches Geräusch ihre Flügel in der Nacht machen! Man könnte dabei einschlummern. Ich hätte es wohl verdient. Seit vierzig Tagen kenne ich keinen Schlaf mehr. Ich habe auf ihn verzichten gelernt, um den Majestäten, die mich entsandt haben, jede Nacht zu beschreiben, was mir tagsüber begegnet ist. Es ist wohl das Schwerste für uns Menschen, Herr über den Schlaf zu werden. (Er beginnt mit offenen Augen zu träumen.) Wo bin ich? Welch ein herrliches Land ist dies? Wie die Terebinthenbäume duften! Die laue Luft ist schöner als die Andalusiens im April. Welche üppige Wildnis herrscht hier! Seht doch, wie die blauen gezackten Berge in den

Himmel wachsen. O diese bunten Fische und Vögelschwärme! Sind das nicht Nachtigallen, die dort schlagen? Hört ihr? „Hier gibt es keinen Winter!“ singen sie. Wie grün hier alles ist und wie frisch und jungfräulich! Wächst dort nicht Zimmt oder ist es Zuckerrohr oder Muskat oder Ingwer? Wie gewürzreich die Luft ist und wie süß zu atmen! Die Hunde bellen hier nicht, die Vögel sind zahm und die Menschen lächeln, wenn sie sprechen. Die Nähe des Paradieses im Osten, das von der Sündflut verschont blieb, kündet sich an.

(Die Stimme des Matrosen Rodrigo de Triana hallt von der Pinta durch die Nacht: „Tierra! Tierra!“)

Kolumbus (fährt auf und stürzt heraus): Und ich war doch der erste, der das Land gesehen hat! Es war in mir, längst eh' jener Schiffsknecht dort den flachen Strand im Mondlicht erblickte. Es hat sich schon in mir wiedergespiegelt, tausendfach, da ich als Jüngling das Meer befuhr. Mir gebührt der Lohn. (Die Mannschaft erwacht. Die Kanonen werden gelöst, die Flaggen gehißt und die Segel eingezogen. Die Schiffe legen bei, um den Anbruch des Tages, des 12. Oktober 1492, zu erwarten.)

3. Die Landung

Kolumbus fährt mit den beiden Kapitänen der andern zwei Schiffe in einem Boot an die Insel. Die Eingeborenen, braune, wohlgeformte Menschen, umdrängen ihn heiter lächelnd. Sie gehen alle, Männer wie Frauen, ganz nackt. Einige haben schon die Goldplättchen, die sie

an den Nasenlöchern zu tragen pflegen, bei den Matrosen gegen ein Stückchen Schnur oder einen alten Nagel eingetauscht.

Kolumbus springt mit gezücktem Degen ans Land; er sticht die Waffe in die Erde und entfaltet die königliche Fahne und die Schiffsflaggen mit einem grünen Kreuz, zwei Kronen und den Buchstaben F und Y (Ferdinand und Isabella): So ergreife ich Besitz von diesem Lande in nomine domini nostri Jesu Christi und rufe dich Martin Alonso und dich Vincente Yanez Pinzon als meine Kapitäne, und Euch Rodrigo Descovedo und Rodrigo Sanchez von Segovia als meine Flottenschreiber zu Zeugen dafür an, daß ich dieses Territorium für unsere erhabenen Herren, die unbesiegbaren Majestäten von Spanien, entdeckt und erobert habe, und daß hinfüro keine andere Macht Anteil habe an diesem westindischen Lande, das wir erreicht haben. Richtet ein gewaltiges Kreuz auf am Strande, zum Zeichen dessen, daß der wahre christlich-katholische Glauben hier seinen Einzug genommen hat, und daß die heilige Dreifaltigkeit, die mich zu ihrem Sendboten über die Meere auserwählt, diese Insel ihrer hohen Gnade teilhaftig gemacht hat! Binnen kurzem hoffe ich diese Wilden dort, die ich für mich bereits als Christen betrachte, dem Kreuz und der heiligen Jungfrau zu unterwerfen. Sie scheinen kaum eine Religion zu kennen, um so leichter wird es sein, sie unsers wahren Glaubens teilhaftig zu machen. Daraufhin taufe ich die Insel, die sie bewohnen, San Salvador, Erlöserinsel!"

Die Eingeborenen haben sich, scheu geworden durch solche Zeremonien, ein wenig zurückgezogen. Ein Neugieriger greift in das blitzende Schwert des Admirals, bis seine Hand blutet. Man befragt die Wilden durch Zeichen, wie sie dies Eiland nennen. Sie lachen und jubeln: „Guanahani! Guanahani!" und zerstreuen sich in ihre Siedlungen und verkünden den dort zurückgebliebenen alten Leuten: „Die Sage hat sich erfüllt, die unser Volk sich erzählt von den Urvätern her. Es sind weiße Menschen aus den himmlischen Regionen zu uns herabgestiegen. Kommt! Laßt uns ihnen Trank und Speise bringen und ihnen alles, was unser ist, opfern!"

4. Der Empfang

Auf der Burg zu Barcelona. Der ganze Hof ist um die beiden katholischen Majestäten gruppiert. Zahlreiche Ritter aus Kastilien, Katalonien, Valencia und Aragon, die sich im Kampf gegen Granada auszeichneten, sind zugegen. Kolumbus wird hereingeführt. Nach dem Beispiel des Königs und der Königin erheben sich alle Großen, als er erscheint. Isabella reicht ihm die Hand zum Kuß.

Ferdinand: Gott dem Allmächtigen und Allgütigen hat es gefallen, uns in dem vergangenen glorreichen Jahre, dessen wir in ewig erneuerten Dankgebeten bis an unser seliges Ende gedenken werden, zweierlei in seiner großen Gnade zu gewähren: den Fall Granadas und damit die Vertreibung der letzten Ungläubigen aus unserm

uns rechtmäßig zustehenden Lande sowie die Entdeckung und Eroberung Westindiens durch unsern tapfern und großen Admiral, Don Christobal Kolon. Ausgerüstet mit unserm vollsten Vertrauen und einer Flottille von drei vortrefflichen Fahrzeugen ist es diesem Helden gelungen, seinen hochherzigen Plan auszuführen, dem wir allein von allen Fürsten der Erde von vornherein zugeneigt gewesen sind. Allen widerstrebenden Ansichten zum Trotz, die hochgewichtige, gelehrte und kluge Männer gegen sein gewaltiges, die Welt überschauendes Vorhaben anzuführen wußten, haben wir, ohne lange zu zögern, seine richtige, ich möchte fast sagen, einfache Ansicht von der imago mundi zu der unsrigen gemacht und ihr damit die vollkommenste Autorität verliehen. So ist es diesem unserm getreuen Diener geglückt, seinen edlen, Gott wohlgefälligen Plan auszuführen und den neuen Seeweg nach den indischen Ländern zu entdecken und damit seinen Namen unvergänglich zu machen.

Mein Admiral! Die Kunde von den unerhörten Wundern Eurer Reise ist wie die Fama vor dem Sieger Euch vorangezogen und das Gerücht von dem Gold, den Edelsteinen, den Früchten, den Papageien und den sechs braunen Menschen, die Ihr mit Euch bringen sollt, ist bereits zu unsern Ohren gedrungen. Wenn aber auch nur die Hälfte von diesen märchenartigen Berichten wahr sein sollte, so sind wir geneigt und verkünden es hier von vornherein laut und vernehmlich, Euch, so es Euch ein zweites Mal gelüsten sollte, die Fahrt nach dem Goldland anzu-

treten, eine Armada von zwanzig Schiffen und mehr als tausend Seeleute und Kolonisten mitzugeben und anzuvertrauen. Es wird Euch ein leichtes sein, mit solch gewaltigen Hilfsmitteln die Gefahren des Meeres zu überwinden, das Euch, wenn anders wir recht unterrichtet sind, auf der Rückkehr in einem entsetzlichen Sturme fast vernichtet hätte, wobei wir uns schmeicheln dürfen, daß die Gebete, die wir indessen hier zu Eurer Wohlfahrt sprechen ließen, nicht wenig mit zu Eurer Errettung beigetragen haben. Und nun beginnt mit Eurem Bericht, mein Admiral! Setzt Euch dabei, und bedeckt Euer Haupt! Wir wollen, daß Ihr hinfüro unsern ersten Granden und Rittern gleich geachtet sein sollt. (Allgemeine Bewegung.)

Kolumbus fängt an zu erzählen.

5. Der wahre Dank

Aus einem Brief der katholischen Könige, enthaltend geheime Instruktionen an den Untersuchungsrichter Francisco de Bobadilla, sieben Jahre danach.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Allen diesen fortgesetzt bei uns einlaufenden Beschwerden gegen den Admiral und Statthalter Christobal Kolon, wenn auch widerwillig Gehör schenkend, haben wir beschlossen, Euch als Inquisitor mit königlicher Vollmacht nach Hispaniola zu senden. Wir ermächtigen Euch, kraft der Beglaubigungsschreiben, die wir Euch hiermit aushändigen, gegen die Person des obgenannten Admirals vorzugehen. Wir wollen, daß Ihr als ein gerechter, aber

strenger Richter sämtliche Vorwürfe, die man gegen den Genuesen erhoben hat, genau auf ihre Wahrheit untersucht und dann aburteilt. Wir wünschen, daß Ihr durchaus keine Schonung walten laßt, ohne damit die geringste Rechtsverletzung gestatten zu wollen.

Gegeben zu Burgos, den 13. Februar 1500.

Ich der König. Ich die Königin.

6. In Ketten

(Im Verdeck des zur Untersuchung der Umtriebe des Genuesen abgesandten Schiffes auf seiner Heimfahrt nach Kastilien.)

Kolumbus (die Hände mit einer Kette gefesselt, stößt seinen in gleicher Weise geschmückten Bruder an, der neben ihm schlummert): Wach auf, Bartolomaeo! Schlafe nicht mehr! Sie beten oben das Salve vor der Nacht, hörst du nicht? Wir müssen zu Gott beten und danken — —

Bartolomaeus: Wofür? Daß man uns in Ketten geschlossen hat wie Ungläubige, daß man uns in dies Loch geworfen hat wie Sklaven und Mörder, uns, die wir ihnen den Weg zu Gold und Perlen erschlossen, und aus dem vorher armen Spanien das reichste Königtum der Welt gemacht haben!

Kolumbus: Sprich nicht so, mein Bruder! Antworte mir, du Kleingläubiger: Ist es Gott oder die Welt, durch die uns soviel Trübsal kam? Hat mir der ewige Herr nicht Indien und die Schlüssel zu den Grenzen des Ozeans gegeben, wie er es mir verheißen hat? Er hält seine Ver-

heißungen und Versprechungen anders wie Könige, so ist sein Brauch. Gib mir die Hand, Bartolomaeo! Du bist der jüngere von uns. Du wirst mich überleben. Schwöre mir das eine, daß du mir diese meine Ketten mit in den Sarg legen wirst! Ich will so vor meinem Gott erscheinen am jüngsten Tage. Er wird mir alle meine Sünden vergeben um dieses Anblicks willen. Schwöre mir das! Und nun laß uns beten!

7. Die letzte Reise (1503)

Aus dem Bericht, den Kolumbus nach seiner Begnadigung durch die katholischen Majestäten an sie von seiner vierten Reise nach Indien, auf der er das Festland entdeckte, geschrieben hat:

Ich schreibe dies von der Insel Jamaika aus. Als ich bei der Insel Hispaniola angelaufen war, wurde mir vom Kommandanten verboten, in das Land zu gehen oder auch nur zu landen. Der Sturm in der Nacht darauf war fürchterlich und zerstreute meine vier schwachen Schiffe. Alle die Häfen waren mir verschlossen, welche ich nach dem Ratschluß Gottes um den Preis meines Blutes für Spanien entdeckt hatte. 88 Tage lang hat mich der fürchterliche Sturm verfolgt, und ich sah während dieser Zeit weder die Sonne noch die Sterne. Die Schiffe schöpften nach allen Seiten Wasser, die Segel waren zerrissen. Selbst ein Hiob wäre in solcher Lage verzagt, ja verzweifelt. Man hatte ja schon viele Stürme erlebt, aber keiner war so schrecklich, keiner hatte so lange gedauert.

Auch die Unerschrockensten meiner Leute verloren ganz und gar den Mut. Dazu quälten mich die Sorgen um meine Söhne und Angehörigen. Denn so groß ist mein Glück, daß Jahrzehnte treuen Dienstes inmitten der gefährlichsten Arbeiten und Erschöpfungen mir nicht so viel eingebracht haben, daß ich in Kastilien das Geringste besäße, und daß, wenn ich essen oder rasten will, ich es nur im Gasthaus oder der Weinschenke kann. Meist fehlt mir sogar diese Hilfsquelle, weil ich nicht so viel besitze, daß ich die Zeche bezahlen könnte.

Nie war das Meer so hoch, so fürchterlich, so schäumend gewesen. Nie hatte der Himmel ein so gräßliches Aussehen gehabt; er brannte Tag und Nacht wie ein Schmelzofen, und die Blitze zuckten derart, daß ich jeden Augenblick nachsah, ob meine Maste und Segel nicht angesengt seien. Während dieser ganzen Zeit fiel der Regen in Strömen oder vielmehr, man kann nicht sagen, es regnete, sondern es war eine neue Sündflut. Alle wünschten zu sterben, um dieses Elend loszusein. Meine Wunde brach wieder auf und ich war vom Fieber geschüttelt, inmitten aller dieser Drangsal. Ob irgendein anderer Mensch schon größere Schrecken durchgemacht, weiß ich nicht. Ich hätte mögen, daß die da drüben, die so behaglich mit Tadel und Vorwürfen um sich werfen, man hätte dies und das anders machen sollen, mit auf der Reise gewesen wären. Aber ich glaube, daß eine andere Reise noch an sie kommen wird.

Endlich war das Wetter ruhiger geworden, und ich gelangte nach Jamaika. Alle meine Fahrzeuge waren von

den Würmern zernagt und durchfressen wie ein Wespennest. Man konnte des Wassers, das in sie eindrang, kaum Herr werden mit drei Pumpen, Kübeln und Wasserkesseln. Wer kann glauben, was ich hier schreibe? Ich versichere, daß ich in diesem Brief nicht den hundertsten Teil von dem schreibe, was mir widerfuhr; die mit mir waren, können es bezeugen. Wenn es Euren Hoheiten gefällig wäre, mir die Gnade zu erzeigen, ein Schiff zu schicken, das mich von der Insel Hispania nach Kastilien zurückbringen könnte! Von hier bis zu jener Insel sind es nur 28 Meilen Weges. Eure Hoheiten haben mir verboten in Hispaniola anzufahren. Gott weiß, ob das ein glücklicher Befehl war. Ich schicke diesen Brief durch Indianer; es wäre ein Wunder, wenn er ankäme.

Oft, als wir so erschöpft durch das Meer hinzogen, kam meinen Gefährten die absurde Idee, wir seien verzaubert und sie glauben es noch. Ich selbst bin so unglücklich, als ich es sage, und es ist nicht ein Haar meines Hauptes, das nicht weiß wäre. Ich bin krank und habe alles, was mein war, verausgabt. Jeden Tag den Tod erwartend, von einer Million grausamer, feindlich gesinnter Wilden umgeben, bin ich den Sakramenten unsrer heiligen Kirche so fern, daß meine Seele wird vergessen werden, wenn sie sich hier von dem Körper trennt. Bis jetzt habe ich über die andern geweint; nun möge der Himmel sich meiner erbarmen und die Erde über mich weinen.

8. Das Ende (1506)

Zu Valladolid in einem hohen kahlen Saale im Erdgeschoß eines verfallenen Hauses. Kolumbus liegt in einer braunen Kutte ähnlich denen, die die Bettelmönche tragen, auf seinem Bett. Er fährt aus dem Schlafe auf.

Kolumbus (schreiend): Martinez, Martinez! Hörst du nicht? Martinez! Bring Licht! Ein Bote vom König ist gekommen. Licht, sage ich! Der König hat nach mir gesandt. Licht!

Martinez, ein verkrüppelter Zwerg, schleift sich hustend mit einer Stallampe heran: Exzellenz, Ihr träumt! Der König schläft nebst allen seinen Untertanen. Um diese Zeit ist nur der Nachtwächter, der Abdecker und der Großinquisitor wach. Und von allen Boten kommt nur der Tod in solcher Finsternis, weil er alle Wege weiß.

Kolumbus (sich besinnend): Welche Stunde mag es sein, Martinez?

Martinez: Die zweite Stunde hat eben der Wächter abgesungen. Mein Hund schlug dabei an. Ich konnt' es nicht genau vernehmen, Exzellenz.

Kolumbus: Du hast recht gehört. Um diese Zeit wache ich immer auf in der Frühe und kann nicht mehr schlafen. Es ist die Stunde, da wir zum erstenmal das neue Land im Westen sahen. Was träume ich denn? Die Königin ist seit mehr als einem Jahr tot, und Ferdinand hat mich vergessen, mich, einen armen, alten, schiffbrüchigen Mann. Er hat nie gut zu mir gestanden. Er wird glauben, genug für mich getan zu haben, wenn

er mir eine schlecht gereimte Grabschrift dichtet. Was hat er mir nicht alles versprochen, als ich heimkam das erstemal? Ich bestehe auf nichts. Ich bin nur mehr ein Pilger zum Himmelreich. „Gold, Gold!" wollten immer alle von mir, vom König an bis zum Küster. Wie sie mich ekeln!

Martinez: Man muß doch davon leben, Exzellenz!

Kolumbus: Hörst du, da ist die Stimme wieder, die so oft auf dem Meere zu mir kam. Hörst du, was sie sagt: „O, du Kleingläubiger, fürchte dich nicht, habe Vertrauen! Alle deine Trübsal ist in Marmor geschrieben, und das nicht ohne Grund." Jetzt weiß ichs wieder, was mir heute nachmittag begegnet ist, Martinez, da ich in der Sonne durch Valladolid humpelte. Mein Denkmal, ja, auf schweren steinernen Füßen kam es gekrochen, von weitferne her, aus weißem Marmor, von ganz Hispanien mir errichtet. Lach nicht, du Hund! Man wird es einst der Welt erzählen, wenn die Verleumder keine Macht mehr haben. Ich weiß es, auch ohne dein Lachen, ich war wahrlich kein Sohn, der durch eine Stiefmutter erzogen werden durfte. „Wenn ich Indien gestohlen und den Mauren gegeben hätte, könnte man mir in Spanien nicht größere Feindseligkeiten erzeigen," diese Worte sollte man auf mein Denkmal setzen. Ich habe sieben Jahre am kastilischen Hof verbracht, während welcher Zeit alle, die über meine Sache sprachen, sie als reinen Spott behandelten. Jetzt will jedermann bis zum Schneider Entdecker werden.

Martinez: Heute bewies mir einer, daß ihr Indien nicht gut verwaltet hättet, Exzellenz.

Kolumbus: Ich bin ein Seefahrer und ein Meerwolf. Warum wollt Ihr mich zum Beamten machen und mich aburteilen wie einen Krämer? Ich kann frieren, hungern, dürsten und wachen bis über einen Monat lang und bis zur Blindheit beinahe, ich hab's bewiesen; aber ich kann nicht rechnen. Deine Lampe erlischt, Martinez. Zünd' ein Feuer an im Kamin, daß wir Licht haben!

Martinez: Wir haben nur noch wenig Reisigholz, Exzellenz.

Kolumbus: Steck' es an, sag' ich dir! Hör! Dort auf dem Sims stehen ein paar dürre Palmzweige von Kuba und verdorrte Früchte und Farbhölzer und Tabakblätter und eine Reihe Götzenbilder. Wirf alles mit in's Feuer, damit ich mich daran wärme und es uns leuchte! Es geht zu Ende mit mir. Weg mit den Götzenfratzen! Ich mag sie nicht mehr sehen. Ein Häuptling der Indianer auf Haiti hat sie mir geschenkt. Er ging ganz nackt, aber voll Anstand und Würde. Ferdinand im Kreise aller seiner Granden sieht nicht ehrfürchtiger aus. Er liebte mich mehr als alle andern Menschen. Wir haben unsere Namen getauscht. Guacamari heiße ich nun eigentlich. Wer weiß, ob ich recht tat, die Arbeit und die Waffen in jene Paradiesinseln hinüberzutragen! Ist es nicht, Martinez, als ob die Götzenbilder in der Feuersglut zu weinen und zu schreien anfingen?

Martinez (den Brand schürend): Was Ihr nicht alles hört, Exzellenz!

Kolumbus: Amerigo Vespucci, mein Landsmann und Freund, hat mir einreden wollen, ich habe nicht Indien, noch die Inseln des Großchans oder des Paradieses, noch Ophir, das Goldland, noch Japan, noch die Länder des Ganges, sondern eine ganz neue Welt entdeckt. Ich will nichts davon wissen. Ich sterbe in meiner alten Welt. Ich bin nur ein Mensch und ein Abgesandter Gottes, nicht er selber. Sind alle Götzenbilder verbrannt, Martinez? Gib mir das Kruzifix in die Hand! So! Komm, du Martermann! (zum Kruzifix sprechend): Schau mich an mit deinem brechenden Blick von deinem Kreuz! Wer hat mehr gelitten, du oder ich? Laß uns Auge in Auge zusammen sterben wie zwei Brüder!

Karl der Große

(Gerhart Hauptmann gewidmet)

Der Schauplatz ist auf der Pfalz zu Aachen neben dem Münster, das Kaiser Karl zu Ehren der Gottesmutter nach Art der von ihm besuchten heiligen byzantinischen Kirchen zu Ravenna aufrichten ließ. Wir sind im Schlafgemach des Kaisers. Er liegt aufgestützt auf seinem breiten Ruhebett unter einem steinernen romanischen Kreuz, das in einer halbrunden Nische steht. Eine Kienfackel brennt neben seinem Lager und leuchtet ihm spärlich. Ihr Qualm, der die Wölbung schwärzt, zieht durch eine runde Luke oben ins Freie. Es ist Winterzeit. Dicke Holzkloben glühen im Kamin. Draußen tief verschneite Nacht. Eine Stunde vor der Morgenmette

(Kaiser Karl prüft, Papierrollen vor sich, die jährliche Rechnungsausstellung seiner kaiserlichen Landgüter.)

Zu Nymwegen sind die Schweine besser geraten denn zu Ingelheim. Sie haben weniger Schmalz herausbekommen. Sie sollen mehr Eicheln geben. Es muß an der Mast liegen. Ich halt nichts von dem ewigen Gerstenstroh (er schreibt etwas auf eine Wachstafel). Da muß ich die Malesizmaier und Bauern noch lehren, wie man Schweine fett bekommt. Ich hab' ja wohl nichts anderes zu tun auf der Welt? Wie mir das Schreiben sauer wird! Ist mir freilich stets ein hartes Muß gewesen, diese Mönchskunst. Warum sehen sich denn auch die Buchstaben so ähnlich wie ein Bein dem andern? Ein P ist fast wie ein R, und ein K nimmt sich auch nicht viel anders aus! Wenn doch die Menschen einander so gleich wären! Ich

hätt' nichts dawider, wenn noch fünfzig Kerle wie ich herumliefen, und man meinen Sohn Ludovich zu Aquitanien mit mir verwechseln könnte, wie ich da wieder ein „m" und ein „n". Daß ich nicht das Mark und die Kraft meiner Knochen an ihn verteilen konnte statt meiner Länder und meines Reiches! Da nahm er sich hier nebenan in der Kirche, die ich von Grund aus erbaut habe, die Krone vom Altar, wo ich sie für ihn hatte hinstellen lassen, und setzte sie sich auf in meinem Beisein und nach meinem Geheiß als mein Mitregent, kaum ein Jahr ist's her. Ach, ich wollte lieber, unser Herr und Heiland Christus hätte meinen weißen Kopf samt seinem vollen Haupthaar und meinem langen silbernen Bart mir von der Schulter genommen und ihn ihm statt des goldenen Diadems aufgestülpt! So wär er nit so schwach und zahm wie ein Merowinger und tät nit zu allem, darum man ihn fragt, wie ein käuend Schaf Ja und Amen nicken, nur um seine Ruhe zu haben. (Er wischt sich mit dem Ärmel seines linnenen Leibhemdes den Schweiß von der Stirn.) Jtzt weiß ich nicht, macht mich das Fieber oder das mühselige Schreiberhandwerk so heiß, oder die Sorge um das große Reich der Franken, das ich zusammengehalten habe von Hispanien bis über die Elbe und hinunter bis Salerno mit einer Hand wie ein zusammengebogen Hufeisen? O, daß meine beiden starken Söhne Pippin und Karl vor mir ins Himmelreich zu den Engeln und Heiligen und Märtyrern aufbrechen mußten, wie heftig hab ich darum mit unserm Herrn Christo gehadert! Alle Töpfe und

Teller und Becher auf der Pfalz zu Ingelheim hab ich deshalb wie unsinnig durcheinander geschmissen und mit meinen Schuhen zertrampelt. Bis Hildibald, der Kölner Erzbischof, mein Herzbruder, zu mir einging in die Kammer ganz allein, — denn kein anderer traute sich noch vor mein glühendes Löwenauge zu kommen! — und mich lehrte, wie dies eine Fügung des Himmels sei, der da Kummer und Leiden über die Menschen ausschicke, wie ich meine missi und Sendgrafen in die Länder, und daß auch ein Kaiser sich in den Willen Gottes ergeben müsse, wie alle Untertanen in den meinigen! (Man hört in einer Nebenkammer ein lautes Schimpfen und Schreien und Weinen. Der Kaiser Karl fährt aus seinen Grübeleien auf und schlägt mit der Faust auf das erzene Becken, das neben seinem Lager hängt. Der Türhüter tritt ein und nähert sich kniend.)

Kaiser Karl: Was bedeutet der Lärm auf meiner Pfalz? Seid ihr Heiden, solch ein Geschrei zur Nacht in der heiligen Adventzeit zu erheben!

Der Türhüter: Princeps Augustus, Dein griechischer Sterndeuter und der syrische Traumaussager sind wegen einer Lohndirne in Streit geraten, die sich in den Palast geschlichen hatte.

Kaiser Karl: Ruf mir den Obertürhüter und den Seneschalk! Ich will das fremde Gesindel lehren, meine Nähe zu respektieren. Wo ist Einhard, mein Schreiber?

Der Türhüter: Princeps Augustus, er ruht nebenan nach Deinem Befehl.

Kaiser Karl: So weck ihn mir auf! Ich kann doch nit mehr schlafen vor Tag. Er soll Pergament und Schreibzeug mitbringen. Ich will ihm mein Testament weiterdiktieren. Rück mir meinen marmornen Königstuhl an mein Bett und leg Holz nach im Kamin! Halt! Eines nach dem andern. Sechs Befehle hab ich Dir gegeben. Du führst sie der Reihe nach aus. Eine Ordnung muß sein in der Welt. Darum bin ich Kaiser geworden und Du Knecht, wie das erste Gebot vor allen neun andern steht Fort! (Der Türhüter geht demütig geneigt, Brust und Gesicht immer zum Kaiser gerichtet, ab.)

Kaiser Karl (allein): Solch eine freche verbuhlte Sippschaft! Es taugt alles nichts, was im Süden aufwächst und sich nicht schinden und tummeln muß, acht Monde lang, auf daß es nicht erfriert. Ich wollt keinem meiner Nachfolger raten, solch ein leichtfertiges Gelichter wie Gaukler und Lautenisten und Zauberer und Wahrsager und Feuerwerker und anderes Bettelvolk auf seiner Pfalz zu dulden. Nur einer, der außer mit dem Weib stets mit dem Schwert schlafen geht, kann sich solch einen Hof zutrauen. Sinnlichkeit steht bloß dem an, der sie vertragen kann. Da hängt mein Degen aus dem Morgenland mit goldenem Griff und bunten Glassteinen hinter meinem Lager ums Kreuz unseres Herrn geschlungen wie jede Nacht. Magst ruhig sein in Deinem Himmel, Herr Christe! Ich wache für Dich auf Erden, besser als Deine drei trägen Apostel im Garten Gethsemane, da die Feinde sich nahten. (Der Obertürhüter und der Seneschalk

treten ein und beugen ihr Knie): Zu Deinen Diensten, Princeps Augustus!

Kaiser Karl: Steh auf, Seneschalk! Laß den Griechen in den Block legen bis zur großen Messe und dem Syrer gib die Bastonade bis zu fünfzig Schlägen auf dem Hof! Das wird sein Blut sänftigen. Sag ihm, sein Herr, der Kalif Harun al Raschid, mein Freund, habe es durch mich befohlen! Fort! (Der Seneschalk geht.) Und Du, Ratbert, Obertürhüter, wirst mich ankleiden! Ich kann nicht mehr ruhen. Mit 71 Jahren braucht man nicht vielen Schlaf. Ich werde bald schlummern bis zum jüngsten Gerichtstag, wenn Christus umringt von seinen heiligen Rittern das himmlische Konzil und ewige Maifeld abhält. Kreuzmaurensakrament! Daß Dich der Satanas, Obertürhüter! Schnür mir die Binden nicht so locker um die Beine, daß sie gleich wieder rutschen! Denkst Du, Du müßtest mit mir mitleidiger sein, als die Gicht! (Er tritt ihn in den Rücken, daß er umstürzt.) Siehst Du, wie stark ich noch bin. (Er packt ihn unter den Schultern und hebt ihn bis zu Kopfeshöhe.)

Ich könnt Dich noch durch den Rauchfang werfen. So hob ich einstmals einen Reisigen samt seinem Harnisch mit einer Hand empor, als mein Vater Pippin mich an sein Sterbebette beschied. „Brav, Karl," nickte er, „Du wirst mit den deutschen Bären fertig werden." Und hinterließ mir sein Reich um die größere und schwerere Hälfte. Mach weiter, Obertürhüter! (er setzt ihn wieder auf den Estrich). Die Hosen her! So ist's recht! Und den dicken

Rock aus Seehundsfell. Der Herzog der Friesen hat ihn mir geschenkt, da ich ihm wider die seeräuberischen Dänen beigestanden habe. Uns fehlt eine Reichsflotte gegen die nordischen Piraten. Wenn mir unser Herr Christus noch drei Jahre Leben schenkt, will ich hundert Schiffe haben, oder Du magst mir einen Tritt versetzen, so fest, wie ich eben Dir, — wenn Du kannst, Obertürhüter. Häng mir den meergrünen Mantel über, es ist kalt in der Frühe. (Der Türhüter ist mit Holzklötzen gekommen, die er in den Kamin schichtet.)

Kaiser Karl: Wo bleibt Einhard, mein Schreiber?

Der Türhüter (sich tief verneigend): Er kleidet sich an, Princeps Augustus.

Kaiser Karl: Rück mir den Stuhl her, so daß ich die Beine beim Feuer habe, Türhüter, und den Kopf zum Fenster drehen kann. Nimm die Schallen herunter, daß ich die Sterne schaue, wenn ich meinen letzten Willen kundtue. In Byzanz soll ein runder silberner Tisch sein, auf dem der ganze Himmel abkonterfeit ist, und alle Gestirne sind darauf getauft und mit Namen bedacht, nit anders wie wir Menschen. Zu Rom beim Papst Hadrian, meinem liebsten Freunde, sah ich ein ähnliches. Es ist etwas Wunderbares um den Geist.

Einhard (der Geschichtsschreiber, tritt ein): Da bin ich, Kaiser Karl.

Der Kaiser: Zur rechten Stunde, mein Baumeister, mein Beseleel, der Du mir meine Stiftshütte erbaut hast und den achteckigen Grundriß zogst zu meinem Aachener

Münster, meinem Tempel und Mausoleum! Fort mit Euch beiden! Ich bedarf Eurer nicht mehr! (Der Obertürhüter und der Türhüter verschwinden beide demütig geneigt.)

Einhard: Was kann Beseleel tun für König David? Soll er ihm die Zeichnung weisen, die er von den Erztüren gemacht hat, oder von dem goldenen Gitter, das den Altar im Münster sondern soll vom Vorraum, wie die Geistlichkeit vom Laienvolk?

Kaiser Karl: Nein, Einhard, filiole, mein Söhnchen, Du Schüler des Vitruvius! Mir stünd besser an, den alten steinernen Schrein zu prüfen, der meine Gebeine sammeln soll, wie dort die Nische meine Gewänder. Die Welt kehrt sich um für uns, mit unserem Tode. Ich hab zu Rom Pferde aus Sarkophagen saufen sehen, darinnen einstens die Knochen vornehmer adliger Heiden schlummerten. Ich will mein Testament weiter aufsetzen. Nimm Dein Pergament zur Hand, Einhard! Ich will mein fahrend Hab und Gut unter meine Töchter und die Kinder meiner Kebsweiber verteilen, auf daß nit Streit und Zwist sich erhebt, wenn meine Leiche noch warm ist. Ich will, noch bis zum letzten Atem, ehe ich mir selbst mit fester Kehle mein Sterbelied anstimme und mich zu unserm Herrn Christo emporsinge als sein getreuester Lehensmann. Es hat viel Blut gekostet für ihn zu streiten und zu siegen. Ihn hätts geschaudert, wenn er mit dabei gewesen wäre! Fünftausend der verstockten Sachsen hab ich an einem einzigen Tag enthaupten lassen, und die Aller soll rot wie Pur-

pur davon geflossen sein. Über fünfzigtausend von ihnen, Edle und Sassen und Hüfner und Halbfreie hab ich nach Franken verschleppt, und meine frommen fränkischen Grafen über ihre Gaue gestellt. Es hat viel Elend und Jammer und Verwüstung abgesetzt, weil manche von diesen Westfalen sich um ihr gottlos Heidentum wehrten wie unter Kaiser Diokletian die christlichen Märtyrer um den wahren Glauben. Und oft, wenn Gewalt nit hat helfen wollen, mußte Arglist und Verrat mir zur Hand gehen, sie unserm Herrn und Heiland unters Joch zu treiben. (machtvoll.) Und wenn es noch siebenzigtausendmal mehr zu schlachten und zu fangen gälte, ich täts heut noch wieder, meinem eisgrauen Bart zum Trotz. Sie hätten verspielt gehabt in Deutschland, die heiligen Männer und Märtyrer Kolumban und Emmeran und Bonifazius ohne mich. Aber ich hab den Deutschen unsern Herrn Christum eingebläut und eingebrannt mit Schwert und Feuer und Rute. Denn er ist der eingeborene Sohn Gottes, wie die zu Nicäa es beschlossen haben, und wir brauchen sein göttliches Exemplum in diesem irdischen Jammertal. (ergriffen.) Denn sieh, Einhard, mein Trauter: Ich könnt keine Stunde lang die Gicht in meinen alten Knochen aushalten, wenn ich nicht wüßte, daß es ein bloß Gekitzel ist gegen die Martern unseres Heilandes am Kreuz. Gott hat Mensch werden müssen, damit wir etwas von ihm haben können. Sonsten wär es nur ein Traumbild und ein Gebäu aus Luft.

Einhard: Du frierst, Kaiser Karl, soll ich Dir ein warm Bad richten lassen aus der heißen Quelle, die Du

wie einen Menschen liebst. Der Schnee liegt über einen Klafter tief draußen und auf dem Berg. Das Jahr des Herrn 813 geht hart zu Ende. Es ist ein schlimmer Dezember.

Kaiser Karl: Sag nit Dezember, Einhard! Sprich: Christmonat, wie ich ihn benamset habe, damals, als ich auch unsere alten germanischen Heldenlieder aufzuschreiben gebot. Es ist schon arg genug, daß wir den Römischen alles zu verdanken haben, was wissenswert ist in den sieben freien Künsten, und ihre Sprache reden müssen um uns einander verständlich zu machen. Solls denn nie anders werden? Soll immer jeder drauflosleben bei uns Deutschen, ohngeachtet des andern? Ich hab ihnen viele Herren gegeben, das ist wahr: Herzöge und Grafen und Markgrafen und vicecomites und Richter und Schultheißen. Aber was sollt ich anders anfangen mit solch einem ungezügelten Volk, das nit lesen und schreiben lernen will und stößig ist wie ein junger Bock? Mag sein, daß sie nach tausend Jahren sich selbst beherrschen können, ohne Zwang und ohn einen besondern Herrn für einen jeden einzelnen Gau und eine Hundertschaft. Aber solang muß man ihnen so viel Joche auf den Nacken legen, bis sie zahm und gesittet werden wie die Ochsen, die weiland Bullen hießen. Wenn nur meine Nachfahren, alle die, so sich nach mir römisch deutsche Kaiser nennen, Herr über die Herren bleiben, daß nicht hernach eine Unzahl Fürsten auf einen Kaiser kommen, und der nur mehr wollen muß! (tief ernst.) Es war mir nit recht und ein übel

Christgeschenk vom Papst Leo III., da er mir anno 800 der Römer goldene Kaiserkrone nach der Metten in der Peterskirche auf den Scheitel setzte. Ich hab einen dicken Nacken und kann ein Dutzend Kronen tragen, wenns sein muß. Aber es kann nit jeder meiner Enkel auf eine Mahlzeit zwei Hühner, eine Gans, einen Schweineschinken nebst einem ganzen Hasen oder dem vierten Teil eines Hammels essen wie ich, und solch einer hat genug mit Deutschland zu schaffen und die schlauen Römer sind viel zu überzwerch für ihn. Ich war fünfmal auf den Winter zu Rom, und sie waren dort immer baß erstaunt, daß ich auf zwanzig Fragen just zwanzig Antworten hatte. Sie hofften stets, ich hätt einmal gewackelt und nichts oder nur Unentschiedenes zu sagen gewußt. Aber ich schickte ein Kapitulare nach dem andern über sie aus und war seit dem glorreichen Kaiser Cäsar kein solch Regiment mehr da drüben, als ich es führte. Und der Papst fiel nieder, wo er mir begegnete. Aber Rom mag Rom bleiben. Wir müssen ein neues schaffen. Darum sag nit Dezember mehr, Einhard! Sieh nach auf Deinem Pergament, wo wir stehengeblieben sind beim letztenmal.

Einhard: Bei Punkt undecim, Kaiser Karl: Von den Zuwendungen, die Du Deinen unehelichen Kindern machen willst.

Kaiser Karl: Ist recht! Sie sollen nicht leiden, wofür sie nicht Schuld tragen. Vier rechtmäßige Frauen haben nicht ausgereicht für einen Riesen wie mich. Der Himmel hat es so gewollt, mein Einhard! Auf den Christ-

tag will ich meine Schätze und Kleider an meine Kinder verteilen. Ich werd nit mehr lang Kaiser sein. Im Wintermonat oder im Hornung werd ich mein Zepter ablegen in Gottes Schoß wie der Hirsch sein Geweih, und werd Flügel bekommen und einen Heiligenschein wie die Apostel und werde das Brausen des heiligen Geistes vom Himmel vernehmen.

(Draußen durch die helle Winternacht klingt das Glöcklein vom Münster zur ersten Messe.)

Kaiser Karl: Hör, es ist Mettenzeit! (er blickt zum Himmel). Das Siebengestirn stürzt auf die Erde herab. Kaiser Karls Wagen heißen es die Sachsen wie die Araber. Es ist eine Lust, in die Jahrhunderte hineinzudauern. Reich mir meinen goldgewirkten Mantel und die Krone, Einhard! Ich will zum Altar gehen, mich mit Gott zu vereinigen.

Gisela, (des Kaisers Tochter, kommt, zum Kirchgang gerüstet, herzu:) Mitnichten, Vater, das geht nimmermehr an, daß Du zu Fuß durch den Schnee zum Münster wandelst.

Kaiser Karl: Willst Du mich auf Deinem Rücken hinübertragen, Gisela, filiola mea, wie Deine Schwester Bertha einstmals ihren Buhlen Angilbert, meinen gelehrten Sendboten, meinen dichtenden Liebling Homer, auf daß ich seine Fußspur nicht im Schnee entdecken sollte? Laß ab, Du gekrönte Taube, die Du durch die Kammern meiner Pfalz schwirrst, wie der weise Abt Alkuin, der neue Flakkus, unser aller Lehrmeister, Dich besungen hat!

Mich erträgt kein einzeln Weib, selbst Du nit, die Du nit heiraten mochtest, weil Du keinen Mann fandest, der Deinem Vater gleich war.

Geh, Einhard, wir schreiben ein mehreres nach dem Gottesdienst. Sieben Kapitularien warten schon auf mich. Ich muß mein Reich alle Wochen reinfegen, wie ein Weib seine Kammer. Laß den Obertürhüter kommen und den Seneschalk, den Truchseß, den Kämmerer, den Schenken und den Küchenmeister auch, wiewohl ich seit Wochen faste, seit mich das Fieber hat. Hier sitze ich in meinem marmornen Königstuhl mit Zepter und Krone und Schwert. So mag man mich herübertragen mit Fackeln zu Gottes Tische, und Du magst mich geleiten, Königin Gisela, mein Kind! So will ich auch bestattet sein, drüben im Münster, aufrecht sitzend in vollem Ornat, silbernen Bartes, gekrönt und umgürtet mit Majestät, und alle deutschen Kaiser sollen fortan mich umkreisen wie die wandelnden Sterne. Und Ihr werdet von selber merken, wem von ihnen Kaiser Karl zugenickt, oder über wen er seine einen Fuß breite Stirn gerunzelt hat!

Ferdinand Lassalle

Der Vorsitzende des Assisengerichts zu Düsseldorf vom 5. Mai 1849 erklärte: „Die Geschworenen ziehen sich zur Beratung zurück. Die Öffentlichkeit wird wieder hergestellt.“ In demselben Augenblick fiel der Angeklagte wie ein Mensch, der sich nicht mehr halten kann, auf die harte Holzbank, die hinter ihm stand. Es war ein schlanker, bartloser, junger, gut gekleideter Mensch, dessen Hautfarbe von den fünf Monaten Kerkerluft, die er als Untersuchungsgefangener verbüßt hatte, ganz fahl geworden war. Er hieß Ferdinand Lassalle, war Privatmann, Sohn wohlhabender jüdischer Eltern aus Schlesien, 5 Fuß 6 Zoll groß, mit braunen, krausen Haaren, freier Stirn, dunkelblauen Augen, proportionierter Nase und Mund, rundem Kinn und länglichem Gesicht, wie in seinem Signalement zu lesen war. Weiteren Kreisen war er dadurch bekannt geworden, daß er vor einem Jahre ganz plötzlich aus dem Dunkel hervorgesprungen war, um sich in einer für Deutschland bisher unerhörten Weise einer — Frau anzunehmen, der Gräfin Sophie von Hatzfeldt, die seit Jahren von ihrem Herrn Gemahl wie ein Stück Vieh gequält, mißhandelt und beschimpft worden war. Aus welchen Gründen er dieser armen, von allen verlassenen Frau zur Hilfe gestürzt war und sich als „Judenjunge“ in diese unsaubern adligen tadligen Händel gemischt hatte, hat er selbst einmal in die noch heute warmen Worte gefaßt: „Die Familie schwieg. Aber es heißt: Wo die Menschen schweigen, werden Steine

reden. Wo alle Menschenrechte beleidigt werden, wo selbst die Stimme des Blutes schweigt, und der hilflose Mensch verlassen wird von seinen geborenen Beschützern — da erhebt sich mit Recht der erste und letzte Verwandte des Menschen, der Mensch."

Dieser Impuls in ihm, diese seine schönste Eigen- und Leidenschaft, andern Schwachen — und wer war nicht schwächer als er! — beizustehen, die Lahmen zu stützen, die Blinden zu führen und den geistig Armen in prometheischem Drange des Lichtes Himmelsfackel zu holen, die hatte ihn auch an diesem Frühlingsabend vor das Geschworenengericht gebracht, das soeben hinausgegangen war, um darüber zu beraten, ob er das Volk zu bewaffnetem Widerstand gegen den damaligen Verfassungsbruch der preußischen Regierung aufgefordert hätte, und ob ihm dies als Verbrechen auszulegen wäre. Über fünf Stunden lang hatte er sich mit der Wut eines hyrkanischen Königstigers verteidigt. Die leidenschaftlichste Verteidigungsrede, die je in deutscher, ja fast auch in römischer und griechischer Sprache abgefaßt worden ist, und die schon vor der Verhandlung gedruckt war, hatte er freilich nicht halten dürfen, weil das Gericht in jenen Tagen den Ausbruch einer allgemeinen Revolution von ihr befürchten mußte. Nun saß er am ganzen Leib wie zerschlagen unter entsetzlichem Herzklopfen auf der Anklagebank und erwartete seinen Spruch. Laut schwatzend schob sich die Volksmenge, die zu ihrer Wut heute morgen aus dem Sitzungssaal gewiesen worden war, ungeduldig in den kahlen vor Lange-

weile gähnenden Raum. Einige Kriminalstudenten riefen dem wie tot Dasitzenden ein leises „Bravo!“ zu, verstummten aber scheu unter dem Blick der Gerichtsdiener, da niemand noch wußte, wie die Sache enden würde. Eine vornehme Dame im fuchsbraunen nach unten geschweiften Reitrock mit geschminktem und gepudertem Gesicht und schwarz nachgestrichenen Augenbrauen, drängte sich durch die Masse hindurch an die hölzerne Brüstung. Eine lange Hand im Lederhandschuh fuhr über den Kopf des Angeklagten. Es war die Gräfin, die ihm zuflüsterte: „Mein Alles! Meine Seele!“ Trotz seiner völligen Erschöpfung und Aufregung, die sich hinter dem Seidentaschentuch, das er vor seinen Mund hielt, verbarg, ergriff er ihre Hand, drückte sie kräftig und sagte: „Merci! Mon ami!“

In diesem Augenblick traten die Geschworenen in den Saal zurück, der Angeklagte erhob sich fest und sicher und erwartete zwischen zwei bewaffneten Schutzleuten stehend das Urteil. Der Freispruch der Geschworenen wurde verkündet. Lautes, ungehemmtes Beifallrufen hallte nun aus der Volksmenge durch den Saal. Zahlreiche Hände streckten sich über die Barre nach Lassalle aus, junge Mädchen baten ihn rot werdend um ein Autogramm für ihr Poesiealbum, das früheste heutige Merkmal der Berühmtheit. Eine Schar Rheinarbeiter — die ersten deutschen Sozialdemokraten — lachte laut auf, als der Staatsanwalt, stolz in seine Robe gewickelt, seinen Platz verließ.

An dem Arm der Gräfin trat Lassalle kurze Zeit darauf, nachdem er eine weitere Untersuchungshaft verbüßt hatte,

zum ersten Male wieder seit fast einem Jahre aus der kalkigen Kerkerluft unter den Himmel und in die Natur hinaus. Die Bäume, die er noch kahl gesehen hatte, waren braun und fast schon wieder kahl geworden. Es war, als ob in diesem Jahre kein Sommer für ihn dagewesen wäre. Draußen in der damaligen Kleinstadt Düsseldorf ging alles ruhig und friedlich seinen alten Weg: Die Pferdebahnen liefen nach verschiedenen Richtungen, die Kinder spielten, die Männer spazierten über die Straßen, rauchten Zigarren und dachten an Geschäfte, die Maler beneideten einander kleinlich weiter und die Damen überlegten, in welche Konditorei sie heute gehen sollten.

„Man wird von Blut aus ein anderer Mensch, wenn man einmal eingesperrt worden ist und im Kerker gesessen hat!" sagte Lassalle zur Gräfin, wie er zitternd an ihrem Arm auf die Straße trat. Und er mußte seiner freien Jugendzeit gedenken, und dessen, der er gewesen war. In der engen süßlichen Luft einer jüdisch-deutschen Bürgerfamilie zu Breslau war er groß geworden mit ihren Familienfesten, Feiertagen wie Purim und Passah, Sabbatheiligung und anderen rituellen Gebräuchen, mit koscherem Essen und vor allem mit ihren endlosen „Tachlessachen" oder Familienklatsch. Man glaubt einen Auftritt aus Shylocks Jugendzeit zu hören, wenn man die Streitszene liest, die er einmal als Knabe mit seiner einzigen Schwester — Geschwister zanken sich bekanntlich alle in der Jugend, um sich im Alter auf einmal zu „lieben" — gehabt hat, und die er in seinem Knabentagebuch also beschrieben hat: „Nachdem sie mich so wild

geärgert hatte, rannte sie in ihre Stube. Ich ihr nach. Schäumend vor Wut warf ich mich vor ihr auf die Knie, rang wie wahnsinnig meine Hände und schrie mit einem solchen Aufwand von Kraft, daß meine Stimme sogleich heiser wurde: „Gott, Gott, gib, daß ich gedenke, gib, daß ich nie, nie diese Stunde vergesse ... Ha, Schlange, mit deinen Krokodilstränen ... Das, diese Stunde sollst du bereuen ... Bei Gott, bei Gott, bei Gott, ich schwöre es! Und lebt ich fünfzig, und lebt ich hundert Jahre ... ich will sie auf dem Totenbette nicht vergessen! Aber du sollst es auch nicht!" Nach diesem Ausbruch von jüdischer Wut war er natürlich gänzlich erschöpft und die Schwester gänzlich erschrocken.

Dieses Kind Lassalle, das sich so austoben konnte, war der echte Vater des späteren Lassalle, des Agitators mit der Feuerseele, der, wenn er in Entrüstung geriet, ein Pfauenrad von gleißenden Superlativen schlug. Er war gleich Cicero vom Schreiben aufs Reden gekommen, umgekehrt wie Luther, der größte Agitator Deutschlands vor ihm. Freilich hatte schon der Knabe ehrgeizig wie Demosthenes davon geträumt, ein Militärkonzert oder eine Batterie Kanonen mit seiner Stimme überschreien zu können. Aber das Schicksal hatte ihn erst als Gelehrten groß gemacht, ehe es ihn der Öffentlichkeit gönnte.

Seine philosophischen Schriften, vor allem sein Werk über Heraklit den dunklen, den Mystiker der Antike, den Hegel von Ephesus, gründeten ihm zunächst einen Ehrenplatz in der geistigen Republik Deutschland, die damals

unter der Präsidentschaft Alexanders von Humboldt lebte. Sein einziger dichterischer Versuch war das Drama von Franz von Sickingen, den er sich nebst dessen Freunde Ulrich von Hutten als Ideale aus der deutschen Geschichte herausgelesen hatte. Er hat es wohl weniger aus poetischem Drang geschrieben als aus dem Verlangen, seinen eigenen höchst persönlichen Fiesco-Charakter klar zu stellen und zu verherrlichen. Drum hätte ihn dies Werk fast die Freundschaft seines Hutten gekostet, des Glaubens- und Streitgenossen Karl Marx, der heute neben ihm als Dioskur am kahlen Heldenhimmel der deutschen Sozialdemokratie hängt. Denn für Marx bedeutete das Individuum nichts gegen die Masse, und ein Sickingen vollends war ihm als ein Ritter und ehemaliger Repräsentant einer untergehenden Klasse nicht mehr als ein miserabler Don Quixote. Lassalles größtes wissenschaftliches Werk ist „das System der erworbenen Rechte", eines der stärksten rechtsphilosophischen Bücher, die wir überhaupt besitzen. Mit ihm hat er sich für alle Zeiten einen Platz unter unsern ersten Juristen ersonnen und erarbeitet, und sich allen Staatsanwälten zum Trotz, die ihn zeitlebens verfolgten, also daß er mit Kriminalanklagen, wie ein Indianer am Marterpfahl mit Pfeilen, gespickt war, bleibenden Ruhm errungen.

Nicht der Hatzfeldthandel allein hätte ihn von seinen stillen Büchern und aus seiner warmen Gelehrtenstube in die Zugluft der Öffentlichkeit hinausgetrieben und an jene Orte, wo es nach kalt gewordenen Eßnäpfen, Gittern, Schutzmännern und Nachtstühlen riecht. Abgesehen von der Ruhmsucht

und dem Willen zur Macht, die ihn durchglühten, war es auch der Trotz seiner lange gebeugten und gedemütigten Rasse, der aus ihm herausfuhr wie ein Engel der Vernichtung, als er erklärte: „Ich will meine Laufbahn damit endigen, dem Proletariat die Brandfackel in die Hand zu drücken." Wie denn schon als Sekundaner sein Lieblingszitat das Zornwort der Vergilischen Juno war: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!" Eine Karriere als Universitätsprofessor war ihm als Juden versagt. In der vornehmen Gesellschaft war er durch seine Beziehungen zur Gräfin Hatzfeldt, mit der er doch „natürlich" ein Liebesverhältnis haben mußte, unmöglich. Und doch lüstete ihn mit der ganzen Glut seines orientalisch heißen Herzens nach einer ersten Rolle. Er, der durchaus nicht wie die heutigen deutschen Sozialisten Furcht vor dem Frack hatte, sondern den Luxus liebte wie Zeitgenosse Richard Wagner, brannte danach, wenn möglich ebenso oft wie Bismarck, dem er bekanntlich persönlich höchst gefallen hat, genannt zu werden. So stürzte er sich denn mit der Leidenschaft eines neuen Mirabeau in die Arbeiterbewegung und begründete die Sozialdemokratie in Deutschland. Hier waren die Armen, denen er helfen konnte, hier die Verbitterten, die er lieben durfte, hier war eine Wüste, die er mit seinem Blute erquicken konnte. Es war nicht mehr eine verlassene Frau, es war ein ganzer Stand, ein Volk, das seiner bedurfte.

Niemals hätte Lassalle etwas wider Deutschland und das Volk seines liebsten Philosophen Fichte getan. Er

war einer der glühendsten Patrioten, die wir im vergangenen nationalen Jahrhundert gehabt haben. Er fühlte so deutsch, stritt und litt so um unser Volk zur Zeit der Revolutionen, wie einst Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, seine Helden, es zur Zeit der Reformation getan haben. Der spätere internationale „vaterlandslose" Zug in der deutschen Sozialdemokratie war ihm noch ganz fern. Den hätte er voll Diktatorenzorns zerschmettert, der vom Verrat am Vaterlande gesprochen hätte.

Es war ein Glück, ein großes Glück für ihn, daß er vor 1870 gestorben ist! Was hätte er mit seinem Feuergeist und seiner eisernen Stirne in dieser Zeit noch schaffen und reden können? In einer Zeit, in der seine eigene Partei sein Programm als eine viel zu enge und beschränkte Hülse zersprengte, in einer Zeit, in der dem geeinten Deutschland mit einemmal ganz andere Ziele gesteckt waren, und in der unser Bürgertum sich, wenn auch leider nicht geistig, so doch wirtschaftlich ungeheuerlich fortentwickelt hat. Er hätte in dem Deutschland Bismarcks und der beiden Wilhelme nur den alten Lassalle verlieren und nichts sonderlich Neues als etwa einen Professorenhut oder eine Abgeordnetenstelle mit und ohne Diäten gewinnen können. Zu einem Posten als Kontrolleur des Fiskus und des Finanzministers, wie Eugen Richter ihn sich erfand, hätte seine Geduld nicht ausgereicht. Schon die korrekte Art, wie Deutschland durch Bismarck geeinigt wurde: „Nun hebt alle eure Hände hoch und sprecht mir nach: „Wilhelm der I. von Preußen soll Kaiser von Deutschland werden!" hätte

ihm widerstanden. Ihm wäre viel lieber eine Einigung auf die Garibaldiweise gewesen, wenn möglich unter Köpfung sämtlicher ihm verhaßter deutscher Duodezfürsten, wie er denn auch einmal persönlich versucht hat, den Einsiedler von Kaprera zu einem Einfall mit seinen welschen Freischärlern nach Deutschland zu veranlassen. Lassalles Natur war auf Kampf und Revolution gestellt. In dem parlamentarischen Kleinkrieg, der sich nach 1870 zwischen dem Bürgertum und seinem düstern Schatten, dem Proletariat, entspann, hätte er nicht gern und nicht gut seinen Mann gestanden. Hier war der ruhig abwartende Geist seines Lehrmeisters Karl Marx, dieses Fabius Maximus Cunctator, viel mehr am Platze als das unstete wild drauflosschlagende punische Temperament Lassalles. Er war — seine kurze Präsidentschaft im ersten deutschen Arbeiterverein hat es zur Genüge dargetan — wie die meisten Genies kein Organisator, sondern nur ein Agitator, und zwar ein solcher, wie es leider wenige in Deutschland gegeben hat.

Darum starb er zur rechten Zeit vor der langweiligen Ära der Genossenschaften und Gewerkschaften und der bis zu Gähnkrämpfen endlosen Kommissionssitzungen. Er hatte den Armen im Geist und im Geld, den Schwachen und Schutzlosen eine Stimme gegeben. Denn das allgemeine direkte Wahlrecht bei uns ist ein Gedanke aus dem Gehirn Lassalles, nicht aus dem Bismarcks gewesen. Nun konnten sie sich selber weiterhelfen, seine Rolle war ausgespielt. Er fühlte es selbst. „Totmüde", das war der stete Refrain seiner letzten Briefe, und so setzte er im letzten

Grunde freiwillig selber seinem Dasein ein Ziel, wie auf dem Zettel geschrieben stand, den man nach dem Duell auf der Brust des tödlich Verwundeten fand: „Ich erkläre hiermit, daß ich selbst es bin, welcher seinem Leben ein Ende gemacht hat.“ Nun ist er seit mehr als 45 Jahren tot. Der Ruf: „Lassalle vor der Stadt!“ schreckt nicht mehr die deutschen Krämer und Spießbürger aus ihrer Ruhe wie einst die Römer der Angstschrei: „Hannibal ante portas!“ Die Sozialdemokratie hat nach ihm, den Sternen sei es geklagt! keine große bleibende Persönlichkeit als Führer gefunden. Solange von Freiheit in Deutschland geredet wird, muß seiner gedacht werden.

Holbein

Eigenhändiger Bericht des Georg Gisze, Mercators und Beisitzenden des Alderman of the Steelyard, wohnhaft zu London,*) an den Rat der Stadt Basel, in persona vertreten durch den Burgermeister Jakob Meier zum Hirschen

Ich, der Endesunterzeichnete Georg Gisze hab auf die Anfrag eines hohen Rathes der Stadt Basel die näheren Umbständ betreffend von dem Tod des hochberühmten und vil geehrten Malers Hansens Holbeins, des Appelles unserer Zeit, Ihres künstreichen Stadtgenossen, sölches anzuführen:

Dieses ist mir bekannt worden, daß Herr Hans Holbein, der Maler im Herbstmonat dieses argen, fast widerwärtigen 1543. Jahres heimgangen ist. Und hat ihn der Tod, den er so häufig und mit Fleiß abgebildet hat, im Pallast unsers großmächtigen königlichen Herrn Heinrich des VIII. von Engelland selber ergriffen, allwo er als unsers Herrn Hofmaler sein Werkstatt und Unterkunft hatte. Daraus man ersehen kann, daß Freund Hein unser aller Gewaltiger ist und nit Halt macht vor Keysern, Königen, Kardinalen und Bäpsten, wie dies allens unser seliger Holbein auf vielen Täflein säuberlich und erschrecklich aufgezeichnet hat. Er ist aber verschieden an der entsetzlichen Seuche der schwarzen Pest, die von türkischen oder levantischen Händlern hierher verschleppt worden ist

*) Es ist derselbe, der heute noch an der Wand des Museums in Berlin in ewiger Jugend von Holbeins Gnaden lebt.

und aus ganz London, unsers Reiches Hauptstadt, ein großes Spitel gemacht hat. Der König aber ist bis auf den heutigen Tag nit versehrt, weyl er allezeyt ein wundersam Alräunchen oder Galgenmännlein mit sich tragen soll. Und man hat des Meisters Leichen hastig aus dem Pallaste geschleift und hat ihn die Nacht darauf nebst sechszehn Herren und Damen vom Hofe, die auch verstorben waren, in einer großen Grube uff dem Friedhof bey der Westminster Kirche bestattet. Und sind alle, wie's kam, durch einander gelegt worden, Männlein und Weiblein, und man hat Kalk hinzugeschüttet umb der ansteckenden Krankheit willen, an der sie verendet seyn. Und Gott geb ihnen allen die ewige Seligkeit!

Solches und nit anders mehr hab' ich von dem Ableben unsers hochlöblichen Meisters in Erfahrung bringen können. Und hat mir keiner die Stätt' mehr weisen mögen, wo itzt seine Gebeine ruhen. Denn in solchen gräßlich beschwereten Tagen, wo das Sterbeglöcklein auf der Sankt Margaretskirchen bei Westminster gleich einer sündigen Seelen kein Ruh finden kann, achtet man der Toten nicht sonderlich. Es sind ihrer zu vile an jedem Abend.

Ich selbst, Georg Gisze, der Kaufmann, hab' den verehrlichen Meister Holbein auf das erste Mal bey dem hochseligen Lordkanzler Thomas More kennen gelernt, eynem gar frommen und gelehrten mächtigen Herren. Dieweyl dieser ehrsame Mann aber nit hat lassen wollen vom Bapst und der römischen Kirch, hat ihn unser allmächtiger König aufs Schaffott geschickt. Und hat seinen

Kopf für seinen Glauben lossen. Im Landhause dieses Herren an der Themse ober der Stadt bin ich Holbein begegnet. Er war grad von Basel kommen und hat ein Schreiben von Erasmo Roderadamo, dem ungemein gelahrten und vil genannten Weisen, den er oftmals contersett hat, an Herrn Thomas More. Und unser Meister ward daraufhin wohl empfangen und ist alldort über zween Jahren mit allerlei Ausmalungen und emblematis beschäftigt und unterhalten worden. Hat auch ein groß Familiengemäl von seinem Gönner, dem Lordkanzler, nebst seinen Söhnen und Töchtern verfertigt und ein Zeichnung davon hernachen mit nach Deutschland genommen, um sie Erasmo von Rotterdam zu weisen. Der aber was davon „summo gaudio completus", wie mir der Meister darnach voll Wohlbehagen erzählt hat, weyl ihm an dem Urtel eines solch unmäßig berühmten Mannes vil gelegen was.

Ich pflegte aber in der Zeit dem seligen Lordkanzler More, dem gottesfürchtigen und frummen Herren, bei seinen Handelsgeschäften beizustehen. Und Meister Holbein fand sein Gefallen an mir, dieweyl ich ihm, der des Landes und seyner Bräuche noch ganz und gar unkundig war, mit manchem Rath zur Hand ging, ihm die Sprache und die Münze wies und mich ihm auf eyn kurtze Zeit als Landsmann fast förderlich und nutzlich machte. Er lernte hernachen freylich sehr schnell sich in britisches Leben und Gebräuch zu gewöhnen, davon ich mancherlei Beispiel erfuhr. So geschah es einstens umb die Zeit, do er es

unternommen hatte, um mir seynen dankfölligen Willen zu erzeigen, mich selbst um ein gering Entgelt von hundert Florins aufzumalen, daß der König höchstselbsten in die Werkstatt Holbeins trat, wie ich grad mit ihm Verhandlung wegen der Leinwand pflog. Jtzt, als der König vernahm, wo wir eynander Freund geworden waren, fing er an, Meister Hansen zu fragen: „Holbein, Ihr standet wohl gar gut mit diesem Schuften Thomas More, diesem falschen Römling und Pfaffenknecht?" Worauf der ihm mit tiefen Neigen zum Bescheid gab: „Nur für die Zeyt, durchläuchtigster Fürst und Herr, do ich noch nit meinen allergnädigsten König gehabt habe. Item, es ist dem Morus wohl recht geschehen, wenn mein großmächtiger Herr es für gut befunden hat." Also verleugnete er wie Petrus unsern Herren und Heiland seynen ehrbarn Freund und Wohlthäter vor des Königs Majestät, die daraufhin ihm auf die Schulter klopfte und mit einem krummen und groben Blick auf mich den Meister ansprach: „Hinfüro sollt Ihr mir nur mehr Königinnen und große Herren malen. Und mögt morgen mit mir selber Anfang machen!"

Hernachen, do der König gangen was, hub Holbein an, gleichsam damit er sich vor mir und dem Verstorbenen entsühne, zu sagen: „Mich jückt mein Hals noch nit nach einer Hanfkrause, daran sie mich im Hof des Tower auf den Galgen zwerchen. Ich kann keinen Toten mehr lebendig machen mit meiner Freundschaft und Wahrhaftigkeit für ihn. Deswegen will ich mich hüten, mir mein Maul zu verbrennen." Und domit blies er sein

dicke Nasen auf und leckte sich über die Lippen zum Zeichen des, daß ihm sein Leben über alles wohl gefiel. Er war in disen Jahren ein stark untersetzter Mann worden und umb vielen Sitzens willen oder vom engelländischen Malzbier um den Leib uffgeschwemmt. Zu mehreren Malen kam er späterhin, do er in meiner Kammer oder meiner Faktorei vorsprach, uff jene besagte Begebenheit zurück, als ob ihn sein Gewissen gedrückt hätte. „Es ist ein glatter Boden bei Hofe hierzulande, Gisze!" meint' er dann wohl: „Und wer ein plumper teutzscher Kerl ist, der mag sich fein vorsehen, daß er nit fällt und sein tumbes Genick zerbricht." Darumb riet er auch immer allen teutzschen Gesellen mehr ab als dazu, wenn sie gen Engelland fahren wollten. Nit, weyl er ihro Nachbarschaft fürchtete, davor war er zu sicher in seiner Kunst, sondern darum, daß es ihm arg war, wenn seyne Landsleute sich zu Hausnarren machten oder um ihrer Tölpelei Anstoß erregten vor dem Volk oder den Großen hier. Und mocht derwegen auch nit Umgang halten mit den vilen vlamischen Molern, die hier seyn, um Geld zusammenzukratzen. Das ist auch der wahre Grund geweſt, warumb er seynen Hausstand nit herüberzog und seyn Weib und seine Kinder in Basel bleiben ließ. „Sagt selbsten, Gisze!" sprach er wohl: „Ob eyn Weib wie meines, das in aller Kleinheit aufgewachsen ist und von ‚Ätti' und ‚Bäseli' und ‚Gütsli' redet und schnabbelt, in unsers Königs Burg mithausen könnte? Jtzt wär' meines Bleibens dort keine zwei Täg' mehr, wann ich mit der Bauernschürzen umgebunden herum-

schlarenzen würde. Item wißt Ihr wohl, daß der König kein Weib lang leiden mag, und die meinichte zög' ihm gleich wie Schlehen das Maul zusammen. Ergel, ich lasse sie besser, wo ihre Sippschaft ist und ihr Gemächte."

Dieses sagte er so als seine Meynung. Andere erzählen, daß er mit Lusten die Frau verlassen habe. Denn sie war schon ein alt Wittib, geheißen Elisabeth Schmid, und hatte bereits drei Kinder, als er sie heuerte. Dornoch ward sie bald ernst und grämlich, wie Ihr es auf dem Bildnuß sehen könnt, das er von ihr gemalt hat, do er zum vorletzten Mal gen Basel kommen was. Und auch zänkisch und spitzig soll sie worden sein und konnt' sich um einen Zaspel Garn vexieren. Und wußte sich nit mehr in ihren Mann zu finden, der ein großer Herr geworden war. Denn do er das letzte Mal uff ein Zit gen Basel reiste, was er in Siden und Samett bekleidt und mit vilen Ringen geschmückt, er, der vormols, do er Geselle was, dort Wein am Zapfen holen mußt und froh war und guter Dinge, wenn es eynen leeren Giebel auszumolen gab oder ein Tischplatten oder ein Wappen, ein Schenken- oder Schulschild, so man uff die Straßen hängt. Und Ihr habt ihm da ein prächtig Fest im Haus uff der Mägd gegeben, darvon er mir vielerley erzählet hat, wie des Poculierens dort, dem er für seyn Leben gern oblag, keyn Ende gewesen wäre.

Dieweyl er nun hier ohne Hausstand war, so lebte er in des Königs Burg als eyn prächtiger Herr, hielt sich

Roß und Diener und ritt mit Fleiß auf die Schüßplätze oder Jagden und Beizen, womit sich die Herren bei Hof hier nit anders wie die Edeln bei Euch die Zeit vertreiben. Und meynt eynes Tägs zu mir: „Wann ich allhier bloß ein Nasen in mein Büchlein gerissen hab, das wirft mehr Geld ab, als wann ich zu Basel eine gantze Sonnenuhr uff-mole!“ Man sagt, daß er vil Kebsen gehabt habe, auch darin dem Exemplum unsres allmächtigen Herren folgend, und daß er in dem Vermächt, so er den Morgen vor seinem Tode von sich geben, seiner Bankerte oder „Hübschkinder“, wie er uff schweyzerische Art sie nannte, mit guter Meynung gedacht habe. Dorvon ist mir nichts weiteres bekannt worden. Wahr ist, daß er seinen rechtmäßigen Sohn Philippum, do er ins sechszehnte Johr ging, von Basel mit genommen hat. Und hat ihn unterwegs bey einem Goldschmied in Paris in die Lehre gebracht, weyl er nit mochte, daß er in so jungen Jahren schon an den Hof kommen sollt. Und darin mocht er Recht gehabt haben. Denn solches wüste Leben voll Unlauterkeit hat mancher kindlichen Seele arg schlimmen Schaden bey-gebracht. Mit unserm König, seinem hochwirdigsten Herren, hat Meister Holbein sich gut gestanden bis an sein Ende. Nur eynmalen, do er des Königs vierte Frau, Anna, eine Prinzessin von Kleve, hat konterfet und der Majestät hernachen die Frau, do sie ankam in Engelland, nit halb so gefiel denn das Gemäl, das der Meister von ihr gemacht hatte, süllen sie hart an einander gekommen sein. Dieweyl er auf eyn kurtze Zeit später zu mir kam

und hatte ein blau unterlaufen Auge, das was ihm vom Könige angeschlagen. Und wies mir seine Schienen, die arg zertreten waren und ächzte: „Mag er nächstens den Satan schicken, sein Buhlen zu conterfeyen, wann ihm mein Gemäl nit mehr ansteht. Ich hob' sie nachgemacht, wie Gott sie mir vorgemacht hat, um keinen Zipf und keinen Tupf anders. Aber er hat gebrüllt als einer uff der Folterbank, do er ihrer erstmalig ansichtig wurde, als sei meyn Tafel falsch und schlecht nachgemünzt!" Darnach hat sich freylich der König wieder mit ihm ausgesöhnt und ihm einen prachtvollen Saphirring und einen mit einem seltenen Chalcedonsteinlein angethan. Und hat unser Meister noch vieles für ihn hergestellt und malen müssen. So die Bildnusse von Katharina Howard, der fünften Frau unsers Königs, die hernach gleich Anna Boleyn auf dem Schaffot hat für die Krone büßen müssen, und die berühmbte große Leinwand von Heinrich dem VIII. selbsten, do er in pausbackigster Majestät der Bader- und Wundschergilde von London einen Freibrief zuhändiget. Item ist auch das letzte, was Holbein verfertigt hat, die Federzeichnung für ein astronomisch Uhrwerk gewesen, was darnach ausgeführt und dem König überreicht wurde. Wie unser Meister denn in allen Künsten Bescheid wußte und einen Becher oder ein Spiegelleistlein, einen Kamin oder ein helfenbein Medaillon und eine Berlocke, so die vornehmen Leut hier an langen Ketten umb die Hälser hängen haben, ebenso feyn und zierlich ersinnen und reißen mochte als ein Konterfey

machen. Dieses ist mir von den äußeren Lebensumbstän- den Hansens Holbeins bekannt worden.

Mancherlei Meynung von ihm, seyn eigen Kunst be- treffend, ist mir indes noch besinnlich blieben. Wiewohl er freylich nit vil hat reden wollen über das, was er hat ermacht und erst gar nit darüber schreiben mögen. So sagt' er mir, do ich ihm erzählte, daß Dürer, der Meister von Nörnberg nämblich, etzliches geschrieben habe zur Under- weysung der Messung und von menschlicher Proportion und der Molerei und den Farben, ob man denn mit dem Maule malen müsse, und daß der Nörnberger besser thäte zu zeichnen denn zu schreiben und den gelahrten Humanisten ins Handwerk zu fuschen. Alsdann hat er sich auch umb Religionen und Kirchen und Zank for den Glauben nit scheren mögen. Item hab' ich niemals ein Buch oder ein Traktat in seinen Händen gesehen, ausgenommen die Bibel und Erasmi kurtzweilig satyrische Schrift vom Lob der Narrheit, so er auch mit Randzeichnungen verziert hat. Er meinte, es käm' einzig auf das Aug' an bey der Molerei und wer dessen mangelte, der sey nit van Natür dorzu ge- schick. Hernach müss' er nur lernen, ein freie Hand zu erlangen und müsse alle Täg darin Übung halten. Des- wegen ist nichts bey ihm gezittert noch gehudelt, sondern alls steht bey ihm so fest, wie er eynen angeblickt hat. Dergleichen ich nie wieder gesehen habe, also kalt und klar war sein Gesicht beym Molen. Er conterfeyte einen aber zumeist vorerst mit dem Steft oder dem Kohln uff ein grau oder farbig Bapier, wobey er gern mit den

Augen und dem Blick den Anfang beym Bildnuß machte. Hernachen erst malte er uff der Leinwand das Gemäl mit Farben aus. Und war nit nötig, daß der, den er konterfet hatte, dabey was. So sehr hatt' er ihn inwendig und vermochte eynen, den er kannte, so gut aus dem Gedächtnis zu molen, denn do er leibhaftig vor ihm saß. Und dies war wohl sein größtes Ingenium, desgleichen nie vor und nach ihm wieder gesehen ist.

Gern mocht er und mit Fleiß sein Gemäl auf eynen grünen Grund setzen. Darumb einstmalen von mir befragt, sprach er: „Ist nit grün die Farbe des Lebens und der Natür, aus welcher wir alle hervorgegangen sind, Gisze?" Item, hat er nit leiden mögen, doß ich ihn ansah, do er mich hat conterfet: „Sunsten seht Ihr mir ähnlicher denn Euch!" meinte er. Davon ist es kommen, daß von denen, die er hat conterfet, die wenigsten eynen anblicken. Sondern halten die meist die Augen zur Seiten gewandt nebst ihrem Kopf und schauen ins Weite. Und manche haben ein traurig Ansehen. „Seh' ich allweyl den Tod dohinter!" sagt er eynmal. Auch hat er vile, die er hat conterfet, und so auch mich mit der Kappen oder dem Birett gemolt. Darumb befragt, sagt er mir: „Weyl es nit minder wichtig ist und bedeutsam, wie eyner den Hut trägt denn wie er den Kopf hält. Auch ist es Sitt und Brauch hierzulande, die Haar zu verstecken." Und er lachte dabei. Muß wohl noch andere Gründ gemeint haben. Item hat er die Gewandung stets aufmerksam gemolt bis uff Knöpfe und Schnallen und Gurt-

werk. Hernachen hot man doch von allen seynen Bildnussen vorerst nur das Gesicht angeschaut. Solchen, die eyn Handwerk hatten oder Stand und Zunft, pflegete er Zirkel oder Richtscheit oder Maß oder Geldwage oder Feder oder was sonsten Zeichen ihres Standes war, auf dem Konterfey beizugeben. Darumb von mir befragt, sprach er' „Wes Ding eyner treibt, des soll der Moler Erwähnung thun. Denn es ist in Wohrheit von Belang für seyn Gesicht, welches einem Spiegel zu vergleichen ist. Darumb daß es Gestalt annimmbt von dem, was ihm ständig fürfällt. Zum andern, Gisze, sind mir solch Gerät lieb, weyl ich darmit den Raum und die Perspektiva recht herauskriege."

Item, alle vergänglichen Menschen, so er hat conterfet, hat er nit anders molen mögen, so sie gewesen sind und er sie gesehen hat. Und er wollt sich nie unterfangen etwas besser zu machen denn unser allmächtig Gott, wie er denn weyland in Basel eynen Juden, den man im Rhein ertränkt hatte, hernach als Leichnam unsers ewigen Herren Jesu Christi auf ein Tafel für einen Altarsockel grauslich abgemolt hat. Er war aber kein geduldig und sanftmütig Mann und konnte vielfach jachzornig seyn, besunders wann er getrunken hatte. Nit leiden mocht er, wann eyner klug redete und als ein ungelernter über die Kunst oder die Schonheit sprach. Denn was die Schonheit sei, das wisse keiner, ging oftmals seine Rede. Er hat vile vom Hof unsers Königs conterfet, Prinzen, Ritter, Sieurs, Falkeniere, Gelahrte, Geistliche und Erz-

bischöffe. Ihr müßt wissen, daß hierzulande nichts mehr gilt als sich conterfeyen zu lassen. Item wie es auch Brauch ist dahier, sämtliche Schreiben nit anders denn mit „ich" anzufangen. Und sind alle Engelländer darauf versessen, ein Gemäl von sich zu erlangen und ihren Kindern zu hinterlassen. Eynige sperren sich wohl, geschicht aber bloß zum Schein, wie bei Erasmo Roderadamo. Von dem hat mir der Meister erzählt, doß er allweyl gesprochen habe, daß er nit Freude hätte am eigenen Gesicht, hernachen aber nit müde ward, sich eines ums andere und bis ins siebente Mal von ihm conterfeyen zu lassen.

Darumb nun weyl ein idlicher dohier gemolt sein will, ist es kommen, daß Hans Holbein wenig Häußer und Wände mehr hat müssen ausmolen, womit er doch seyn Zeyt in Basel seyn Kunst begunnen hat. Des zum Zeugnis das Hauß zum Tanz gegen die Eisengassen und der Groß Rat Saal zu Basel, so er mit lieblichen und künstreichen antiquen Gemälen aus der Historia hat decoriert, itzt noch stehen. Desgleichen auch die Front und Kammern vom Hauße des Schultheißen Jakob von Hertenstein zu Luzern. Allhier zu London hot er bloß den Saal im Stahlhof, allwo die teutzschen Kaufleut und Händler Versammlung pflegen, bemolt. Und dos ist nit ohn mein Zuthun geschehen. Sölchs aber sind die Gemäl dort von ihm an den zween Wänden. Das eyn wird geheißen der Triumph des Reichtums, aber das andere der Triumph der Armut. Maßen ober dem Portal zu der Gildenhallen die Reimen gemolt sind:

„dat gold ist vater van der loest
un ist des kummers sohn:
wer's nit hat, dem ist zwak di broest,
wer's hat, kriegt angst davon."

Dise Gemäl sind mit grauen Farben erhabn uff Leinwand gemacht und sie gelten als herrlich Köstlichkeit bei jedermann, sind leider schon vom Wetter und von Feuchtigkeit wüst geschändet. Schließlich hot der Meister for den König selbsten noch die weiße Hallen, was weyland Kardinals Wolsey Burg was, aber vom König umb Hochverrats einzogen ward, mit Gemälen verziert. Do hot er den König an die Wand gemolt in einem Kleid weiß und gülden. Davor erschröckte idlicher, wer es sach. So genauw was es als der gewaltige König in persona anzuschauen.

Hernachen aber wöllte Meister Holbein nit vil mehr wissen von der Kunst Häußer und Säle auszumolen. Meinte eynmal zu mir: „Dos mag recht und gut seyn für die Walchen, wie ich es auch in Mailand, Fenedich oder Pologna geschaut habe. Aber hierzuland frißt die Feuchte alles furt und ist hinter den Farben her wie der Wulf hinter dem Lamb."

Also ist es geschehen, doß er immer mehr hat Menschen conterfet, denn große imagines gemolt. Item warn ihm vor allen Ehren die Wort am liebsten, die König Franz der Erste, Majestät von Frankreich, zu Heinrich, seynem allergnädigsten Herrn, sagte, do er ihm in Holbeins Beysein Gemäl von ihm wies: „Dos ist der allerfürtrefflichste Menschenmaler, den es seyt je gegeben hot."

Sunsten weiß ich nichts mehr über Holbein zu berichten.
Hiemit laßt mich Euch befohlen sein.

Euer williger und unterthäniger
Georg Gisze, Kaufmann zu London.

Lukas Cranach

Der Chronist schrieb das Jahr 1527 und wußte nicht viel mehr, als daß vor genau soviel Jahren der Stern über Bethlehem gestanden hatte und die Hirten und die drei Könige aus dem Morgenlande gekommen waren, das Kind der heiligen Jungfrau anzubeten, und daß der König Herodes befohlen hatte, alle menschliche Brut, die da zweijährig und darunter war, in Bethlehem zu vernichten, und daß hierauf Joseph mit der Mutter und dem Kinde auf Befehl des Engels des Herrn nach Ägyptenland geflohen war. Und es ging alle Helligkeit der Historie von diesem Jahre aus. Und was vordem geschehen war, das lag in dichter apokalyptischer Finsternis.

Da machten sich, ehe der Sommer zu Ende gegangen war, die Eltern des Doktor Martin Luther auf die Reise, ihren berühmten Sohn in Wittenberg zu besuchen. Und sie zogen aus von Mansfeld, allwo der Vater zwei Feuer- oder Schmelzöfen betrieb, in denen Eisenerze geglüht wurden. War aber ein harter, wenn auch einträglicher Beruf. Sie nahmen Fuhrwerk von Stadt zu Stadt und kamen in sieben Tagen über Köthen und Dessau und zwei Vettern und eine Schwester an die Elbe und setzten unterhalb Dessau mit der fliegenden Brücke, die bei Roßlau war, über den Fluß. Da kam ihnen der Sohn auf dem andern Ufer auf der Straße von Wittenberg nach Zerbst entgegengefahren und küßte und herzte sie. Und wie sie mit ihrem Fuhrwerk in Wittenberg ankamen,

da blies der Küster der Stadtkirche den Eltern seines gelahrten und hochberühmten Herren und Doktors zu Ehren hoch oben von der Plattform einen Choral über die Stadt, in die sie einzogen. Das war aber noch ein flaches, elendiglich Ding und hatte kaum mehr als 360 zinspflichtige hölzerne und lehmerne Häuser und sah halb russisch aus. Ein Festungsgraben, von der Elbe dürftig unter Wasser gehalten, stank um die Stadt herum. Nur das neue Schloß, das Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte erbauen lassen, der wegen der Begründung der Universität zu Wittenberg mit weiland König Salomo den Beinamen „der Weise“ teilte, zeugte nebst der benachbarten Schloßkirche für den Fortschritt der neuen Zeit. In dieser Kirche hatte der Kurfürst zum größten Teil die 5005 Reliquien geborgen, die er von einer Reise mitgebracht hatte, so er Anno 1493 ins Heilige Land unternommen. Denn er war sehr gottesfürchtig gewesen und sorgte sich sauer um sein Seelenheil und das ewige Leben nach dem Todesschweiß, bis er Lutherum fand und mit ihm seinen Herzensfrieden. Und er schlief nun hinter der Erzplatte, die Peter Vischer, der Gießer aus Nürnberg, für ihn in der Schloßkirche errichtet hatte, der Auferstehung entgegen. Statt seiner aber regierte sein Bruder Johann, den man, weil er fest an Luther hielt, den „Beständigen“ im Volke nannte, seit zwei Jahren über Wittenberg und Sachsen. Und unter den obgenannten Heiligtümern hatte sich ein Stück von dem Kreuz Christi und von der Kette des Petrus befunden, und das Praeputium unsres Herrn und die

Dornenkrone und die Nägel, mit denen man seine Hände durchbohrt hatte. Aber jetzt achtete man dessen kaum mehr, sondern hielt einzig auf die Bibel und das reine Gotteswort, wie es Luther alle Sonntage, und wenn es not tat, wie zur Zeit der Schwarmgeister und Bilderstürmer, auch alle Werkeltage von der Kanzel herab auf gut deutsch jedermann verständlich verkündete.

Nun hielt das Fuhrwerk, als es die ganze Stadt durchrumpelt hatte, am andern Ende vor dem alten Augustinerkloster, in das der Kurfürst seinen Gottesmann und Seelsorger eingepflanzt hatte, als die Zeit seiner freiwilligen Gefangenschaft auf der Wartburg erfüllt und wie eine Schale durch einen allgewaltigen Druck von innen her zerbrochen ward. Vor der Tür zum Haus und Nest der „Wittenberger Nachtigall", wie Freund Hutten den wackern Kämpen Christi gepriesen hatte, stand sein getreues Eheweib, die sich seit zwei Jahren aus der Nonne Katharina von Bora zur Frau Käthe Luther entfaltert hatte. Sie hatte sich, um den Schwiegereltern zu gefallen, nicht sonderlich aufgeputzt. Sondern stand in einer braunen Hausschürze und hielt ihren einjährigen Sohn, der noch besser kriechen als gehen konnte, an der Hand. Lehnte sich mit dem Rücken aber an die Wand. Denn sie war wieder guter Hoffnung und erwartete auf den ersten oder dritten oder ach! wohl gar vierten Advent ihr neues Kind, das, geb's Gott! eine Tochter werden sollte. Neben ihr auf dem Türsitz stand ein alter würdevoll und höchst stattlich anzuschauender Mann mit einem weißen, bald zwei

Spannen langen Bart, der in zwei schöne gelockte Spitzen auslief. Er sah den bescheidenen Bauerneltern des Doktor Martin so prächtig aus, daß sie ihn ohnbedingt für den adligen Vater ihrer adligen Schnur genommen hätten, wenn ihnen nicht bekannt gewesen wäre, daß deren beide Eltern längst schon die Reise nach dem Himmelreich angetreten hätten. Um seinen Hals glänzte eine silberne Ratsherrenkette über der schwarzen Sammetjacke. Und seine linke Hand hielt er gerne wie ein Ritter am Gürtel, als suchte er dort den Degen, den der Bürger in Wittenberg seit einem Erlaß des Kurfürsten nicht mehr in Friedenszeiten tragen durfte. Seine Stirne war wie die eines vornehmen Mannes, dem alles um ihn herum nicht nobel genug vorkommt, über der Nase gewaltsam in Falten gezogen, als hätte er damit sein Gesicht vor jedermann stolz und fest wie eine volle Geldkatze zuschließen wollen. In der rechten Hand hielt er einen Silberstift. Und ehe der dicke, rotbärtige, wüste Fuhrknecht, der den Doktor Martinus und seine Eltern und ihr Häuflein Reisehabe in einem Harzer Felleisen von Koswig herangefahren hatte, noch die Schimmel wenden konnte, war er schon auf ein Stück Pergament aufgezeichnet, das der weiße würdige Mann nebst einem Täfelchen stets in seinem Gurt stecken hatte. Und zwar so ähnlich, daß man nicht hätte sagen können, wer mehr der Fuhrknecht gewesen wäre, der einen hier auf dem Papier anfletschte, oder der, der mit dem leeren Polterwagen über die holprige Landstraße peitschenknallend heimwärts machte.

Lukas hieß der alte würdige Herr und schnellste Malersmann, der je unter Deutschen gelebt hat, nach dem Schutzpatron seiner Gilde, dem heiligen Evangelisten. Und nannte sich sonst wie die Meister in Italien nach der Heimat, die ihn geboren, dem fränkischen Städtchen Cronach, das am Main zu Füßen der Bergfeste Rosenberg im bambergischen Bistum gelegen ist. Und er war, kaum mehr als dreißig Jahre alt, Anno 1504 mit seiner jungen Ehefrau auf eine Einladung des obgenannten Kurfürsten Friedrichs des Weisen gen Wittenberg gezogen. Und zwar gegen ein Handgeld von 25 Gulden und einem jährlichen Gehalt von 100 Gulden. Und das war nicht geknausert noch gehandelt von seinem Herrn. Denn ein junger Studiosus vermochte damals gut von acht bis zehn Gulden sein Jahr in Wittenberg zu verjubilieren, ohne daß es ihm freilich zur Schmer gereicht hätte. Und Cranach dachte anfänglich, da er das armselige Nazareth an der gelben Elbe sah, nicht viel länger als vierzig Tage dort zu bleiben, wie unser Herr Jesus Christus in der Wüste weiland. Aber der Kurfürst hatte so viele Aufträge für ihn, daß unser Meister selbst, wenn er noch vier so flinke und tüchtige Hände gehabt hätte, wie er sie an den beiden hatte, mit denen er oft zum Spaß zu gleicher Zeit malte und zeichnete, nicht vor zehen Jahren mit allem fertig geworden wäre und sein Monogramm LC oder das kursächsische Hofwappen oder sein eigen seltsam Insignium, die schwarze Schlange mit den Fledermausflügeln, unten an den Rand

zum Zeichen der Vollendung hätte setzen können. Denn für alle die abertausend Reliquien gab es damals noch immerzu neue Altäre zu bauen und auszumalen: Kleine einfache Bildwände über irgendeinem Nebenaltar, auf denen die Madonna oder die Anbetung des Kreuzes oder das Martyrium der heiligen, aufs Rad geflochtenen und dann enthaupteten Katharina oder die vierzehn Nothelfer von Vitus mit dem Hahn bis Blasius mit der Kerze aufzumalen waren. Und große Hochaltarbildwerke, die ihre bunten Flügel auseinanderspannen konnten und dann rechts und links noch ein paar Heilige oder Märtyrer sehen ließen.

Und auch unter dem Kurfürsten Johann, der die Reliquien weniger als das schlichte Gotteswort und ein fröhliches Leben und einen frischen Umtrunk achtete, gab es noch vielerlei für unsern Meister darzustellen und nachzumalen so: Eber- und Hirschjagden und Lanzenturniere, auf die alle der Hofmaler seinem Kurfürsten immer wie ein lebendiger Photographenkasten nachfolgen mußte. Oder Fürsten und Hofdamen und Prinzessinnen sowie Markgrafen und Herzöge, die in Wittenberg einkehrten, und den Kurprinzen und späteren Kurfürsten Johann Friedrich, den ältesten Sohn seines lebensfrohen Herren, der drei Narren an dem Maler gefressen und ihn noch mehr lieb hatte als die beiden Kurfürsten vor ihm und schier unzertrennlich von ihm war. Und da unserm Meister Cranach gerade das Bildnismalen besonders in den Fingern jückte, wiewohl er stets alles malen konnte, was

er sah, so hing er sich an jenem Spätnachmittag, da des Doktor Martini Eltern zu Besuch ankamen, gleich an seinen guten Freund Luther mit der Bitte, die beiden Alten konterfeien zu dürfen. Denn sie hatten ausgesprochene und vom Leben hart zugerichtete Gesichter, die jeden Pinsel und Malstift reizen mußten.

Aber den zwoen alten Leuten war das erst gar nicht recht und hielten es für Teufelswerk, einen noch einmal hinzumachen, und wenn's auch nur mit Farbe wäre. Und vollends als der Meister Cranach ihnen zur Probe den rohen Fuhrknecht vorwies, den er eben leibhaftig auf sein Blatt gestohlen hatte und sie dabei fragte, ob das nicht einen rechten, roten, tückischen Judas Ischarioth abgeben könnte. Da entsetzten sie sich über die Maßen und hätten sich beinahe bekreuzigt, wenn das ihr Herr Sohn nicht abgeschafft hätte, und verwunderten sich ein Loch in den Kopf, daß der Teufel nicht spornstreichs den ehrwürdigen weißen Zauberer vor ihnen verschlänge und in die Hölle holte. Aber ihr studierter Sohn redete ihnen gut zu. Denn der Doktor Martin war nicht nur klug, sondern auch schlau. Und dachte schnell bei sich mit einem stummen Seitenblick auf sein resolut männlich Weib: „Es ist am End nit schlecht, wenn sie ein paar Stunden über Tag anderswo sich zu schaffen machen müssen, und wenn's auch nur im Sichbegaffenlassen bestände!“ Und er holte und zeigte ihnen die Stiche und Holzschnitte und Bilder, die der Meister von ihm mit und ohne Wartburgbart, in der Mönchskutte wie im Predigerrock verfertigt hatte.

Und da mußten sie in ihrem Elternstolz einander anlächeln, was auf ihren harten Gesichtern so sonderbar aussah, wie sich etwa ein Weinen am spanischen Hof des römisch-deutschen Kaisers Karl des Fünften ausgenommen hätte. Und des andern Morgens in der Frühe schon machten sie sich auf. Denn Meister Cranach hatte gemeint, daß hier im schwarzen Kloster durch die dicken Butzenscheiben das Licht nicht hell genug fiele. Und sie gingen über die lange staubige Sandstraße an den kleinen Fachwerkhäuschen vorbei, aus denen der Holzfeuerrauch in Kringeln in die frische Morgenluft kräuselte. Bis zu dem prächtigen Eckhaus am Markt, das zwei Stockwerke höher als alle andern Häuser ringsum in den Himmel schaute, gleich der Tiara des Papstes, die alle weltlichen Kronen überragt hatte, ehe ihr Doktor Luther sie ihm vom Haupte geschlagen.

Da in dem stattlichen hohen Haus am Markt betrieb Meister Lukas Cranach seine Apotheke, seine Gewürzkrämerei, seine Buchdruckerei, seine Stadtkämmerei und seine Malerei. Und er hätte selbst nicht zu sagen gewußt, wovon er am wenigsten unter dem allen verstanden hätte. Nun wurden die beiden Alten, denen bänglich zumute war wie einem, der zum erstenmal in die Erde hinunterfahren soll, freundlich von der faßdicken Cranachschen Ehefrau Barbara, der Tochter von Jodokus Brengbier aus Gotha, in Empfang genommen. Und sie geleitete die Eltern ihres Gevatters, des hochverehrten Doktor Martini, die Stiege hinauf bis zum zweiten Stock, wo des Meister Lukas

Kunstwerkstatt war. Da prallten die beiden alten Leute auf dem Treppenansatz entsetzt zurück. Denn ein leibhaftiger Löwe, wie man sie sonsten nur einmal im Jahre auf großen Messen hinter dicken Stangen zu sehen bekommt, brummte ihnen in voller Freiheit von der Wand entgegen. Aber Frau Barbara beruhigte sie und zeigte ihnen den heiligen Hieronymus, der hinter dem garstigen Untier vor einem Kruzifix kniete. Und sie besannen sich langsam darauf, daß alles nicht wahr und bloß gemalt sei. Und legten heimlich noch ängstlich ihre Hände dem Löwen ins Maul und waren baß verwundert, daß er nicht doch noch zuschnappte. Aber die Vögel da draußen waren ebenso gescheit wie sie mit ihrem Menschenverstand und wurden in gleicher Weise nasgeführt. Denn sie flogen ab und zu vom Markt aus durch das offene Fenster ins Treppenhaus herein und wollten sich auf die Zweige der Bäume setzen, die um das Kruzifix und den Heiligen emporwuchsen. Und dann schwirrten sie laut und entrüstet wie Betrogene, die den Schwindel merken, aufschreiend wieder ins Freie zu den wirklichen Bäumen hinaus.

Als aber unsere beiden Alten nun erst durch die Glastüre in die hohe Werkstatt des Meisters Cranach traten, da ward es ihnen denn doch zu bunt. Und hätten ihren Maler nicht vor all seinen Geschöpfen, die rings herumhingen, erkannt, wenn er ihnen nicht mit beiden lebendigen Händen entgegengekommen wäre. Und sie saßen mucksstill, wo der Meister sie hinpostierte, und wagten nicht

links und nicht rechts zu schauen, aus Furcht, irgendeinen regierenden Herren, der stumm mit ihnen das Zimmer teilte, anzustoßen. Und kamen sich über die Maßen ärmlich und erbärmlich vor mit ihrer schlichten Bauerntracht in der vornehmen, mit Halsketten und Haarnetzen und Schleiern und Baretten und kostbaren güldenen Ringen an allen Fingergelenken geschmückten Gesellschaft, die Meister Lukas jüngsthin in Wittenberg gemalt hatte, und die nur an den Wänden noch auf ihre Rahmen warteten.

Im Hintergrunde der Werkstatt arbeitete indes des Cranach ältester Sohn, der wie Luthers Erster Johann oder im Hause Hans hieß und eben in die zwanzig ging, an dem Bildnis eines nackten Frauenmenschs. Und darob wunderte sich Luthers fromme Mutter Margaretha insbesondere, daß so viele nackte Gestalten an den Wänden zu sehen waren. Und meinte bei sich, es haben doch nur einmal Adam und Eva gelebt, und auch diese solcher nackten Tieresgestalt nur kurze Zeit im Paradiese, bis sie sich schämeten. Und sie konnte nicht begreifen, daß die vielen Weibsbilder hier an den Wänden so ohne Zwang nur mit ein paar Schmuckstücken angetan herumstanden und sich drehten und sich zeigten. Etzliche hielten sich zwar lächelnd einen Schleier vor, aber der war so gut wie nichts nütze. Sie selbst aber kannte daheim ihren finstern Hühnerstall inwendig besser als ihren eigenen Körper auswendig. Und sie konnte nicht begreifen, daß der Meister Cranach duldete, daß sein langer Sohn sich noch damit abgab, solche häßlichen schamlosen Frauens-

menschen aufzumalen. Und wußte nicht, was für eine große Kunst das war, und wie es bei der zunehmenden Heiligkeit in Wittenberg immer schwerer wurde, Fräuleins oder Hofdamen dafür zu gewinnen, Figur zu stehen, so daß oft schon des Meister Lukas kleine drei Töchter, Ursula, Barbara und Anna dabei aushelfen mußten.

Und sie tat auch in ihren Gedanken des Meisters Ältestem unrecht, daß sie ihn für einen Bruder Leichtfuß nahm. Denn Hans Cranach wurde ein überaus tüchtiger Maler, bis er, eben dreißig alt, fast zwanzig Jahre vor dem Vater in Bologna am italiänischen Fieber starb. Und es hat sogar Kunstgelehrte gegeben, die klug geredet haben, daß die besten Bilder des Vaters Cranach von seinem Sohne Hans gemalt worden, und gleich als wie in der Bibel Davids Söhne viel größer als der Vater gewesen seien. Das ist aber eitel ins Ungewisse hinausgesprochen und heißt Flöhe sieben. Denn was die beiden Jungen und auch die Gesellen, darunter sie einen nach Cranachs großem Zeitgenossen den Pseudo-Grünewald nennen, gekonnt haben, das haben sie vom alten Meister Lukas gelernt, und in ihren besten Bildern ist er selber mit darin. Und alles, was gut ist, kommt von ihm und hört auf seinen Namen. Und so soll es auch nach seinem Tode bleiben, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen ist. Und wer nicht dabeigewesen ist, der kann hernachen wie der Apostel Thomas an allem zweifeln.

Um die Zeit nun, da der Meister Cranach des Doktor Luthers Eltern malte, war sein jüngster Sohn, der nach

ihm Lukas hieß und späterhin halb so berühmt wie der Vater wurde, grade elf Jahre alt. Und er mußte dem Vater schon zur Hand gehen in der Werkstatt und Farben reiben oder mischen. Und da der Vater eine Pause machte und seinem Ältesten bei dem Hals seiner Lukrezia half und bei den Armen — denn das war das schwerste! — so vertrieb sich der junge Lukas die Langeweile damit, daß er ein Stück Wildbret, das sein Vater gestern frisch für den Junker Kurprinzen Johann Friedrich gemalt, der seinen Jokus an derlei Dingen hatte, den wackern Eltern des würdigen Doktor Luther zum Frühstück anbot. Und die ehrsame Mutter Margaretha wollte gerade schon ein Häppchen zulangen. Aber der pfiffigere Alte hatte den Wind von solchen Späßen gekriegt. Und ehe sein guter Haussegen sich noch zum Gespött gemacht, besann er sich hurtig auf die strenge Vaterzucht, die er dereinst seinem eigenen Sohne mit dem spanischeu Rohr hatte angedeihen lassen, und schlug dem Malefizbuben ein gut gewachsen Maulschell herunter. Des mußte der Meister Cranach aus vollem Herzen lachen und malte dem Alten flugs den Mund noch eins so fest zugekniffen und das linke Auge so ungemütlich klein, wie er es soeben in der Wut ihm abgesehen hatte.

Und also ward er alsdann mit den beiden alten Leuten fertig und bekam sie so getreu heraus, wie sie noch heutigen Tages in der Wartburg an der Wand hängen, daß man mit ihnen sprechen möchte, trotzdem sie kaum drei Jahre darauf, da sie gemalt wurden, schon in das evangelische Himmelreich gefahren sind. Und Lukas Cranach

der Meister hat noch vielerlei Köpfe und Dinge verewigt und vor der Vergänglichkeit gerettet und noch manchen Mann und manches Jüngferlein mit anmutig gedrehtem Halse — so man nach ihm den „Cranach-Hals" genannt hat — als teutsche Nacktheit aufgemalt. Und alles echt nach der Natur und voll innerer Wahrhaftigkeit, wie es einem Freunde Luthers geziemte. Und gleich ihm hielt er sich treu deutsch an seinen Landesherren und folgte ihm, dem späteren Kurfürsten Johann Friedrich, den sie ob seiner edlen Gesinnung „den Großmütigen" nennen, selbst in die Gefangenschaft. Und er ließ, fünfundsiebenzigjährig, Wittenberg, das ihn schließlich sogar zum Bürgermeister gemacht hatte, im Stich, um dem besiegten und gedemütigten Kurfürsten die Haft zu erleichtern, indem er ihm allerlei Konterfakturen und Bildwerke vormalte. Bis dann der Tag der Erlösung kam, und der alte Maler und treue Eckart an der Seite seines stückweise wieder in seine sächsischen Lande eingesetzten Kurfürsten in sein altes Nest Wittenberg einzog. Und da Cranach nun nichts weiteres erhoffen mußte und auch mehr Bilder gemalt hatte als jeder andere teutsche Meister, starb er das Jahr darauf in Weimar. Er wollte noch den Tod selber aufmalen, als der an sein Bette trat, wie er es in seinem berühmten Bild von der „ars moriendi" getan hatte. Aber der Knochenmann nahm ihm den Pinsel fort und zerbrach ihn und sagte: „Dürer ist gestorben und Hannes Holbein und Mathias Grünewald. Und nun hast auch du ausgemalt, alter Lukas. Jetzt kann es keiner mehr in Deutschland!'.

Winckelmann

(Carl Justi voll Ehrfurcht dargebracht)

Die Natur macht Sprünge. Ließ sie da im Jahre 1717 nach der Geburt des von einem Drittel etwa der heutigen Menschheit als Gottessohn verehrten Jesu Christi, oder besser gerechnet im Jahre 2493 nach der ersten Olympiade, von der die Griechen ihre Zeit zählten, statt in Arkadien in dem jämmerlichen Städtchen Stendal in der altmärkischen Wüste einen griechischen Genius in diese Welt kommen. Und zwar noch dazu als Sohn eines rechtschaffenen biederen Schuhmachermeisters und einer lutherisch stockfrommen und mit viel Ehr und Tugend begabten brandenburgischen Jungfer: Ein Scherz, den sie, die auch unter dem unerklärlichen Namen „die Vorsehung" verehrt wird, etwa hundert Jahre später, wenn auch etwas weniger zugespitzt und schroff, bei dem mecklenburgischen Pastorssohn und Krämerlehrling Heinrich Schliemann, dem Ausgraber Iliums, wiederholt hat. Winckelmann, der Stendaler Schusterssohn, verbrachte somit seine Kindheit, den grauen Anfang seines farbigen, beleuchteten Lebens, in einer ärmlichen mit Stroh gedeckten Hütte, in der Werkstatt, Küche und Schlafgemach eine elende unsaubere Dreieinigkeit bildeten. Pfriem, Hammer, Leisten, Nägel und Schuhzwecken waren das Spielzeug seiner kindlichen Hände, derselben, die später das muschelzarte Innere von kostbaren alten Intaglien, oder das erhabene Geäder schöner römischer Kameen

abfühlten, oder den ausgegrabenen marmornen Körper einer Niobide betasteten oder die schlanken stolzen Beine des Apollo von Belvedere und die angst und schmerzvoll zurückweichende linke Seite des umwundenen Laokoons, die zu dem Schönsten gehört, was die bildende Kunst hervorgebracht hat. Zwischen Leder und übelriechenden Häuten keimte das Kind auf, das als Mann wiegenden Schritts unter den Zypressen und immergrünen Kugelbüschen im Garten der Villa Albani abends zu lustwandeln pflegte und schönheitsgierig den herben Duft der Lorbeer- und Zitronenbäume einsog. Zwischen griesgrämigen, kleinlichen und nüchternen Menschen, deren Seele sich ein Genüge daran tat, allsonntags in die Kirche zu gehen, und deren Geistigkeit kaum ein paar Ar umfaßte und höchstens bis Magdeburg oder Berlin reichte, wuchs er langsam über ein Meter hoch, der nämliche, der, als er es zur stattlichen Höhe von fast zwei Metern gebracht hatte, mit Kardinälen speiste, und mit den ersten Künstlern und Köpfen und den reichsten geistigen Latifundenbesitzern seiner Zeit verkehrte.

Früheren wäre es wohl als ein Wunder erschienen, was diesen im engen Lichtkreis der Schusterkugel und einer streng protestantischen Dorfschule erzogenen Knaben und Kurrendeschüler, der in der Kirche im Kirchenchor und an Feiertagen und Begräbnissen über die Straßen lateinische Lieder mitsang, aus diesem Jammer gerissen hat und als Freund eines der mächtigsten katholischen Kirchenfürsten sterben ließ! Und es war doch nichts anderes wie sein

ingenium oder sein Dämon, wie die geliebten Griechen es nannten, was ihn wie auf himmlischen Schwingen aus der barbarischen Umgebung häßlicher Menschen und den alltäglichen Sorgen einer platten unfrohen Welt über die Alpen und in den Süden trug. Die biedern Eltern, die nichts Höheres von einem Beruf sich wußten als das Pfarramt, hatten zunächst nur kopfschüttelnd darin gewilligt, daß ihr einziges geliebtes Söhnlein Johann Joachim gleich Doktor Martin Luther und seinem Bruder in Paulo Melanchthon das Studium der Gottesgelahrtheit betreibe. So sehen wir den Entdecker von Hellas, den neuen Oberpriester der Götter Griechenlands, auf der Universität zunächst im Erlernen der hebräischen Sprache befangen und über den Pentateuch gebeugt und mit Hallischen Pietisten in Streitigkeiten wegen der Auslegung der „Exegese" von Stellen aus dem Buch Hiob oder aus dem Gebet Asarjas geraten: Wie er später bei der Deutung von Sarkophagen und Reliefbildern oder der Erklärung von Statuen, Vasen- und antiken Wandgemälden, der aldobrandinischen Hochzeit oder des Delphinenritts Arions oder eines tanzenden Frauenreigens, mit wetteifernden Archäologen in Fehde kam. Paulus Gerhardt, der frommste Lutheraner und bibelfeste Diakon von Lübben, war der Lieblingsdichter des Jünglings Winckelmann, der als Mann einzig Homer und alle andern Poeten nur als Halbgötter neben ihm verehrte. Und dieselben beiden Ohren, die sich einst an den Versen:

„Heb auf Dein Haupt, schau überall,
Hier unten und dort oben,

Wie Gottes Sorg auf jeden Fall
Für Dich sich hat erhoben!“

gelabt hatten, wurden später nicht müde, sich immer wieder die wiegenden Rhythmen Joniens vorzusprechen:

„βῆ δ’ ἀκέων παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης.“

Welch einen weiten und krummen Umweg hat jener erste germanische Grieche, der Doris und Deutschland vermählte und diese berühmte glückliche Ehe einsegnete, zu seinem Ziele machen müssen! Den Pietismus und seine schlechte Schweißluft, wie sie um die Franckeschen Anlagen zu Halle noch heute weht, völlig leid geworden, beschloß er, das theologische Steckenpferd mit dem sogenannten philosophischen oder philologischen zu vertauschen. So fristete, fror und hungerte sich denn der dürre Studiosus der Philologie durch eine Reihe von Semestern lernwütig wie Faustens Famulus und schrieb sich als ein stoischer Philosoph in der Dachkammer alle möglichen Bücher aus, die ihn reizten, und die er sich bloß leihen und nicht kaufen konnte. Es fällt auf bei diesem Proletariersohn, daß er als Student, ja schon als Schüler, da er die Ernährung seiner Eltern auf seine zarten Schultern nahm, etwas Grandseigneuriales in seinem Wesen bekundete, was ihn späterhin in Rom den Umgang mit Päpsten und Papstprätendenten zu etwas für ihn gradezu Selbstverständlichem machte. Selbst die damals übliche Kavalierreise, die der vornehme junge Herr zur Ausbildung seiner Anlagen und Kenntnisse unternahm,

leistete sich der Schustersprößling zwischen seinen wilden und etwas planlos gewordenen Studien. Wie er denn überhaupt die vortreffliche Gabe hatte, aus einem Groschen mehr machen zu können als irgend ein dummer reicher Kerl nicht aus drei Speziestalern, und späterhin ebenso liebenswürdig und unlinkisch und leicht aufzutreten und sich in der Gesellschaft zu bewegen wußte, wie dies einem, der gleich ihm aus der Tiefe unseres Volks kam, wir denken an den Maurerssohn Friedrich Hebbel, schwer und schlecht gelingen wollte. Mag sein, daß Winckelmann übrigens außer durch sein Naturell hierbei auch durch sein freies Jahrhundert gestützt wurde, das einen geistreichen Mann nicht gleich nach seinen Ahnen zu fragen pflegte und einen Casanova oder Cagliostro wie die Buben beim Kartenspiel zwischen Könige und Fürstinnen mischte.

Etwas abenteuerlich gestaltet sich das Leben unseres gelehrten Helden um diese Wendezeit, da er der fünf Jahre eines harten Martyriums als märkischer Schulrektor und sechs eines milden Martyriums als Bibliothekar und Mitarbeiter an einer deutschen Reichshistorie wie Wüsten hinter sich liegen hatte, zu Dresden mit dem sächsischen Fürstenhof in Verbindung kam. Das Haus Wettin, das einstmals Luther beschützt hatte, nahm nun anch diesen verirrten Deutschen, der so fest an die Griechen glaubte und sie predigte, wie jener es einst mit der Bibel tat, in seine mächtige Obhut. Freilich unter ganz andern Bedingungen, die fast wie eine Parodie auf Friedrich des Weisen kühne Wartburgtat wirken. Denn die Nachfolger dieses ge-

fürsteten Lutheraners waren um Polens willen, das sie in Personalunion mitbeherrschen wollten, zum Katholizismus zurückgekehrt. Und Winckelmann wagte den gleichen Schritt, ohne übrigens dadurch den geringsten Schaden an seiner Seele zu nehmen. Er mochte ähnlich wie Henri quatre denken: „Rome vaut bien une messe!" und hat sicherlich im Schatten der Bildsäulen und Obelisken am Tiber später oft ironisch sardonisch, wie die verehrten Alten dies nannten, gelacht, wenn er von dem frommen Gezeter hörte, das die bornierten Pfaffen der Erzdiözese Magdeburg über diesen Abtrünnigen vom Evangelio anstimmten. Bemerkenswert ist es, daß den noch schwankenden, der als gründlich geborener Heide, wie Goethe, einer seiner Jünger, mit Freuden feststellt, keinen Geschmack weder am Abendmahl noch an der Kommunion finden wollte, erst die öffentliche Straf- und Bußpredigt eines solchen rechtgläubigen protestantischen Pfarrers, der ihn von der Kanzel als verlorenes Schäflein zur Herde zurückrief, ins katholische Lager drängte.

So sah er sich denn endlich mit achtunddreißig Jahren als Pensionär des sächsischen Kurfürstenhofes in Rom angelangt: In dem behaglichen, etwas verschlafenen, noch sorglos müßig und vornehm dahinlebenden Rokoko-Rom des guten alten Papstes Benedikt des vierzehnten, das man nur noch mit Wehmut auf Kupferstichen und Veduten in Antiquitätenläden findet. Er, der lange junge Jahre damit verpatzt hatte, grindköpfigen Schulkindern das ABC oder die Deklinationen von mensa bis dies

einzutrichtern, war nun auf einmal ein gern gesehener Besuch in den römischen Ateliers deutscher und nordischer Künstler. Und bald schon wurde er auch ein geschätzter Fürstenfremdenführer durch Rom und die Campagna. Hatte er einst Monate damit vertrödelt, Bücher Cameralia betreffend von A bis Z zu registrieren, bis ihm der Staub in den Lungen kitzelte, so strich er jetzt stunden- und tagelang mit lebendigen Freunden durch die Statuenhöfe des Vatikans und des Kapitols. Oder er focht bei Kaffee oder Genzanowein mit Malern oder Bildhauern wilde, niemals beendigte Kämpfe über die Kunst der Alten und der Neueren aus, wobei er wie ein Sturmbock wider alles Moderne anrannte, was nicht wie Freund Mengs der Hegemonie des griechischen Geschmacks huldigte.

Denn für Winckelmann gab es nichts außer der heiligen hellenischen Kunst der Antike! Sie war der alleinige Gott, dem er wie Moses seinem Jahwe diente. Und alles andere neben ihr war Abgötterei und falscher Götzendienst. Donatello kannte oder sah er einfach nicht. Michelangelo nannte er übertrieben, roh und ohne rechte Anmut. Bernini, dem die von ihm stets gepriesene Grazie nicht einmal im Traum erschienen sei, wurde schließlich fast zum Schimpfnamen in seinem Munde. Einzig Rafael, soweit er sich an den Alten geschult hatte, ließ er von den Neueren gelten. Von der Malerei des Mittelalters verstand er so wenig wie Goethe, und die Plastik dieser Zeit erschien ihm als eine Sammlung von Fratzen und Monstruositäten. Die ganze Gotik war ihm ein wüster Wald, aus dem er

schlechterdings keinen Weg fand, und in dem er nicht das geringste Sehenswürdige entdeckte. Entsetzt floh er die verschlungene Geburtsstätte der deutschen Sagen und Märchen, und er wollte gleich Friedrich dem Großen nichts von den Nibelungen, noch von Tristan und Isolde Weißhand, noch von Parzifal, Gudrun, Gawan oder Herzeloide wissen. Die gerade Linie, die maßvolle Kontur der Griechen und ihre „edle Einfalt und stille Größe', die er, wie der Apostel Johannes die Liebe, nicht müde ward zu lehren, galt ihm als höchstes und einziges Gesetz und Muster in der Ästhetik. Und der Hauptsatz und Glaubensartikel seines Bekenntnisses zum Schönen lautet: „Der alleinige Weg für uns, groß zu werden, ist die Nachahmung der Alten." Diese hitzige Liebe für die Kunst von Hellas und dessen reine ungebrochene Formen ging so in sein Fleisch und Blut über, war derart materiell in ihm geworden, daß er bei seiner schließlichen versuchten Heimreise nach Deutschland geradezu physische Übelkeiten bekam, als er in Tirol die ersten spitzen Dächer und Kirchen wiedersah, die sich ihm wie Dolche schmerzhaft in die Augen bohrten: Ein Beweis, nebenbei gesagt, für die Übereinstimmung oder besser für die Einheit der weiland selig getrennten Körper und Geist.

Man kann sich hiernach denken, daß die liebste Beschäftigung unsers Winckelmann die war, Ausgrabungen in dem vom Humus der Vergangenheiten schweren Boden Roms, oder in den eben entdeckten, nur scheintot gewesenen campanischen Städtchen Herculanum und Pompeji bei-

zuwohnen. Ein erhabener Genuß, dem nur noch das edle geistige Vergnügen gleichkam, die gefundenen Bildwerke neu aufzustellen, zu gruppieren und ihnen einen würdigen natürlichen oder künstlichen Rahmen zu geben, wie er dies in der Villa seines gleich ihm in das Altertum verliebten geistlichen Mäcens, des Kardinals Albani, vollführt hat. Er ersetzte diesem fast erblindeten Fürsten, der den Sammelnarren im Nacken hatte, Augen und häufig auch Geschmack, wofür dieser ihn an seinem Taschengeld und an seinem mächtigen Palast an den Quattro Fontane teilnehmen ließ. Hier verbrachte unser erster größter Archäologe die letzten schönsten Jahre seines Lebens. Hier schrieb er zwischen Vasen, Statuen, Gemmen und allerhand Antikaglien sein Hauptwerk, die Geschichte der Kunst des Altertums, in leichtem bildlich sinnlichem Deutsch nieder. Er okulierte unserer Kunst damit jenes griechische Reiß, das bei der untertänigsten Ehrfurcht, die wir vor allem Fremden empfinden, gleich stark ansetzte und dann in unsern beiden großen Klassikern am herrlichsten ausschlug. Kein Denker hat je einen so starken Einfluß auf unsere ganze Kunst ausgeübt als dieser heute fast schon vergessene Schuhflickersohn aus Stendal, der das Land der Griechen mit der Seele suchte und fand. Ohne ihn würde unsere Literaturgeschichte anders aussehen. Er ist eigentlich erst der Vater der wahren deutschen Renaissance. Denn was wir im sechzehnten nnd siebzehnten Jahrhundert so heißen, das ward uns aus Welschland über die Alpen als italienische Ausfuhr importiert, oder gelangte, wie zu Opitzens

Zeiten, auf dem Umweg über Paris ins Volk der Teutschen. Winckelmann verband uns gleichsam direkt mit Attika und schob jeden andern Mittler zwischen uns und der Antike fort. Wohlbemerkt gründete er freilich sein ästhetisches Gebäude nur zu einem kleinen Teil auf die Schätze Griechenlands selbst, die uns heutige erfreuen und erheben, sondern auf eine Reihe von italischen Standbildern, die größtenteils geäzt oder gebimst oder schlecht restauriert worden waren, und sich fast alle bloß als Kopien hellenischer Kunstwerke aus der römischen Kaiserzeit erwiesen haben.

Daher wir denn in den fast hundertfünfzig Jahren, die uns jetzt von ihm trennen, unter neuen Lehrmeistern zum Gräzismus wie Jakob Burkhardt und Nietzsche ganz anders über die Griechen haben denken müssen. Noch immer ist uns ihre Blüte im Meere der Zeit die Insel Idealien, nach der sich ein jeder noch aus dem Nebel und dem häßlichen Chaos unserer Tage mit Winckelmannscher Inbrunst sehnen kann. Aber wir sehen jetzt Hellas und seine Kunst in ihrem Ursprung, ihrem kurzen Blühen und ihrem schnellen Welken viel genauer, kälter und klarer als der von der ewigen Schönheit träumende arme Brandenburger, für den die Stadt Athenes noch in schmeichelnden Schleiern lag, und der eitel Harmonien wähnte unter der Sonne Homers. Namentlich Nietzsche hat, von der Tragödie, nicht von der Skulptur der Hellenen ausgehend, uns die stillen Griechen als ein Volk voll Neurasthenie, Schicksalsfurcht und Aberglauben offenbart, das sich totkrank seine Philosophie als zu späte Medizin erfand. Winckelmann

mochte wohl noch wie Schiller, sein Bruder im Idealismus, glauben, daß zu der Zeit, da die Götter menschlicher noch waren, die Menschen göttlicher gewesen seien. So hat er sich sein fünfzigjähriges Leben lang immer nach seiner würdigen Freunden gesehnt, ohne daß er je einen Gefährten gefunden hätte, der ein volles Verständnis für seine nach Schönheit und Liebe lechzende Seele gehabt. Hieraus ist auch die sonderbare Unruhe zu erklären, die diesen für die gesetzte Stille begeisterten, appolinisch gesinnten Menschen gegen seinen Willen herumtrieb. Er war, ich scheue mich fast, dieses heutzutage roh und vulgär gewordene Wort für jenen ziselierten Menschen zu gebrauchen, dessen scheues, etwas gesenktes, gleichsam in sich zurückfliehendes Antlitz dem Kopf einer Edelgemse ähnlich sieht, ganz und gar homosexuell. Was man freilich bei der großen Bedeutung, von der es für seine ganze Lehre vom Schönen ist, nicht völlig verschweigen darf. Es mag sein, daß ein ihm sicherlich völlig unbewußter Niederschlag dieser seiner Eigentümlichkeit ihn selbst in die Schlinge des Todes gebracht hat.

Er ist gestorben zu Triest an einem heißen Sommermorgen des Jahres 1768, genau um die nämliche Zeit, da uns Goethe fast an den Folgen einer unsinnigen Jugend als Leipziger Studiosus zugrunde gegangen wäre. Er hatte seine letzte versuchte und verunglückte Reise nach Deutschland in München abgebrochen und suchte über Wien und Venedig nach dem geliebten Rom zurückzueilen, von unerträglichstem Heimweh darnach geplagt. In der

ersten Stadt, wo er wieder italienisch reden hörte, was er längst besser als deutsch sprach und verstand, rastete er atemschöpfend. Bei der Erkundigung nach einer Schiffüberfahrt nach Venedig hing sich ein florentinischer Hochstapler an ihn, der soeben drei Jahre im Eisenstockhaus zu Wien wegen gemeinen Diebstahls durchgemacht hatte. Acht Tage, die letzten seines Lebens — o Jammer! — verbrachte der Freund Platos und Phidias', froh, wieder einen Welschen um sich zu haben, in der Gesellschaft dieses Bagnosträflings, der in einer engen finstern Kammer neben seinem Gasthauszimmer in der Hafenstadt logierte. Winckelmann zeigte ihm im Verlauf dieser Zeit unter anderem ein paar goldene Schaumünzen, die er von der Kaiserin Maria Theresia, die ihn vor ein paar Wochen noch in Einzelaudienz empfangen und als Stolz der deutschen Nation geehrt hatte, zum Geschenk empfangen. Hierdurch wild gemacht, beschloß der niedrige Kerl den dummen, offenherzigen Fremdling in seinem Zimmer, in dem ihn Winckelmann ruhig wie seinen Amanuensis ein- und ausgehen ließ, zu ermorden. Er vollführte die Tat hinterlistig, während jener ihm mit dem Rücken zugekehrt am offenen Fenster saß und schrieb und mit ihm vom Wetter plauderte, indem er dem Gelehrten einen Strick um den Hals warf, ihn erdrosselte und mit einem Schlachtmesser erstach. So starb Winckelmann erwürgt und gemetzelt einen gleichen Tod wie der heimkehrende Herrscher von Mykenä, der Atride Agamemnon, an den er sicherlich manchen römischen Morgen, wenn er sich vor dem heite-

ren Tagewerk das frisch gefältete Hemd über den Kopf stülpte, lächelnd gedacht haben mag. Er hatte noch vor dem letzten Atem die Kraft, seinen Mörder anzugeben, den man hernach um die gleiche Stunde der Untat und vor dem Fenster, hinter dem das Greuliche geschehen war, aufs Rad geflochten hat. Auch vermochte er noch seine Beichte und sein Testament zu machen. Der biedere Kapuziner, der ihn absolvierte, reichte ihm, dem zeitlebens der leidende Laokoon mehr bedeutet hatte als alle Darstellungen des Gekreuzigten, noch das Sakrament auf den Weg zur Läuterung und Vollendung in Christo. Aber er schmeckte es nicht mehr und seinen Trost. Er war bereits jenseits des Styx, über den ihn Charon wegen seiner Verdienste um die griechische Götterwelt ohne Fährgeld gesetzt hatte, und schiffte sich in der ewigen Bläue, die über Elysion steht, nach den Inseln der Seligen ein.

Karl Stauffer-Bern

(Otto Brahm und Wilhelm Schäfer, seinen Aposteln, zugeeignet)

Diese Worte Worte Worte sind geschrieben worden im Narrenhaus von San Bonifazio in Florenz anno diaboli 1890 von Carlo Stauffer-Bern, Bildhauer und Maler a. D. a. D. a. D.

Ihr Menschen, was habe ich euch getan, was in aller Welt habe ich euch getan, daß ihr mich so quälen könnt? Ich habe eine Frau mir geraubt, sagte der Untersuchungsrichter in Rom, ehe man mich dort in die Carceri nuovi warf. Den neuen Kerker! Wie muß erst der alte gewesen sein gegen diesen Superlativ an Schmutz, Nässe und Finsternis. „Eine Frau mir geraubt! Was haben Sie anders getan, wenn Sie verheiratet sind?" schrie ich ihn an. „Hat nicht Ihr erlauchter Ahnherr, der Spitzbube und Brudermörder Romulus, ein ganzes Volk von Frauen in den Sabinerinnen geraubt? Ein schwaches Bild von Poussin übrigens: Antike mit zahmer christlicher Sauce. Ist er darum eingesperrt worden? Hat man ihn nicht deshalb mit als Halbgott „Quirinus" verehrt, nach dem sich jeder bessere Bourgeois in Rom Quirite nannte? Soviel weiß selbst ich doch noch, der ich nur bis zur dritten Klasse im Gymnasium gekommen bin."

Was flüstern Sie, Herr Untersuchungsrichter? Sprechen Sie Ihre Infamie ruhig laut aus! Sie wird nicht besser,

nur hundsgemeiner, wenn Sie sie bloß leise zu sagen wagen. Ich soll „eine Geisteskranke vergewaltigt haben", so heißt doch die brutale Sprache des Rechts, auf die ihr euch etwas zugute tut. Ein liebender Mensch ist immer geisteskrank, wissen Sie das wieder nicht? Ich bitte Sie, Sappho, Maria Stuart, Katharina von Rußland, oder wenn Ihnen das zu weit ist, Julia von Verona als Zeugen zu laden. Ich will von sachverständigen Leuten, nicht von Regeldetrinaturen abgeurteilt werden. Mein Fall ist verwickelt. Ich bin kein gewöhnlicher Bandit, Kaliber Abruzzen. Ich verlange mindestens einen Lombroso, meine Diagnose zu stellen und mich zwischen Genie und Wahnsinn aufzuteilen. Ich bin nicht aus Graubünden, verstehen Sie mich, von „der hohen Schule der Spitzbuben", wie Schiller, der altmodische Dichter des Tell, diesen Kanton verherrlicht hat. Wiewohl wir Schweizer alle etwas Graubündnerisches an uns haben, darin hat unser großer Sänger recht.

Ich will ruhig sein, ruhig werden. Das predigt man mir schon seit vier Monaten, glaube ich, vor. Erst mit Einkerkerung, mit Ketten und Sträflingskost, und nun mit kalten Eimergüssen, Hungerkuren und der Zwangsjacke. Versuche ich mein sonderbares geschwindes dreiunddreißigjähriges Dasein als Mensch und aufrechtgehende Bestie hier zu federzeichnen! Der Hintergrund für die Kinderzeit ist gegeben: Die mächtigen schneeweißen Berge des Berner Oberlandes, deren Spitzen selbst im Hochsommer noch wie Kreide glänzen. Meine Jungfrau, mein Mönch, mein Finsteraarhorn, mein Schreckhorn, ihr meine Spielsachen,

meine Jugendfreunde, mein Eigentum! Ich kann eure Kanten und Kuppen auswendig und im Schlaf hinzeichnen, ganz genau bis auf die kleinste Falte in euren weißen Gesichtern. Und vor diesen ewigen unnahbaren Riesen spazieren die Menschen meiner Jugend ganz winzig wie Erdflöhe herum. Da ist der Vater, der Herr Helfer und spätere Pfarrer Stauffer, ein ernster Mann mit tief in die Stirn gesetzten ruhelosen Augen, jetzt längst im Himmel unter den Kirchenvätern der Disputa (siehe Raffael!). Wie schlecht er lachen konnte! Er setzte manches Mal dazu an, um uns eine Freude zu machen. Aber es verlief immer, blieb nur punktiert, in der Steinmetzsprache zu reden, und der Trübsinn verschlang dieses schattenhafte Lächeln. Sie haben ihn davon geheilt, die Menschen und Doktoren, sie haben die Uhr wieder aufgezogen und ihn aufs neue berufsfähig gemacht und waren sehr stolz darauf, daß er schließlich wieder ging und Ticktack machte und schlug wie eine Bieler Stutzuhr. Aber mir war der kranke, sanfte, schwermütige Mann in ihm lieber, der still in seinem Sofa und seiner Traumwelt saß und mit seinen stieren Blicken die vier Ecken an der Decke ausfegte, als der gesunde polternde Herr Pfarrer, der Menschen je nach Bedarf taufen oder trauen oder begraben konnte. Dem tiefsinnigen Eigenbrödler fühle ich mich noch heute, noch hier in meinem Irrenhaus, dem Palast, den mein Verstand nötig hat, verwandt. Von dem andern, dem Seelenversorgungsbeamten, Diözese neunzehn, Kirchspiel vierundfünfzig, Berner Oberland, will ich nichts mehr wissen.

„Troll er sich!“ pflegte Friedrich der Große, geboren zu Berlin, in solchen Fällen zu sagen.

Meine Mutter, eine sehr liebe Dame, verstand sich vortrefflich aufs Kindererziehen. War sie doch staatlich bei uns in der Schweiz dafür vorgebildet und hatte ihre pädagogischen Fähigkeiten als Erzieherin in England zur Vollkommenheit ausgebildet. Aber trotzdem ist sie mit mir schlechter fertig geworden als mit meinen übrigen fünf Geschwistern zusammen, wie sie mir oft mit ein paar schweren Seufzern bekannt hat. Ich war nicht vorgesehen in dem Basedow-Pestalozzischen Erziehungssystem, in dem man sie in Liestal oder sonstwo im Basler Land unterwiesen hatte. Übrigens habe ich sie sehr gern, ich schwör's bei meinem Federhut, Federhut! Wir haben uns nie verkracht, und außer meiner ewigen Unruhe — „Junge, nun mach' doch endlich einmal etwas fertig!“ war ihr erstes und letztes Wort, wenn sie mich sah — hatte sie mir nichts mehr vorzuwerfen.

Sie konnte auch mit mir zufrieden sein, Kotzdonner noch einmal! Namentlich in der ersten Zeit, da ich in München, wohin man mich grünen Heinrich mit sechzehn Jahren geschickt hatte, vom Anstreicher zum Theatermaler avancierte und bei Meister Quaglio Grotten für den Tannhäuser und Frau Venusin pinselte, daß es einem schummerig darin wurde, oder Alpenlandschaften für „Wilhelm Tell“ mit dem Besen auf Soffitten und Kulissen wichste, daß das Publikum zu jodeln anfing, wenn der Vorhang aufging. Ich muß verblüffend unbegabt aus-

geschaut haben damals, denn man gab mir bald darauf ein Stipendium auf vier Jahre für die Münchener Akademie. Ich sollte „Kunstmaler" werden, o verflucht, daß man manche lieben deutschen Worte nicht mit dem Nagel totknicken kann!

Ich war wohl der fleißigste Esel in der Mühle, sicherlich! Denn meine Zeugnisse, die ich in die Ferien mitbrachte, waren so glänzend, daß selbst der Vater darüber, vergeblich natürlich! zu lächeln versuchte und mich wie einen Raffael oder Rafael oder Raphael — der Teufel hat's mit der Bildung! — anschaute. Was hab' ich nicht damals alles gezeichnet vom Gips ab und von der Natur: Ohrläppchen, Beinmuskeln, Naslöcher, Augenwinkel, Kniekehlen, Fußnägel et cetera allotria! Wen hab' ich' nicht damals alle kopiert: Rubens, van Dyck, Rembrandt, Velasquez, Dürer, Holbein, bis hinunter auf Böcklin. Ich glaube, ich wäre gänzlich zum Kopistenvieh und Kunsttaubstummen dekrepiert, wenn nicht gottlob endlich mein Stipendium alle gewesen wäre.

Bemooster Bursche zog ich im wahren Sinne des Wortes von München aus. Die akademische Petersilie sprießte mir aus den Ohren heraus. Ich war nahe daran, mir eine malerische Spezialität, etwa Tiroler Volksleben oder fröhliche Mönche oder glückliche Liebespaare oder Szenen aus dem Dreißigjährigen Krieg oder der deutschen Reformation oder scharrende Hühner und schwimmende Enten oder lustige Dackel, anzugewöhnen. Da sprach zu mir mein guter Geist in der Gestalt eines bärbeißigen grauen

Professors, den ich um Rat fragte: „Mensch, was wollen Sie die Karawane der Kamele in der Wüste hier vermehren! Es fehlt uns allen schon an Wasser. Fahren's halt nach Berlin! Da liegt das Geld jetzt auf der Straße wie Dreck. Da kann ein jedes Rindvieh reich werden, wenn er nur ein bißchen mit dem Pinsel herumpatzen kann!"

Ich wurde dieses Rindvieh in den sieben fetten Jahren in Berlin, die nun über mich kamen, und in denen ich Speck und Tran ansetzte und schwerfällig und kurzatmig wie ein Walfisch ward. Die ganze vornehme jüdisch-uckermärkische Gesellschaft hab' ich dort gemalt und gezeichnet und gestochen und radiert. Ganz unmögliche Gesichter, die dem Herrgott Mühe gemacht hatten, hab' ich ihm nachkopiert, daß es eine Lust für sie war, und sie mich noch dankbar anfletschten, wenn sie es teuer bezahlen mußten. Aber ich bekam sie satt, so satt wie Schlagsahne, diese alltäglichen Physiognomien, deren Dasein nur einen ewigen Kampf ums Geld bedeutete. Mir wurde zum Speien zumute, als sie anfingen, mich „den Lenbach Berlins" zu nennen. Nur der Professortitel hätte mir noch gefehlt, um mich dort erstklassig begraben lassen zu können. Und mitten in meiner drohenden Versimpelung erschienst du mir, Pallas Athene! Ich habe dich gestern in einem Gedicht gefeiert, wie es C. F. Meyer, der vom Kilchberg, in seinen eudämonistischsten — der Kuckuck hole die deutschen Superlative! — Stunden nicht besser hätte machen können. Ich setze es drum hier nochmals her:

Des Nachts erschienst du mir, ein Götterbild,
die großen Augen funkelten so mild.
Du warst von Erz, durch des Gewandes Falten
sah ich die stolzen Glieder sich gestalten.
Du gingst vorüber, deine Kleider klangen,
ich sah dich an mit Schauder und mit Bangen.
Dein Mund war leicht geöffnet, und es scholl
ein Ton heraus, fremdartig, klagevoll.
In einem Arme ruhte dir die Lanze,
auf deinem Haupte türmte sich der Helm,
und in der flachen Rechte stand geflügelt,
des Sieges Sinnbild, lustig, ungezügelt.

O Lydia Escher, du blonde Tochter des alten kranken Löwen, der uns als Erster die ewigen Berge durchbohrt hat, des Fürsten von Zürich, ich danke dir, daß du mich von einem satten akademischen Dasein und aus dem chinesenhaften Spital des Philisteriums gerettet hast! Daß du mich nach Italien gelockt hast und mir Geld genug gabst, fast zwei römische Jahre zu kosten, trotzdem ich vor der Antike dort vollends die Staupe bekommen habe! Wir haben uns zu lange von ferne geliebt, Lydia! Über vier Jahre lang haben wir unsere Seelen in fünfundzwanzig und dreißig Seiten langen Briefen zwischen einander hin und her laufen lassen, bis wir nicht mehr wußten, was an uns mein oder dein war. Du hast zu lange gezögert. Ich war immer bereit, semper paratus wie Rom in seinen stärksten Jahren, und wartete auf dich. Und als du endlich zwischen den dunklen Florentiner Zypressen

— entsinnst du dich noch! — dich in meine Arme warfst, da war es zu spät, da warst du vertrocknet wie eine Mumie in siebenjähriger liebloser Ehe bei deinem blutleeren Mann, und müde und schwach wie dies ganze gequälte neunzehnte Jahrhundert, das nur mehr wenige Jahre zu leben hat. Und alle meine für dich aufgesparten Küsse taten dir bloß noch weh. Und du stießt mich zurück, du, die Herrin über ungezählte Millionen, den armen heraufgekommenen Maler und Pfarrerssohn. Weißt du, wie mein Gedicht auf die ihren Schild schüttelnde Athene endet!

Du schautest starr, ich lag so krank, so krank.

Du gingst vorüber; alle Hoffnung sank.

Warum habt ihr mir eure Gelder aufgehalst? Ich weiß mit euren Millionen nichts anderes anzufangen, als Pästum oder Athen wieder aufzubauen. Ich, der ich nichts vom Geld verstehe, soweit ein Schweizer dies von sich sagen kann, ich soll eure Kapitalien nutzbringend verwalten, solch eine Unverschämtheit! O, ich kann mir denken, ich, der Narr von San Bonifazio, des merkwürdigen Heiligen, nach dem man hier Irrenhäuser benennt, ich Abkömmling der Hohenstaufen, ich, Carlo Conradino de Stauffer, erlaube mir zu denken (buchstäblich: de e en ka e en!) warum man dich, Lydia, gegen mich eingenommen hat! Weil du jenes Testament in Rom geschrieben hast, in meinem Beisein, in dem du mir dein ganzes Vermögen vermacht. — — O, es ist klar wie Spülwasser. Kein Berner Bundesrat wird es sich mehr ausreden lassen. Und hinter-

drein wird er noch lachen, so gemein dumm, wie es Böcklin in den Basler Fratzen verewigt hat. Ich verfluche euch, euch alle, ihr bundesrätlichen Gehirne, die ihr mich wegen vorgeblicher Geldunterschlagung einsperren ließt in jenen römischen Kerker, in einen Raum mit achtzehn italienischen schweren Verbrechern, von denen der harmloseste ein schon zwölfmal bestrafter Landräuber war. Hättet ihr mich lieber mit einem Hahn und einer Katze zusammen in einen Sack genäht und wie den Mörder im Orient darin ins Meer geschleudert, es wäre mir besser gewesen als diese langsame schleichende Art, mich zu verderben! Wißt ihr, daß ich seitdem nicht mehr schlafen kann, durchaus nicht mehr schlafen kann, keine Sekunde, nicht das Viertel einer Sekunde mehr! Könnt ihr euch vorstellen, was das heißt, ihr, die ihr immer halb im Schlafen seid! Acht Wochen habt ihr mich eingekerkert, erst in Rom, dann per Schub in einer Karre, mit acht Mördern an einer Kette gefesselt — o mein seliger Vater, meine arme, arme Mutter! — hierher nach Florenz transportiert. „Non vivero piu!" „Ich werde nicht mehr leben," sagte mir ein Mördergenosse, als man uns eines Abends auf der Rast die von der Kette geröteten Handgelenke mit Wasser begoß.

Und all dieses Grauenvolle um nichts, darum, daß ich eine Frau an mich gerissen habe, die mich zu lieben vorgab, und die mich aufgegeben hat, als ich zu schwer für sie wurde! Ich werde nicht mehr leben! Es ist gut, daß es so gekommen ist. Ich hätte doch über kurz oder lang Bankrott gemacht. Wir können keine Kunst mehr machen,

wir Heutigen. Wir sind viel zu bewußt dafür. Wir machen Theater und Pose und Stellung wie Freund Klinger, oder sind unterstrichen einfach, karg und maßvoll wie Freund Hildebrand. Und haben mit beidem nur den Mantel der Helena in unserer Hand. Ja, die Griechen hatten es leicht, Plastik zu treiben. Ihnen wuchsen die schönen nackten Menschen im Freien nur so zu, und der Kultus des Körpers verband den Künstler mit seinem ihm befreundeten Modell. Um unsere Kirchen und Heiligtümer lagern die Krüppel in Fetzen herum, denn unser Gott ist für die Häßlichen. Irgendein Bauernbursche aus den Sabinerbergen steht uns für Geld zu einem Adoranten oder Speerwerfer, und langweilt oder schämt sich gar in seiner Nacktheit und ist froh, wenn er wieder seine bunten Lappen über sich ziehen kann. Ich pfeife auf solche Kadaver. Wir sind auch viel zu gelehrt und überbildet geworden, um Kunst machen zu können. Wir schleppen ein Konversationslexikon auf unserem Buckel mit und die ganze sechzehnbändige Brockhausener Weisheit von aa bis zz und noch ein bis zwei Supplementbänden. Wir lesen heute im Hiob und in den Psalmen und morgen Dante und die Sakuntala und übermorgen Keller und Flaubert, alles durcheinander, und vomieren dann die Jahrhunderte. Laßt mich aussteigen! Ich hab's satt. Ich bin seekrank genug. Ich möchte mit Grimms Märchen und Eckermanns Gesprächen mit Goethe irgendwo den Robinson spielen. Kein Mensch, kein anderes Buch wird dort mehr vor mich gelassen. Die Kunst ist bis auf das Wort bei Todesstrafe verboten.

Ich sah einmal bei Berlin an der Spree, als ich noch jene trostlose Gegend nach sogenannten — wer lacht da? — Motiven abbotanisierte, einen Schifferknecht auf seiner Zille. Er reinigte sich, es war gerade am Abend vor einem Sonntag. Wie grausig sah er aus in seiner schmutzigen Nacktheit bis zum Gürtel: Die Schultern waren von dem ewigen Stoßen seines Frachtkahnes, den er mit einer Stange durch die Kanäle drücken mußte, ganz ins Unförmige, Unmäßige auseinandergerenkt. So greulich verrenkt und entstellt und überhoben sieht es in meinem Inwendigsten, vulgo Seele genannt, von dem jahrelangen Mühen um die Kunst jetzt aus. Ich habe sie nicht bezwungen, weder in der Moderne noch vor der Antike.

Ich werde nicht mehr leben. Die Pistolenkugel wartet schon in irgendeiner Patrone auf mich. Und wenn ich fehle, zum letztenmal selbst fehle — ein Angeschossener, wie ich, lernt nie mehr wieder ruhig weiterzuleben. Dann magst du mir nachsinken, Lydia, wie der Schatten einer Leiche ins Grab nachfolgen muß. „Aber der Tote hat nichts mehr von aller Liebe", steht im Koran oder in der Bibel oder in den Upanischaden oder in der Edda, oder in allen vieren. Es ist ja alles jetzt ganz gleichgültig.

Van Gogh

Es gibt mancherlei Mittel für einen Künstler, Mißachtung und Unverständnis der Mitwelt und seiner Zeit zu überwinden. Abgesehen von dem Kleistschen Radikalmittel, sich außerhalb der Kampfreihe zu bringen, kann man einige Palliative, Schein- oder Besänftigungsmittel, sich applizieren. Wie Schopenhauer es tat, wenn er seine „Jetztzeit" beschimpfte und sich bei Tag und schlafloser Nacht mit der Zukunft, die ganz von ihm geimpft sein würde, vertröstete. Und so hat auch Nietzsche sich vor dem Irrsinn gefristet, so haben die meisten verkannten Geister es gehalten, indem sie Vorschuß von der Zukünftigkeit nahmen und ihre eigene Zeit wie eine undankbare Vettel beschimpft haben. Nicht so der große, zufällig holländische Maler Vincent van Gogh, der von wenigen gekannt, ohne ein Volk, einen Kreis, einen Käufer außer seinem Bruder hinter sich zu haben, bis 1890 in diesem Leben war. Er rechnete gar nicht auf größere Anerkennung, er hielt es für selbstverständlich, daß seine wunderliche, wilde, starke Kunst zunächst nicht gefallen konnte, daß die Menschenaugen um ihn sich erst langsam daran gewöhnen müßten, mit den seinigen zu sehen. Darum haderte er gar nicht mit der Zeit, die ihn nicht sah, nicht kaufte, nicht erhielt. Darum signierte er seine Bilder niemals, oder wie Rembrandt höchstens mit seinem Vornamen „Vincent", weil ihm am Namen und Ruhm, holländisch gesprochen, „ein Dreck" gelegen war. Darum war er

nicht unglücklich über die Einsamkeit, die totale Verlassenheit, in der er saß, manchmal nicht mehr als 6 Frank in der Woche zum Verwohnen und Verzehren. Darum starb er nach einem Ausspruch seines Arztes, trotzdem er selbst Hand an sich gelegt hatte, „bei klarem Bewußtsein in heißer Liebe zu seiner Kunst und ohne Groll gegen die Menschen."

Er hatte nicht viel mehr als sechs Jahre, die letzten seines kaum siebenunddreißigjährigen Lebens für die Ausübung seiner Kunst frei. Und als ob er dies gewußt hätte, arbeitete er in dieser kurzen Frist wie ein Büffel, ohne viel nach rechts und links zu sehen, und schleuderte mit vulkanischer Ausbruchskraft seine Werke von sich. Die Tugend des Schenkens beseelte ihn in dieser sozial empfindenden Zeit von Grund aus. Den Menschen Heil zu bringen, wie es das von ihm verehrte und idealisierte Bild Christi getan hatte, das schien ihm Zweck und Ziel seines Lebens zu sein. Er versuchte es erst als Kunsthändler im Haag, in London und Paris, aber die satte, reiche, nach nichts hungrige Bourgeoisie war steinharter Boden für diesen Sämann. So wurde er Dorfschullehrer irgendwo in England, und als auch diese Weise, sich zu verschenken, seiner glühenden Seele zu klein schien, Wanderprediger in der Borinage im belgischen Hennegau unter den Kohlenbergwerksleuten, die von Kartoffeln und Kaffee lebten und schmutzig wie aus Erde gemacht auf dem Boden hausten, den sie unten wie die Maulwürfe durchwühlten. Hier zuerst begann er zu zeichnen, wenn die Männer in die Gruben

hinuntergefahren waren und seine Worte des Glaubens und Friedens in der düstern Tiefe nicht mehr hören konnten. Die Zurückbleibenden fing er an mit Kohle oder Stift abzuzeichnen, weil er allein nicht müßig sitzen wollte unter denen, die hier oben über der schwarzen Erde sich ebenso eifrig abplagten wie die Männer in den Schachten unten. In ihrer Arbeit zeichnete er sie ab, die Menschen, die er um sich sah, meist Weiber, wie sie Holz hackten, Kartoffeln schälten, mit aufgebundenen Kleidern die Stube aufwischten, Strümpfe stopften, Schüsseln scheuerten oder draußen im finstern Felde mit dem Spaten gruben.

Dies war alles nicht „schön" für reiche, für freie, für fröhliche Menschen, das fühlte er selbst, aber es war um ihn da, und er sah nichts anderes und konnte drum, weil er nur nach Modellen zu arbeiten wußte, nichts anderes zeichnen als diese arme, schuftende, zur Erde gebeugte Menschheit. Er hatte einen einzigen, noch dazu toten Lehrmeister, Millet, den größten Bauernmaler aller Zeiten, den er in der Zeit, da er noch Kunsthändler gewesen war, lieben gelernt hatte, und den er als den einzigen, der die Lehre Christi gemalt hatte, in seinem tief religiösen Herzen abgöttisch verehrte. Aber wie verschieden bei der gleichen Melodie. möchte man sagen, sind doch schon diese ersten Zeichnungen van Goghs von den Bauernbildern Millets: Wie ungeheuer dramatisch wirken sie in ihren Stellungen, Bewegungen, Verkürzungen gegen die oft steinerne Ruhe Milletscher Figuren. Eine ungleich reizsamere Zeit ist hinter van Gogh schon am Werke, eine Unruhe, eine Hast,

die alles in Bewegung auflösen möchte. Seine Linien sind schon fortwährend gebrochen, krumm und unstet, und gegen diese rastlosen, arbeitenden, sich krümmenden, reckenden oder ausholenden Geschöpfe des Zeichners scheinen die Menschen Millets noch zu schlafen oder zu schlummern.

Was mußte erst aus diesem dramatischen Zeichner, den die Liebe an Aktionen unter diese nie müßige Arbeiterwelt getrieben hatte, werden, wenn das Geheimnis der Farben über ihn kam, das van Rijn, seinen größten Landsmann, den wir unter dem Namen Rembrandt ehren, bis zum Erblinden beschäftigt hatte! Im Süden erst tat sich das Tor zu der Welt der Farben für van Gogh auf, in Arles unten in Frankreich, fast an der Rhonemündung, wohin ihn sein Nervenleiden, die Krankheit aller Künstler in jenen Jahrzehnten, verpflanzt hatte. Hier, nach einem kurzen Aufenthalt in Paris, glücklich wieder unter Bauern lebend, denn den ganzen Tag über trieb er sich mit seiner Staffelei draußen herum, fing seine Freundschaft mit den Farben an, die bald zu einer rasenden Verliebtheit wurde. Nun er nicht mehr die Kraft in sich fühlte, mit Engels=zungen seinen Mitmenschen etwas vorzupredigen, gab er sich mit allem Blut, das noch in ihm siedete, der schönen bunten Natur hin, die hier um ihn blühte und wuchs und welkte. Er drang in den Geist dieser Natur, die er dem holländischen Vaterland verwandt hielt, so tief ein, als ob er dort unten geboren wäre. Seinem Temperament mußte diese windreiche Provencelandschaft mit der glor=

reichen steten strahlenden Sonne darüber mehr als die ganze nordische Natur entsprechen. Hier schossen ihm die Farben, die er in der rußigen Luft des Borinage, wo er mit dem Kohlenstift gezeichnet, nicht gesehen hatte, von allen Seiten zu. Hier saß er tagelang im Freien, auch wenn der Mistral oder der Boreas wehte und man die Staffelei festbinden und eingraben mußte, und malte jene Landschaften mit den zerwühlten Bäumen, den gekräusel-ten Sträuchern, den jagenden Wolken, bei denen man, wenn man sie ansieht, noch den Sturmwind zu hören glaubt.

Mistral-Wind, du Wolkenjäger,
Trübsalmörder, Himmelsfeger,
Brausender, wie lieb' ich dich!

Hier in Arles, in der Stadt der schönen Frauen, deren häßlichste eine, sofern dieses Wort noch Sinn hat, er gemalt hat, hauste dieser einstige Wanderprediger wild-fremd unter lauter Leuten, die nicht einmal seinen Namen aussprechen konnten, und träumte von einer Maler-generation wie der einstigen holländischen, die mit ihm diese Schönheit des Südens heben und auf die Leinwand bergen möchten, wie die Bergwerker die Kohlen oben in Belgien. Deshalb ruhte er nicht eher, bis er wenigstens Freund Gauguin, den er als lebenden Künstler außer dem alten Cézanne am meisten verehrte, und der auf Tahiti wie er in dem Borinage an der Ursprünglichkeit der Menschen wieder erstarkt war, von der rauhen Bretagne nach der warmen Provence zu sich gelockt hatte.

Sein einziger Käufer war sein armer jüngerer Bruder, Théo van Gogh, der als Kunsthändler in Paris mit Verbeugungen, Lächeln und Anpreisungen versuchte, die Impressionisten nach Manet, der damals glücklich „durch" und tot war, in Mode zu bringen. Er besaß zuerst alle jene Bilder und Zeichnungen, die der Bruder in rastloser Arbeit dort unten wie ein Rasender mit Pinsel und Stift zusammenquirlte. Bilder von blühenden Obstbäumen und Bauerngärten, Blumenstücke in vielen Farben, Stilleben, wie sie es bisher nicht gab, mit Hut, Pfeife, Streichhölzern, Pinsel, Ölflasche und Teekanne, dem ganzen zufälligen Bric-à-brac auf dem Tisch eines malenden Junggesellen, Sonnenuntergänge mit grünem Himmel, Ölberge, Steinbrüche, Ackerfelder in lila Tönen, flaches Land, in dem „nichts ist, nichts — als die Unendlichkeit und Ewigkeit. Lauter Sachen, die man heute schon an den Wänden mancher Salons in Berlin erblicken kann, vom Goldstrom dort hingetragen, wie Korallen und Palmbüschel wohl vom Golfstrom an arktische Küsten geschwemmt werden.

Selten gelang es dem Bruder Théo in Paris, ein Bild des schwärmerisch geliebten Bruders für einen kleinen Preis loszuschlagen. „Nicht geschenkt!" war die Antwort, die der arme Kunsthändler täglich von den Sammlern, reich gewordenen Fleischern oder Jobbern oder Getreidehändlern oder Fabrikanten europäischer und amerikanischer Herkunft, hören mußte. So war er, ein neuer frère Zemganno, gezwungen, selbst zu darben, um dem Bruder Geld

und, was diesem noch wichtiger war, neue Leinwand und Farben senden zu können. Wie ein Besessener wütete der dort drunten im Süden mit den Farben drauflos. Namentlich der „Teufelsfarbe", dem Gelben und dem Preußisch-Blauen, seinen beiden Leibkouleuren, stellte er überall nach, wo er sie in der Natur sah. Der Rhythmus seiner Landschaftsmalerei hat etwas Berauschendes und für den, der sie einmal sah, Unvergeßliches. „Ich träumte davon bei Tag und Nacht", sagte Octave Mirbeau, einer der ersten literarischen Entdecker van Goghs.

Es ist einem beim Betrachten seiner Bilder, als säße man in einer Schaukel und sähe die Landschaften, die er gemalt hat, unter und vor sich schweben. Seine Bilder zittern nicht wie die der Pointillisten, sie schwingen in Wellenlinien und klingen in einem Rhythmus, der oft an Ossian erinnert. Es war ein erschreckend häßlicher Mensch, der diese gefühlsdurchglühten, jubilierenden Bilder von sich stieß, halb Michelangelo, halb einem Zuaven ähnlich. Die Sonne hatte ihm schließlich, weil er beim Arbeitenmalen den Hut immer vom Kopfe schleuderte, die Haare glatt vom Schädel fortgesengt. So hockte er, die Zähne abgebrochen oder ausgefallen, verwahrlost in Soldatenkneipen herum, wie ein Holländer ewig Kaffee trinkend, und sog die Natur des Südens mit ihren hellen, grellen Farben gierig ein und ließ sich wieder in sie überströmen. Diesem Tausch um Tausch, den wir seit alters „Malen" nennen, lag er mit der gleichen Inbrunst ob, wie einstmals dem Gottesdienst und der Bußpredigt. Darüber

vergaß er Essen und Trinken und Geldverdienen. „Ich habe in diesen letzten vier Tagen hauptsächlich von 28 Kaffees gelebt, denn das ganze Geld ist in die Bilder gegangen und in die Rahmen, denn ich war in einer wahnsinnigen Aufregung, meine Bilder in Rahmen zu sehen", schrieb er einmal an Bruder Théo nach Paris. Darum galt van Gogh der Welt wie den Käufern in Paris für irrsinnig, lange, ehe er es wirklich wurde: dieser Mensch, der sich für 20 Franken eine Zeichnung der geliebten alten Japaner kaufte und sie wie ein Verzückter stundenlang betrachtete, statt sich für ebensoviel Sous einen neuen, nein, überhaupt einen Kragen anzuschaffen. Dieser Mensch, der davon träumte, Bilder, wie den „Garten des Dichters", noch üppiger als Zolas „Paradou" zu malen oder ein Abbild der gestirnten Nacht auf die Leinwand zu haschen, oder der eine Zeichnung begann, auf der zwei Sonnen zu sehen waren.

Als schließlich die dünne Haut, die zwischen dieser jenseitigen Lebensführung und dem irren Sein, dem Irrsinn, noch stand, völlig zerriß, als das Licht, von keiner Vernunft gehemmt, ungebrochen in ihn strömte, da merkte er und merkten die andern kaum einen Unterschied zwischen dem gesunden und dem kranken van Gogh, noch zwischen seinen Werken. Wie eine kranke Maschine, malte er in der Irrenanstalt, dem „Sanatorium", wie man gütig sagte, noch unermüdlich weiter drauflos, alles, was er sah: ein Stück Mauer, eine graue Terrasse, einen Fichtenwald, abgeblühte Rosenbüsche, den Spitalflur, den Irrenwärter

oder sich selbst, verwelkt vor der Staffelei stehend, ein Bild, vor das man wie vor ein Klavierstück espressivo schreiben müßte: „Mit Wehmut zu betrachten!"

Dann, als mit dem Geist auch der Blick verfliegen wollte, schoß er sich eine Kugel in den Leib — ein schönerer Schuß hätte nicht als Ende zu diesem im akademischen Sinne unschönen Leben gepaßt! — und starb, wie Nelson seine Pfeife rauchend, im Gespräch mit seinem freigeistigen französischen Arzt über das Schicksal unserer Augen nach dem Tode. Sein Bruder Théo, der vergebens in Paris tagaus, tagein auf den Wundermann gewartet hatte, der „van Gogh, nur van Gogh" aufkaufen würde, folgte ihm bald verkümmert und verhungert in die französische Erde. „Sie konnten beide nicht die gute Konjunktur abwarten!" sagten spöttisch die Kunsthändler auf den Boulevards, die sich bald darauf viel mehr als die Würmer im Grabe von den beiden mästen konnten.

Chopin

Wie ein kleiner, matt duftender, welk gewordener Blumenstrauß zerpflückt sich sein Leben, wie ein Strauß jener blaßblauen zarten Parmaveilchen, die aus ganz feinem Stoff gemacht zu sein scheinen: Zwischen zwei Revolutionen Anno 1830 und 48, den Nachwehen jener großen vulkanischen Zeit der Guillotine, da unsere Bürgerwelt geboren wurde, wuchs Chopin zum Manne. Schon von Vaters wegen, der ein in Lothringen geborener Pole war und später als Lehrer der französischen Sprache an dem Lyzeum zu Warschau wirkte, war Chopin Halbfranzose. Aber er hat, auch als sein Mutterland für immer die tapferen Augen zuschlug und seine Nation längst nicht mehr als Staat existierte, mit dem verbitterten Trotz des Heimatlosen sein Polentum betont, bei aller Sympathie für Frankreich, das ihm seinen Namen gegeben und seinen Ruhm gemacht hat. Wie das Volk, dem er durch Geburt und Neigung angehörte, aus seiner Musik spricht, klingt und klagt, ebenso stark wollte er auch als Mensch und Körper seine Zugehörigkeit zum polnischen Volke bekunden. Darum kündigte er seinem Landsmann, dem berühmten Geiger Lipinski, die Freundschaft auf, weil er aus Rücksicht auf Petersburg und den Zaren in Paris kein Konzert mit ihm zum Besten armer Polen veranstalten wollte. Darum vergaß er nie, wenn er in Leipzig war, einen Kranz am Denkmal des letzten ungekrönten ertrunkenen Polenkönigs Poniatowski niederzulegen. Darum erklärte

er die polnische Sprache trotz der italienischen für die schönste und reichste der Welt. Darum ließ er eine Urne mit polnischer Erde, die er, seitdem er als Zwanzigjähriger sein Vaterland verlassen hatte, stets mit sich führte, auf seinen Sarg schütten, der auf dem Père Lachaise in Paris beigesetzt wurde. Darum bestimmte er, daß sein Herz, als es ausgeschlagen hatte, in seine Heimat nach Warschau zurückgebracht werde, wo es noch heute in der heiligen Kreuzkirche ruht.

Er hatte es zu gleichen Hälften, als er lebte, an sein verlorenes Volk und an seine Musik verschenkt. Was noch davon übrig blieb, verteilte er zwischen den vielen Frauen, deren zarte oder leidenschaftliche Freundschaft ihn umwarb. Er hat als vorzüglicher Lehrer, der er war, viel mehr Schülerinnen als Schüler gehabt, und ein odeur de femme weht um sein Leben und seine ganze Erscheinung. Den Frauen spielte er vor oder widmete er Klavierstücke und mit ihnen plauderte er über alle Dinge, die zwischen beiden Geschlechtern ihre Reize spinnen. Der Salon, dieser bürgerliche Hof, den seine Zeit gebildet hatte, und der heute längst ausgestorben ist, war sein Reich. Hier im Salon spielte er viel besser, klang sein zartes Spiel viel schöner, als im großen Konzertsaal, in dem Liszt, der demokratische, Triumphe feiern mochte. Darum hat Chopin nur selten und ungern öffentlich vor einer großen lauten Menge Volks gespielt, und sein Ruhm, seine Karriere als Virtuose hat bezeichnenderweise eigentlich mit seinem ersten Auftreten im Salon des Pariser

Bankiers Rothschild, wohin er zufällig von einem seiner Beschützer mitgenommen wurde, begonnen.

Von allen Beziehungen Chopins zu den Frauen seiner Zeit ist sein Verhältnis zu der berühmten Schriftstellerin George Sand begreiflicherweise am bekanntesten geworden, weil die Sand, wenn sie unter einen Roman ihres Lebens „finis" geschrieben hatte, es liebte, die Herzen der Männer, die ihr zufielen, auf ihre Feder öffentlich aufzuspießen, wie einst die Revolutionsmänner die Häupter ihrer Opfer auf ihren Piken durch die Straßen trugen. Eine Reihe von Jahren hat das aufreibende Liebesverhältnis zwischen diesen beiden seltenen Menschen gedauert, das mit einer harten Dissonanz schloß. Es hatte begonnen, als Chopin durch die Untreue seiner Braut, die es vorgezogen hatte, einen Grafen statt eines Musikanten zu ehelichen, aufs Tiefste verwundet war. Es blieb ein Geheimnis, ängstlich behütet vom Sohn vor den beiden frommen Eltern Chopins in Warschau. Kein Dritter sollte über die Liebe zweier Menschen urteilen. Die Biographen der Sand klagen über die entsetzliche kleinliche Nervosität und Eifersucht, durch die Chopin wie ein verwöhntes Kind ihre Heldin gequält habe. Die Biographen Chopins jammern und entrüsten sich darüber, daß diese Frau ihren Abgott verlassen habe, als seine Leiden ihn geschwächt hatten und seine kranke Brust mehr eine Pflegende als eine Liebende verlangte. Genug! Die Beiden gingen auseinander, als ihre Nerven, ihre Augen, ihre Sinne, ihre Hände, all das, was wir zusammengenommen seit altersher „Seele" nennen,

nicht mehr eins waren und werden konnten. Ein leises Zittern beim Duft von Veilchen, der Lieblingsblume der Sand, das Chopin bis in seine letzten Stunden behielt, war ihm als Zeichen einstiger Zugehörigkeit geblieben. Und dann die vielen Erinnerungen an sie, in denen er zu wühlen liebte, wollüstig mit der Gier des Kranken, der unfähig weiter zu leben, sich sein vergangenes Dasein immer wieder zusammendenkt und künstlich steigert!

Die Krankheit, die den Künstler Chopin mit vierzig Jahren vernichtete, war mehr eine Schwindsucht der Nerven als der Lungen. Seine Reizsamkeit war außerordentlich zugespitzt: Er konnte weinen beim Anblick einer geknickten Rosenknospe und mußte schaudern beim Rascheln einer Maus, beim Platzen eines Holzscheits im Kamin, oder beim plötzlichen Fallen eines Blattes vom Baume oder aus einer Blumenvase. Ein Pans-schrecken ergriff ihn als echten Großstadtbewohner oft auf dem Land und in der Natur, und im schönsten Schottland plagte ihn ein unausstehliches Heimweh nach dem geliebten Paris. Die kleinsten Schmerzen waren die schlimmsten für ihn, hat die Sand von ihm als Patienten gesagt. Sein Herz schlug sozusagen immer in Synkopen, und die Gespanntheit seines Körpers ging so weit, daß sein Backenbart nur an einer Seite, und zwar an der, die beim Spielen dem Publikum zugekehrt war, wachsen wollte. Dieser zarten Beschaffen-heit seines Organismus, derzufolge seine Feinde ihn „ein Krankenzimmertalent" genannt haben, entsprach seine Vor-liebe für alles Verfeinerte, für den Salon, für die Aristo-kratie, sein Heißhunger nach Luxus, der ihm das aller-

notwendigste war. So sah man ihn nie in der freien Luft ohne weiße Handschuhe, so konnte er nur in Zimmern, die nach dem Süden lagen, wohnen und schaffen, so war er durch seine vornehme Kleidung und die besten Fräcke ebenso berühmt, wie sein Freund und Zeitgenosse Meyerbeer durch die glänzende Küche, die er führte.

Und so muß auch sein Spiel gewesen sein, das in jener Zeit der größten Klaviervirtuosen doch etwas Grundeigentümliches hatte, so daß Mendelsohn ihn „ein Unikum in der Klavierspielerwelt" genannt hat. Es war rührend, ihn an seinem fein gebauten Piano von Pleyel sitzen zu sehen, wenn er mit samtenen Fingern seine traurigen Tanzstücke, Mazurken oder Polonaisen oder Walzer spielte, nach denen man freilich nicht tanzen, nur träumen sollte. Vor allem sein Anschlag soll das Schönste an seinem Spiel gewesen sein, wie er denn auch in seinem Unterricht einzig oder hauptsächlich Wert auf die Ausbildung des Anschlags legte, indem er behauptete, alles andere komme dann von selber, und jedem seiner Schüler stets nur das eine zu sagen und zu raten wußte: „Spiele wie Du fühlst, und Du wirst gut spielen." Um sich auf die wenigen großen öffentlichen Konzerte, die er gegeben hat, vorzubereiten, studierte er Mozart und vor allem aber Bach, niemals seine eigenen Kompositionen, die zum besten gehören, was für Klavier geschrieben worden ist. Es war nicht „Faulheit" von Chopin, wie der alte brummige Klaviermeister Wieck, Klara Schumanns Vater, meinte, wenn er selten öffentlich vor vielem Volke spielte.

Er arbeitete schwer und langsam und mühsam und feilte an seinen leichten Stücken wie Heine an seinen Liedern. Seine Schwäche, seine Zartheit und Vornehmheit rieten ihm auch als Virtuosen zur Zurückhaltung, die so wenig von Pose hatte, wie sein offenes schönes langes Gesicht mit den dunkelbraunen Augen und dem reichen seidenweichen Haar. Sein Wesen drängte ihn in den Salon, in enge intime Räume, die sich, was er meistens beim Spielen tat, leicht verdunkeln ließen. Dort plauderte er auf dem Piano, fesselnd, leicht, kraus und nie oberflächlich. So wurde er von der Gesellschaft gefeiert, die ihn gern dekorativ verwandte und gehörte mit zu den berühmtesten Salonhelden von Paris unter Louis Philippe, die Heine solange beneidet hat, bis er gelangweilt mitten unter ihnen saß. So, als Kammervirtuose gleichsam, ließ Chopin sich von der Welt verbrauchen, der er dienstbar war, und führte con amore das gesellschaftliche Leben jener Zeit mit. Denn er ertrug das Einsamsein nicht, es trieb ihn besonders am Abend unter Menschen, und er fürchtete sich, abergläubisch wie ein Pole, davor, lange allein ohne Frau oder Freund in seiner Kammer zu sitzen. Als ihn einst die Sand in der einsamen Karthause und Klosterruine, in der er mit ihr auf der Insel Mallorka einen Winter lang hauste, einen Abend etwas länger warten ließ, weil ein Regenguß sie aufgehalten hatte, trat er ihr mit gesträubten Haaren entgegen und rief, mit hohler angstvoller Stimme: „Ich dachte, Du lebtest nicht mehr."

Anders wie Liszt und Hans von Bülow später von

Stadt zu Stadt reisten, „gegen bar" ihre Künste vor dem Volk zu produzieren, ließ Chopin der Pole sich in jener Übergangszeit zu unserer heutigen demokratischen Welt von der reichen vornehmen Gesellschaft mehr als Gast, Freund und Lehrer unterhalten, denn als Pianist bezahlen. Und hatte darum einen viel schwereren Stand als die Späteren, die Zug um Zug Leistung und Besoldung austauschten. Darum starb dieser große Virtuose, dieser größere Komponist, ganz arm. Schulden, Lieder und Tänze hinterlassend, gab er sein zartes Leben, „ein Leben, voll von traurigen Erinnerungen," wie er selbst sagte, auf, von Blumen umduftet, von Frauen umtröstet. „Ich bin eigentlich hier in Frankreich nur auf der Durchreise," pflegte er oft zu Landsleuten zu äußern. Er hätte dies von seinem ganz kurzen irdischen Aufenthalt sagen können. Er ließ sich, — so sehr hing er doch an seinem Virtuosenberuf — in den Kleidern bestatten, in denen er öffentlich vorzuspielen pflegte, und bat — so sehr liebte er die Kunst — auf dem Sterbebett, zu seinem Gedächtnis Mozarts Requiem spielen zu lassen.

Seine Kunst, in den Tagen des Weltschmerzes und des letzten Zusammenbruchs seines Volkes entstanden, eine Kunst für Frauen und für Dichter, über die man auch als Hauptthema schreiben könnte: „Heimweh nach Polen", wird über die Moden und Jahrhunderte bleiben, solange ein Klavier auf Erden steht. Solange dies noch nicht ganz vom Pianola, Grammophon, Phonograph und anderen greulichen Ungeheuern, die Amerika gebiert, verdrängt und überwunden ist, solange wird Chopin leben.

Hans von Bülow

Man denke sich dieses Bild: Eine festlich gekleidete Gesellschaft in einem Abendkonzert in der Berliner Philharmonie. Alle elektrischen Lichter an den Wänden glühen, der große glitzernde Kronleuchter zittert vor Erwartung über dem Ganzen. Alles, die Damen in ausgeschnittenen hellen Kleidern, Schmuck an Hals, Haar und Händen, und die Herren in schwarzen Fräcken mit weißen Kragen und Binden, schaut gespannt auf das Kapellmeisterpult. Nach einer langen Krankheit soll heute wiederum Hans von Bülow, „freier Bürger der Stadt Hamburg" oder wie er sich auch nach der Entziehung seines Hofkapellmeistertitels gern nennt, „deutscher Volkskapellmeister und Volkspianist", ein Berliner Philharmoniekonzert leiten. Die Musikanten stimmen ihre Instrumente, wie die Soldaten vor einer Schlacht ihre Waffen prüfen, und alle kratzen, flöten, blasen, schrauben und hämmern drauf los. Die elektrischen Glühbirnen am Pulte des Kapellmeisters werden angedreht und beleuchten das Notenheft, das darauf liegt. Flugs richten sich alle Operngläser von oben aus den Galerien darauf, und man entdeckt zu seinem Erstaunen und Ergötzen die Aufschrift: „Sinfonien des Grafen Bolko von Hochberg". Eine stille schmunzelnde Heiterkeit geht durch den ganzen Saal und vermischt sich mit der Katzenmusik der Stimmenden zu einer allgemeinen, jeden seltsam berührenden Ironie. Plötzlich verstummt das Orchester, wie der Donner verklingt, wenn der Blitz er-

scheint. Hans von Bülow kommt, jubelnd und schreiend und klatschend vom Publikum empfangen. Er ist ganz bleich im Gesicht, fast so weiß wie der Knebelbart, der ihm dünn am Kinn herunterhängt; seine kleinen scharfen Augen unter den etwas schweren Lidern phosphoreszieren. Nie seit dem Tode Don Quixotes sah die Menschheit wieder einen der ihrigen so traurig überlegen und verdreht aus den Augen schauen. Er wendet sich zum Publikum und hebt wie zum Dank einmal die Arme gegen es, gleich wie ein Schwimmer, gleich Leander, ehe er sich in das Meer zwischen sich und seiner Geliebten stürzt. Dann nimmt er unter Gelächter das Notenheft des Grafen vom Pult herunter, wirft es vor seine Füße, stellt sich darauf und zieht, weiße Glacehandschuhe an den Fingern, den elfenbeinernen Taktstock aus der Fracktasche. Er klopft an, und alles schweigt wie in der Kirche. Das Orchester horcht wie Pferde bei einem Wettrennen auf das Zeichen, daß die Schranke fällt. Aber plötzlich, als sei ihm etwas ganz Wichtiges noch eingefallen, klopft Bülow wieder ab, wendet sich zum Publikum zurück und beginnt zu sprechen: „Meine Damen und Herren! Wir werden uns erlauben, Ihnen die Tannhäuser-Ouvertüre vorzuspielen. Diese Musik gehört freilich mehr ins Theater als in dieses Milieu. Insofern könnte einer sagen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! oder: Bülow, kümmere dich um Brahms! Aber mein alter Freund und Zirkusdirektor Hülsen hat aus Freude über meine Wiedergenesung definitiv auf die gute Wiedergabe dieser Partitur an der

Königlichen Opernkaserne unter den Linden verzichtet. Wir werden uns also angesichts dieser höchsten Genehmigung mit einem dankbaren Blick nach oben für Wagner gestatten, Ihnen das Werk, wie es ist, ohne die bisherigen gutgemeinten, aber unmusikalischen Zutaten zu produzieren. Der Allerhöchste stehe unsern Bläsern bei! Darf ich bitten, meine Herren!"

Sprach's und drehte sich unter dem Lachen und lautem Beifallrufen der Menge im Saale ans Orchester zurück, klopfte von neuem an und begann die Ouvertüre aus dem Kopf zu dirigieren. Und siehe, der Zirkusdirektor, der er selber beinahe mit seinen Redepurzelbäumen und seinen Ankündigungen in der musikalischen Reitbahn vor dem Publikum gewesen war, wurde zum Künstler, zum Mittler und Götterboten zwischen dem Olymp und Böotien, riß wie ein Magnetiseur an seinem funkelnden Taktstock alle Seelen, die spielenden und die lauschenden, in die Höhe, und solange er am Pult stand, jeder Zoll ein Musiker, zweifelte man, ob Paulus oder Christus der Größere wäre.

Trat er dann aus dem Lichtkreis fort wie Faust von den Geistern, die er beschworen hatte, naß am ganzen Leibe, so lohnte ihn ein dröhnendes Brüllen und Klatschen aller satt gewordenen Bestien rings umher. Damen weinten und winkten mit den Tüchern, und „Bülow!", dieser Name, der laut geschrien wie der wilde Kriegsruf von Wenden und Kosaken klang, hallte dann von allen Plätzen. Diesen stark duftenden Dank nahm der schwache

zarte Mensch, der frierend und zitternd wie Friedrich der Große nach Leuthen in seinen Mantel kroch, in seine einsame Höhle mit. Die lag für ihn, den ewig reisenden Handwerksburschen und Nomaden, meist in irgendeinem Hotel, wo ihn Kellner, Hausknechte und Portiers, diese nur auf unsere Börse blickende schwarze Schar, zu deren Hochachtung er häufig nachgemachte Orden trug, mit kalten Knicksen empfingen.

Schnell schluckte der Einsame zwischen fünf russischen Zigaretten ein lieblos zurechtgekochtes Souper herunter, und schrieb bei dem Kaffee an die ferne Frau ein kurzes Briefchen in seinem gehetzten schnellatmigen fin-de-siècle-Stil, halb deutsch, halb französisch wie der alte Fritz: „Liebe Marie! Das Haus war heute ausverkauftest. Tout considéré ein Bombenerfolg für mir, wie der alte Wrangel sagte, als er Generalfeldmarschall geworden war. Genug für heute! Die Hand versagt mir — aus Mangel oberer Leitung. Auch abgesehen davon macht mich die Einsamkeit d. h. Deine Nichtgegenwart unsäglich traurig. Wie viele böse Stunden muß ich verleben. O — o — oh! (Barbier von Bagdad — tiefes Aß.) Morgen will ich noch ins Theater: Der Volksfeind oder Coriolan in Krähwinkel, wie ich es getauft habe, von Ibsen, den ich, vous savez, sehr schätze. Leb wohl für heute! Dein Dir furchtbar attachierter armer Lebensgefährte Hans." Hernach kroch er, die letzte Zigarette vor dem Schlafen im Munde, die Stiege zu seinem Zimmer hinauf, mit der zitternden Hand im Halbdunkel auf das Treppengeländer ein Scherzo

von Beethoven klopfend. Vor seiner Tür, Nummer 217, steht er außer Atem. Er wartet und wartet, mag gar nicht hineingehen in den leeren einsamen Raum, in das Grab einer Nacht. Endlich ist er drinnen, dreht das Licht an und fällt wie etwas Totes in das weiße Bett. „Es war wieder etwas viel heute, alter Hans!“, sagt er noch und fängt an, über sich nachzudenken. „Hast dich wieder tüchtig für andere abschinden müssen!“ Und sein Leben rinnt ihm durch den Kopf, das gejagte Leben eines Virtuosen, der heute seine Schuhe in Berlin auszieht, vor ein paar Wochen in Indianapolis, vorgestern in Hamburg und in acht Tagen vielleicht in St. Petersburg oder Bukarest. Wie ein Kinema sieht's so vom Bette aus.

Seine Jugend geht an ihm vorüber, der Kummer der vornehmen Eltern über seinen Künstlerberuf, die ewigen Seufzer der hochmütigen Mama, die ihr alter Schuhmacher tröstet: „Der Herr Sohn seien eben ein Genie geworden.“ Seine Freundschaft mit Wagner, Liszt, Joachim, Brahms und allem, was in seiner Zeit musikalische Ohren hatte, zieht ihm durch die Seele wie ein Seil, das weiterläuft. Er hört Wagners Stimme ganz deutlich in seinen Ohren mit seinen Leipziger ges und ces. An ihn hat er seine ganze Jugend, seine einst geliebte Frau Cosima und seine drei Töchter verloren. Er hört Brahms lachen und vor Wonne brummen wie einen Bären, wenn er ein Konzert von ihm besonders fein exekutiert hat. Aber eine Undankbarkeit von Brahms hat ihn einst von seinem liebsten Posten, der Hofkapellmeisterstelle in Meiningen, getrieben. Und auf

einmal fing der einsame alte Hans laut an zu schluchzen, so laut wie als Kind, wenn der alte Wieck, sein Klavierlehrer, knurrte: „Wenn er nicht fleißig übt, muß er Assessor werden." Hatten sie ihn nicht alle bestohlen, die er geliebt und wiedererschaffen hatte, deren Werken er sein Feuerseele eingehaucht hatte, daß sie lebten und sprachen und alle Menschen vor sich auf die Knie zwangen? Hatten die Götter, denen er geopfert, ja, die er gemacht hatte — denn ohne Priester gibt es keinen Gott — ihn nicht um sein eigenes Leben betrogen? Für sie war sein Blut wie das der Opfertiere am Altar geflossen, und sie hatten es hingenommen, ohne nur einmal zu fragen: „Schmerzt es nicht, Hans?" Und sein Dasein, wie es so fremd vor ihm vorbeizog, schien ihm das ärmste und leerste und traurigste Leben gewesen zu sein, das je ein zweibeiniges Wesen hatte führen müssen.

Aber wie immer riß ihn etwas, was die andern seinen Humor und er selber seinen guten Geist nannte, aus dieser tiefsten Melancholie. Er sprang vom Bette auf und nahm eine Visitenkarte von sich aus seinem Hut, auf der stand: „Hans von Bülow, Wagnerianer a. D. Vormittags nicht zu Hause, nachmittags nicht zu sprechen." — „Am wenigsten für Hans von Bülow selber!" schrieb er mit fester Hand noch darunter, legte die Karte vor sich auf den Nachttisch und zog sich zum Schlafen aus. Er nahm ein Chloralpulver für seine Nerven, ließ das Licht über Nacht brennen, um nicht wieder von Wagner zu träumen, zog seine Taschenuhr auf, legte sich nieder und

blätterte im Bett noch ein wenig im Grillparzer, seinem Lieblingsdichter, herum. Schon im Einschlafen las er lächelnd die Worte, die man ihm aufs Grab hätte setzen sollen:

„Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt,
und sie durch Liebe macht zu seiner eignen;
denn groß zu sein, ist wen'gen nur vergönnt."

Mozart
(Eine Vision)

Ich hatte heute in der Nacht folgenden Traum:

Ich stand an dem Rand, wo Bewußtsein und unbewußte Ewigkeit wie Land und Meer auseinandergehen. Und eine Stimme kam über das unendliche Wasser in der Nacht und fragte: „Welchen von allen Toten möchtest Du am liebsten sehen?" Und ich schrie mehr als ich sprach: „Mozart!" Und die Stimme rief klagend: „Es sei Dir gewährt. Du darfst ihn alles fragen. Aber er kann Dir nur ein einzigesmal Antwort geben."

Und es erhob sich eine unendlich süße Melodie, vor deren Wehmut und Wollust die Lüfte zitterten und die Winde schwiegen. Und aus dem Schoß des Wohlklanges tauchte eine kleine bleiche zierliche Gestalt empor. Sein großer Kopf mit den feinen verschleierten Augen, der langen Nase, dem schalkhaften beweglichen Mund und den plumpen — o Satire der Natur! — verkümmerten Ohren hing ein wenig zur Seite, wie in der mitternächtlichen Stunde seines Todes, wie in den versunkenen Stunden, wenn er, noch weiter vom Leben entfernt als da, vor dem Clavichord gleich einem Träumenden saß und zum erstenmal jene Melodien aus seiner Seele spann und aus der Stummheit des Nichts hervorlockte. Sein reiches Haar war gepudert und vornehm und ordentlich in ein schwarzes Zopfband gewickelt. Sein blaßblauer kaiserlicher Kapellmeisterrock, der über seiner kindlich großmächtig

gewölbten Brust alle ihm verliehenen päpstlichen und weltlichen Orden als lächerlichen Zierat und bunten Staub verschmähte, tat sich wie ehedem durch guten Schnitt und gekräuselte gelbe Brüsseler Spitzen am Jabot und an den Ärmeln vor allen adligen Kammerherren bei Hofe hervor. Und ich wagte ihn anzureden und zu fragen:

„Hast Du nicht gelitten, da man Dich in der Welt herumschleppte als ein Wunderkind, Du zarte vornehme Seele? Mit sechs Jahren begann die Odyssee Deiner musikalischen Kindheit. Von Salzburg nach Wien, von Wien nach München und von da den Rhein herunter bis nach Aachen und Brüssel und weiter nach Paris und London und Holland wurdest Du auf guten und schlechten Postchaisen nebst Deiner zwölfjährigen Schwester als Wunderkinderpaar hin- und hergefahren. Und während sie von Jahr zu Jahr unbedeutender wurde, bist Du ebenso von Jahr zu Jahr ins Unermeßliche gewachsen. Und überall wardst Du als jugendlicher siebenjähriger Orpheus präsentiert, als unüberwindlicher Klavierspieler und als das größte Mirakel, dessen sich Europa und die Menschheit überhaupt rühmen konnte. Und Du mußtest Dich auf dem Klavier, der Orgel und der Violine hervortun wie ein Kunstreiterkind, Du armes Wesen! Mußtest alles, was man Dir bei Hof wie vom Publikum aus vorlegte vom Blatt spielen oder prima vista transponieren und unbekannte Arien und Musikstücke begleiten oder die Melodie zu einer Baßstimme improvisieren oder auf dem mit einem Tuche zugedeckten Klavier phanta-

sieren oder die Töne, die man in der Entfernung von Dir einzeln oder in Akkorden auf der Orgel sowie auf Glocken, Gläsern, Uhren oder allen nur denkbaren Instrumenten anschlug, aufs genaueste benennen! Man lobte, man bedichtete Dich und besang Dich so und ähnlich:

„Bewundrungswertes Kind, des Fertigkeit man preist
Und Dich den kleinsten, doch den größten Spieler heißt",

oder:

„So hoch die Tönekunst des Orpheus ist gestiegen,
So tief muß er sich nun vor Dir, o Knabe, schmiegen".

Und man bezahlte Deinen Vater für Dich am liebsten mit Dosen und Medaillen und Andenken und Pretiosen und Bildern und Ringen, oder noch lieber mit billigen, aber klingenden Ausrufen des Erstaunens wie: „Bravo! Bravissimo! Oh, c'est un prodige, c'est inconcevable, c'est étonnant!" Und Du standest dabei in der Unantastbarkeit Deiner Natürlichkeit, und weintest bloß nach außen hin sichtbar, wenn man Dich allzusehr lobete . . .

Und wieder nach kurzem Atem- und Ruheschöpfen in Salzburg ging es weiter nach Wien zurück, wo man Dir mit elf Jahren eine Oper zu komponieren auftrug, die das Licht der Rampen nicht erblicken durfte, weil die italienischen Theaterpächter Orchester und Sänger wider Dich aufhetzten, sich nicht von einem Wickelkind dirigieren zu lassen. Sag, hast Du nicht gelitten, als damals Haß und Neid Dich, den zarten, nervenfeinen Knaben, den der Klang einer Trompete umstürzen ließ, zum erstenmal wie

der giftige Atem des Wolfs das Kind im Märchen anhauchte? Und dann, als Dein stolzer, für Dich selbst so ehrgeiziger Vater Dich, sein Söhnlein, mitten im Winter nach Italien beförderte und mit Dir von Konzert zu Konzert von Mailand bis Neapel in gräulichen, von Flöhen ausgepolsterten Reisewagen über Kot und Steine fuhr, und es immer wieder galt, den Welschen begreiflich zu machen, daß ein deutsches Tier Musik von sich geben könnte, was magst Du ausgehalten und überstanden haben? Bis dann endlich der erste volle öffentliche Erfolg als Komponist, nicht als Virtuose — denn was lag Dir, was liegt uns heute an diesem! — Dir beschert war und es nach Deiner großen italienischen Oper „Mithridates", die ach, noch so wenig von Dir selbst trug, wie Goethes frühe Leipziger Liedchen ihn bekunden, von allen Logen und Rängen rief und schrie: „Evviva il maestrino!" Und Du standst auf dem Dirigentenpult, das man für den kleinen Wundermann erhöht hatte, mit Deinem ernsten nachdenklichen Gesichtlein, das jeden für Dein längeres Leben besorgt machte. Und verbeugtest Dich vor dem Geklatsche und Getöse und wischtest Dir mit den vom vielen Rezitativschreiben müde gewordenen zitternden Fingern den Schweiß von der kleinen Stirne, hinter der bereits Deine eigenen Melodien glühten, von denen alle die modischen italienischen Musikanten, die Fioroni, Sammartini, Ferrandini und Lampugnani mit ihrer Kastratenmusik keine Ahnung hatten. Und Du küßtest den schönen Damen, die Dich streichelten, mit Deinem stets kußbereiten

Munde die beringten Hände, mit denselben Lippen, mit denen Du Kaiserinnen, Erzherzoginnen, Königinnen und Kurfürstinnen und Deiner Schwester Schoßhündchen Bimberl abgeküßt und gebusserlt hast! Wie oftmals wardst Du krank unterwegs auf Deinen Reisen als Kind, und lagst da im Fieber auf den Tod oder schliefst tagelang wie in Rom hintereinander in tiefer Erschöpfung, alldieweil der fromm gefaßte Vater still bei sich dachte: „Es hängt alles von der göttlichen Gnade ab, ob er dies Wunder der Natur, welches er in die Welt gesetzt hat, auch darin erhalten, oder zu sich nehmen will."

Oh, dieser gute vernünftige Vater, den Deine Chronisten nicht müde werden als Muster der Pädagogik und des Genieerziehers zu feiern, wie sehr, wie schwer hat er Dich „in der besten Absicht" natürlich gequält! Denn nun als mit Deinem Älterwerden die Sensation Deiner Wunderkindschaft aufhörte und ein Konzert von Dir nur der Musik, nicht der Kunststückchen wegen besucht werden mußte, und Du in der Enge des klatschsüchtigen kleinlichen Salzburger Kreises, in einem Bettelort ohne Anregung, ohne höhere Unterhaltung, Deine schönen jungen Jahre verschlenzen mußtest, da erwachte der ernste ängstliche Spießbürgergeist immer stärker von Jahr zu Jahr in dem wackeren alten Leopold Mozart, dem fälschlichen Vorbild aller Väter. Denn es war eingezogen in Salzburg als geistliches Oberhaupt ein neuer Erzbischof, ein Welscher, Hieronymus von Colloredo geheißen, ein Hundsvieh von einem Kerl, der einzige Mensch, den Du in Deinem Leben

hassen gelernt hast bis zur Raserei, Du liebevollste Seele! In das Mauseloch der Philisterei hat er Deinen braven Vater getrieben, den er auf Grund der paar hundert Dukaten, die er ihm als Kapellist und Hofkomponist hinschmiß, mit unendlichen Hudeleien sekkiert hat, weil er sich untertänigst unterstanden hatte, ein Genie in die Welt zu setzen. Was mußt Du erduldet haben, als ein solcher bang und klein gewordener Vater, mit dem Dich Dankbarkeit und Liebe ohne gleichen verband, Dich immer wieder in den Diensten dieses gefürsteten Scheusals als Hof- und Domorganist zu halten suchte? Einmal schon entrannst Du dem Joch und Deiner herrlichen Heimatstadt, die Dir Geduldigem zum Ekel und ganz unerträglich geworden war. Und flohst nach Mannheim, dem Paradies der Tonkünstler, dem Zentrum des ganzen deutschen Kunstlebens in damaliger Zeit, dem Du nicht weniger als Schiller später zu verdanken hattest. Aber als die erste ernste Liebe dort Dein wallend Herz ergriff, und Aloysia Weber mit ihrer, einer Cremoneser Geige ähnlichen Stimme neben Dir am Clavichord sitzend, Deine für sie gesetzte Arie sang:

„Non so d'onde viene
quel tenero affetto“

ein Auftakt zu jener späteren wunderbaren Weise:

„Ihr, die ihr die Triebe des Herzens kennt,
sprecht, ist es Liebe was hier so brennt!“ ...

da scheuchte die Lebensklugheit und die Weltweisheit des wohlmeinenden Vaters Dich von der armen Tochter eines Souffleurs, die Dich „eingeschäfert“ hätte, in einem heftigen

Briefe fort: „Auf mit Dir nach Paris und das bald! Setze Dich großen Leuten an die Seite, keinem Frauenzimmer, das Dich mit einer Stube voll notleidender Kinder auf den Strohsack bringt — Aut Caesar aut nihil!“ Und fort ging es mit den schönsten Ratschlägen des Alten, dem es ebenso sauer wurde, für Dich Geld aufzunehmen und Dich mit zu unterhalten, wie es Dir Jahrelang um ihn leicht gewesen war. Die alte unbedeutende und außerhalb Salzburgs völlig unbeholfene Mutter hat er Dir, dem nun fast Zwanzigjährigen, in übertriebener väterlicher Fürsorge und Bevormundung und Angst um Dein Ungeschick im Einpacken und Geldwechseln und Chaisenmieten mit hinzugepackt. Und nun saßt Du nach einer neun und einen halben Tag langen Fahrt, auf der Du oft glaubtest, Du könntest es nicht mehr aushalten, fern von der Geliebten in der großen wildfremden Stadt, die Dir einst als Kind zugejubelt hatte, und nun dem zehnmal bedeutenderen Jüngling den kalten Rücken zukehrte. Dort in Paris hocktest und haustest Du mit der Mutter, die vier Worte Französisch verstand und vor Entbehrung und Heimweh „die Täge ihr Teil weinte“, in einer kleinen feuchten Mietbude, in der nicht einmal ein Klavier, Dein Element, Platz hatte. Und ranntest von Empfehlung zu Enttäuschung und von Versprechung zu Demütigung, bis Du schließlich Stunden geben und Lektionen erteilen und das Geklimper irgendeiner reichen, aber unbegabten Comtesse anhören mußtest. Und dann, als die Mutter starb, die alle Tage immer allein „wie im Arrest“ verbringen mußte, und Du

dem merkwürdig schnell gefaßten Vater jene rührenden Briefe in sauberer reiner Perlschrift, die er an Dir liebte, schriebst, jene Briefe, auf denen wir heute noch die Spuren Deiner Tränen sehen, was für Schmerzen haben da Deine schöne trauervolle Seele durchzogen, Du seidenzarter, liebesüchtiger Geist?

Und dann, wie Du heimkehrtest und die Geliebte treulos wiederfandest und den Vater verstimmt und enttäuscht von Dir, und Du noch einmal um diesen scheusäligen Erzbischof musizieren und scharwenzen mußtest, dem Du am liebsten das Violoncell auf dem eitlen Schädel zerschlagen hättest, was hast Du alles da heruntergeschluckt an Galle und Griesgram und verstecktem und verschmähtem Liebesübermaß? Als Du zwischen Läufern und Köchen und Leibkammerdienern, welche die Lüster anzünden und die Türen aufzumachen hatten und die Du „mit großer Seriosität" Dir vom Leibe hieltest, sitzen und essen mußtest, Du, der Du in den Fingerspitzen mehr Noblesse hattest als alle kaiserlich apostolischen Majestäten in ihrem Corpus zusammen genommen! . . .

Bis auch Deine Engelsgeduld und Sanftmut ein Ende nahm an jenem Tag, da Du dem aufgeblasenen Pfaffen, der Dich mit „Fex" und „elender Bursch" und „liederlicher Bube" schlimmer als einen unsauberen Schoßhund traktierte, den schändlichen Dienst aufsagtest. Wofür er Dir durch eine seiner Kreaturen in der Antekamera mit einem Tritt in Deinen Unaussprechlichen quittierte, der doch tausendmal noch erhabener war als sein fürstliches

Angesicht. Wie hat Dich da nur die Rücksicht auf Deinen demütigen Vater, den Du wie den lieben Gott geliebt hast, und der Dir nicht einmal Dank dafür wußte, daß er „keinen Hundsfott" zum Sohne hatte, davon abgehalten, persönlich Rache für einen Schimpf zu nehmen, der Dich mehr als Figaro und Ferdinand von Walter geschändet und in Aufruhr gebracht hatte!

Aber nun wurdest Du frei, frei wie der Bürgerstand in Frankreich, der in Scharen damals sich erstritt, was Du als einzelner ohne Nationalversammlung und öffentliche Erklärung der Menschenrechte Dir erkämpfen mußtest: Achtung und Selbständigkeit und Freiheit vom Vater und von der Heimat und von der musikalischen Tradition, die Dich bisher noch wie einen Vogel am Faden hielt. Und zum erstenmal sprang Dein Herz weit auf und blutete seinen Schmerz und seine Wonne in den Tönen der „Entführung", diesem herrlichsten Singspiel, aus.

Ach! Du glaubtest den Kelch des Leidens geleert zu haben und griffst jauchzend und übermütig zum Pokal der Freude, der rechts vor uns Lebenden steht! Indem Du Deine zweite Entführung vollführtest und Constanze, die Schwester der ungetreuen Aloysia Weber, als Weib nahmst und Dich unter Tränen mit ihr kopulieren ließest. Da weigerte der vielgepriesene mißtrauisch gewordene Vater, der jeder Verleumdung über Dich nun seine alten Ohren lieh, wiederum lange seinen Segen zu dieser Verbindung, um den Du ihn angefleht hattest, in so zärtlichen treuen Briefen, daß es einen Raben hätte rühren

können, und es gab einen kalten Sprung in Dein Herz wie nie zuvor. Wie hast Du's ertragen können, daß dies Echo nicht kam, nach dem Du riefst, liebespendendes, liebebedürftiges Kind?

Als ob Du nicht gewußt hättest, welche Frau zu Dir paßte! Als ob irgendeine andere in der Welt besser für Dich gewesen wäre, als diese, die nicht schön war, aber allen Schabernack und alles Possenzeug mitmachte und mit Dir narrierte und lachte und tanzte — das liebste was Du auf Erden tatest — und Dir das Fleisch schnitt, den Punsch kochte und Märchen von Aladins Wunderlampe und dem Schloß in der Höhle Xa-Xa erzählte. Und die sich in Dein Totenbett legte, als man Dich zu Grabe getragen hatte, um ebendort wie Du zu sterben, und die achtzehn Jahre später noch nichts anderes wußte, als einen Deiner wärmsten Verehrer und ersten Biographen zu ehelichen? Du warst gar nicht so unpraktisch in Deiner eigenen Lebens- und Wirtschaftsführung, wie die siebenmal Gescheidten meinen, die einen Künstler immer wie ein Kind oder einen Narren unter Kuratel stellen möchten. „Brav Geld machen" war bis zum letzten Ende ewig Dein Bestreben. Du rafftest Skolaren zusammen, wo sie zu kriegen waren. Und es war nicht Deine Schuld, wenn es Dir mit Stunden- und Konzertegeben besser gelang, als mit Deinen Kompositionen, welche die Verleger als zu schwer und nicht populär genug verschmähten, oder Deinen noch nicht gleich dem „Parsifal" geschützten Opern „Figaro", „Don Giovanni", „Così fan tutte" und „Cle-

menza di Tito", von denen der Abschreiber oft mehr Profit hatte als Du selbst. Du wußtest immer wieder Geld herbeizuschaffen und scheutest weder unermüdliches Besuchmachen noch ewig wiederholtes Vorstelligwerden, noch ein paar Schmeicheleien, wenns not tat, noch faule Wechsel und Anweisungen, die auf so und soviel Florins bar und etzliche Rollen Tuch lauteten. Dreitausend Gulden Schulden hattest Du, als Dein Leben mit fünfunddreißig Jahren abbrach und wie ein feines Seil zerriß, an dem zu viele Lasten hängen. Verschwender und Lumpen pflegen nicht mit solchen kleinen Summen das Weite aufzusuchen.

Sprich, was mußt Du gelitten haben unter der bösen Nachrede der geschwätzigen Wiener Welt, die Dich einen Trunkenbold gescholten hat, weil Du gern hin und für champagnern mochtest und einen liederlichen ausschweifenden Wüstling dazu, weil Du eine Sängerin, die eine Deiner Arien meisterlich gesungen hatte, zum Lohn auf den Hals geküßt oder vor überquellender Freude an Dein pochendes Herz gedrückt hast, Du zärtlichster Ehemann, Du gütiger Vater, Du? Es wollte Dir zeitlebens nicht wie Deinem größten Sohne Beethoven, der Fürsten und Kaiserinnen anflegeln konnte, noch Deinem glücklichen Enkel Wagner, der sich wie sein Denkmal in Positur zu setzen wußte, gelingen, Dich als zukünftige Unsterblichkeit in allgemeinen Respekt zu bringen. Du machtest ihnen zu viel Faxen vor, Du wunderbarer possenvoller Mensch, und schämtest Dich fast Deiner ganz unfaßlichen Überlegenheit in allen musikalischen Dingen. Und da war keiner außer Haydn, dem

Einzigen vielleicht, der einen Begriff von Deiner ganzen unübersehbaren Größe verspürte, da Du Atem hattest.

Aber was mußt Du erduldet haben in diesem Anschein Deiner äußeren und inneren Unbedeutung vor der Welt, in Deiner vornehmen Schamhaftigkeit, unter der Minderwertigkeit und Dummheit und dem Absprechen und Mäkeln Deiner Mitwelt, die, wie die Berliner Musikkritiker immer das Herz oder wie die Italiener die Melodie in Deinen Werken vermißten, also gerade das, wovon sie in tausend Tönen übertropfen? War das nicht ebenso töricht wie das Schelten des nur vier Jahre vor Dir verblichenen pedantischen Vaters, der Dich wie manches böse Mal auszankte, daß Du alle Arbeiten gerne „auf die lange Bank schieben“ möchtest, Du unbegreiflich fleißigster aller Künstler! Du konntest eine Fuge niederschreiben und zugleich das Präludium für sie ersinnen, und konntest die Posaunenstimmen im Orchester während einer kurzen Probenpause umändern und konntest eine Arie oder eine Reihe Tänze flugs in einer Stunde hinschreiben, und eine ganze Ouvertüre, wie die zum „Don Juan“ in einer einzigen kurzen Herbstnacht, Du ewiges Wunderkind. Ach! warum konntest Du nicht auch den Tod auf die lange Bank schieben, der kurz nach der „Zauberflöte“, Deinem letzten und größten Erfolge, wie ein hagerer und grau gekleideter Bote an Deine Türe pochte!

Fühlt denn keiner, wie wund es in Dir gewesen ist, daß Du ihn willkommen heißen konntest, den stummen Würger, der Dich — o grauenvollstes Geschick des Künst-

lers — mitten von Deinem tönenden Werk fortriß, als Du gerade anfingst, ganz Du selbst zu sein und Deine eigenste deutsche Musik zu machen? Wie matt und weh muß Dein Herz, Dein glühendes liebendes Herz, von der Welt gemacht worden sein, daß Du, mehr Jüngling noch als Mann, schon den Tod als Deinen besten Freund erwartetest, und seinen Geschmack auf der Zunge noch die Kraft hattest, Dir selbst Deine eigene Sterbemusik zu machen und Deiner Seele ein Requiem zu setzen! Du warst, wilder und trotziger noch als Dante, zur Hölle gefahren und hattest verzweiflungsvoll an den Toren des leeren Nichts gerüttelt, und Tod und Verdammnis schon in ihren letzten grellsten Tönen so nahe vernommen, daß Du keinen Schrecken mehr vor ihnen empfandest, daß Du das Sterben wie eine letzte Prüfung mit maurerischem Ernst bestandest. „Bleiben Sie bei mir diese Nacht" sagtest Du am Vorabend Deines Todes zu Deiner kleinen Schwägerin, „Sie müssen mich sterben sehen!" Du wußtest, das Du es gut machen würdest, das Sterben, wie alles, was Dein Genius sich vornahm. Und doch, wie viele Tränen entstürzten Dir noch ein letztes Mal, als Du fühltest, daß es schon zu Ende ging, dieses kurze, schmerzüberladene lakrimose Leben, dessen Bahn sich unter so glücklichen Auspizien öffnete und mit solch unsterblichen rührenden Bruchstücken schloß! Gequält von dem Gedanken, daß Deine Feinde, die Italiener, Dich vergiftet hätten, Dich, den die Menschheit als einen der größten Neuerer und den ersten Gemütsmusikus kaum gewürdigt

hatte, wandtest Du der Welt den Rücken, Dein Haupt gegen die kalte Wand geneigt, und verschiedest!

Laß mich Deine letzten Tränen trocknen, Du viel zu wenig geliebter Geist! Laß mich Dir sagen, was Du uns bist! Laß mich Dir Deinen Ruhm verkünden, der heute über alle Länder reicht, und von dem jeder Mensch, nur Du noch nichts weißt, Du Überreicher, Du unser aller ewiger Gläubiger!"

Und ich versuchte, seine kleinen weichen Hände, von deren Spiel noch Greise bei der Erinnerung glühten, zu ergreifen und in tiefster Dankbarkeit zu drücken. Aber er entschwebte vor mir im Traum in einer Wolke von unendlichem Wohllaut.

Und er lächelte, er lächelte . . .

Beethoven

„Vieles Gewaltige lebt,
Doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“

Die Zunge zittert, das Leben dieses Titaniden, der in menschlicher Maske siebenundfünfzig Jahre lang auf unsrer Erde geweilt hat, zu schildern. Nicht, weil es von außen betrachtet, einen solch erstaunlich großen Anblick gewährt. Was ist auch weiter daran: Der Enkel und Sohn eines dem Trunk verfallenen rheinischen Musikus zur napoleonischen Zeit fällt um seiner großen künstlerischen Begabung früh auf, erhält seine weitere Ausbildung in Wien, das damals unter Mozart und Haydn lebte. Er faßt dort Wurzel, findet Freunde und Gönner, Ansehen und Auskommen. Ein früh verstorbener jüngerer Bruder ladet dem Unverheirateten noch späte Familienpflichten auf, indem er ihn letztwillig zum Vormund seines nichtsnutzigen Sohnes bestellt. 1827, in der Biedermaierzeit, fünf Jahre vor Goethes Tod, scheidet er in einem Frühlingsgewitter von der Erde. Wahrlich, ein schlichtes, ganz einfaches und gewöhnliches Leben in seinem äußern Verlauf, ein Schneckenleben, wie es unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, sein Vollender einmal selbst genannt hat. Das Dasein irgend eines beliebigen Beamten, Künstlers oder Lehrers läßt sich farbiger, wechselvoller, aufgeregter nennen und erzählen.

Aber schaut man nur einmal in das innere Getriebe dessen, der diese ihm von draußen bescherten Schicksale

wie ein schwarzes Kleid, aber manchmal auch wie ein Nessushemd trug, das ihn versehrte, so blickt man in ein glühendes Feuer hinein, dessen Glut uns blendet und den Atem im Munde vertrocknen will. Bis dann schließlich jene Stimme im Triumph aus ihm kommt, die aus dem Gesang der drei Männer im Ofen erklang, wie aus dem Mund des armen heiligen Franziskus, der halb blind die Sonne und alles unter und über ihr pries:

„Denn alle Lust will Ewigkeit!"

Beethoven, der gleich ihnen in der neunten Symphonie in den Tanz der Sphären hinauf sein Lied an die Freude geschleudert hat, lehrt uns, wie wenig äußerliche Erlebnisse und große fremde Begebenheiten dem Menschen zur Belebung und Erhebung seines Innern notwendig sind, was man zuweilen wohl von Kriegsfanatikern, den größten Feinden unsers Geschlechtes, auf den Gassen predigen hört. Er hat unter Bonaparte, den er bekanntlich als Kaiser der Franzosen nicht mehr der Widmung seiner Eroica, die er dem Führer der Revolution zuerkennen wollte, für würdig erachtete, wie unter Erzherzog Karl, dem Sieger von Aspern, nichts größeres und schöneres erdacht und geschaffen als unter der jämmerlichen Reaktionswirtschaft Metternichs. Und wenn er auch anders wie Goethe, der in deutscher Untertanentreue dies ruhig den Fürsten überließ, an der Politik innigen inneren Anteil nahm, so bedurfte er doch erst keiner lauten auffallenden Ereignisse, um sich als Mensch mit Menschen zu fühlen. Er war mit seinem ganzen Herzen Demokrat; das Tonstandbild des Ideal-

republikaners Marcus Brutus war der einzige Zimmerschmuck, den er von einer Mietswohnung zur andern mit sich schleppte. Und er war zugleich von Natur aus — er hat es in seinem berühmten Testament an die Menschheit selbst offenbart — ein geselliges Tier und mit einem feurigen und lebhaften Temperament geboren.

Einen solchen in die Zerstreuungen und Vergnügen der Gesellschaft verliebten Geist trieb das am meisten abtrennende, vereinsamende und scheumachende aller Leiden, eine Taubheit, die von Jahr zu Jahr schlimmer wurde, aus jeder menschlichen Gemeinsamkeit in die finsterste Abgeschlossenheit. Mehr als zwanzig Jahre, die besten Mannesjahre seines Daseins, hat er wie ein lebendig Begrabener in völliger Totenstille zubringen müssen. Kein Laut seiner Zeit, kein Ton seiner Musik drang mehr zu ihm, der einzig mit seinen Augen und seinem Gewissen lebte. Es muß ein herzzerbrechender Jammer gewesen sein, ihn, der Noten gemacht hat wie keiner vor ihm und nach ihm, in diesen Jahren spielen zu hören: Sei es auf Streichinstrumenten, die er nicht mehr stimmen konnte, oder auf dem Flügel, auf dem er wild und wie von sich selbst betäubt, herumhämmerte wie Vulkan in seiner Schmiede, es war meist eine gräuliche Ohrenpein für die wenigen Menschen, die er überhaupt hierbei in seiner Nähe duldete. Der Verkehr mit diesen paar Jüngern, die um ihn herumliefen wie um einen aus dem Riesenland Brobdignac, dem sie den notwendigen Verkehr mit der Menschheit ereichtern mußten, geschah durch jene bekannten Konversa-

tionshefte, von denen eine Anzahl als traurige Reliquien auf die Nachwelt gekommen ist. Diese jämmerlichen rührenden Krücken, die er auch den Besuchern, die er zuließ, sogleich mit einem Bleistift zuschob, vermittelten und ermöglichten überhaupt noch den trümmerhaften spärlichen Verkehr, den er mit seiner Mitwelt unterhalten konnte. Alles Formelle, wie Begrüßungen, Verabschiedungen und nichtssagendes Gesprächsfüllsel war, als unwichtige und unwürdige Konversationsmacherei, von ihm abgestreift. Das Platte und Gemeine hatte seinen Hauptzugang zu ihm verloren.

Es kann sein, daß dieses einzige Gute, was sein Leiden ihm brachte, ihn zuweilen sogar über dies entsetzlichste Schicksal, das ihm widerfahren war, getröstet haben mag. Denn um so ausschließlicher, stärker und eindrucksvoller ward nun der Umgang mit seinem Innern für ihn, dies, was wir Menschen eigentlich nur unser Leben nennen sollten. Die unausgesetzte Beschäftigung mit sich selbst als das Hauptwesen des Genies war durch diese ihm aufgezwungene Trennung von der Allgemeinheit gradezu ein Privilegium für ihn geworden. Er ist sich ein harter Richter gewesen, und der Rhadamanthys in seiner eigenen Brust hat dem Totenrichter in der Unterwelt nicht viel mehr an sich zu verurteilen übrig gelassen. Da er sich auf sein äußeres Gehör nicht im geringsten mehr verlassen konnte, mußte er alles dafür tun, sein inneres Ohr zu schärfen, er, dem es wirklich, was Lessing im Scherz von einem händelosen Raphael phantasiert hat, gelungen ist,

mit das größte musikalische Genie trotz seiner Taubheit zu werden. Drum sehen wir ihn mit höchster Strenge über den Notenhaufen schalten und walten, den er zu einem künftigen Werk in seinen zahllosen Skizzenbüchern, die er allerorts mit sich schleppte, zusammentrug. Jeder Satz, zu dem er nicht mindestens dreimal geknurrt oder gebrummt hatte: „Das ist deiner würdig, Beethoven!" wurde nicht in den Himmel der fertigen Kompositionen aufgenommen, sondern blieb im traurigen Vorhof der unvollendeten Ansätze und Entwürfe gleich seelenlosen oder nur halb beseelten Elementargeistern verbannt. Er ließ bis ans Ende seinen Geschmack, der an sich nicht der wählerischste war, hart an und erlaubte ihm nicht den geringsten Verstoß aus Bequemlichkeit oder Trägheit. Fast alle seine musikalischen Gedanken und Motive sind nach der ersten Niederschrift umgeändert und verbessert worden, und kein Künstler hat gewissenhafter zum Schluß über sein Werk die große Generalparade bis auf das kleinste Tönchen abgenommen als Beethoven. Darin hatte er etwas von dem pedantisch preußischen Geist der Hohenzollern, von denen man ihm immer einen, noch dazu den dicken weichlichen Friedrich Wilhelm den II. als illegitimen Vater andichten wollte, als sei eine solche Geistererscheinung wie er nicht auf dem schlicht bürgerlichen Wege zu erklären gewesen.

Und ebenso streng, wie er mit dem Musikus umging, pflegte er es auch mit dem Kerl, dem „vermaledeiten Saukerl Beethoven", wie er sich zuweilen ausschimpfte, zu hal-

ten. Mit achtundzwanzig Jahren als ein Jüngling schon durch sein Leiden gezwungen, Philosoph zu werden, nahm er sich das feierliche feste Gelübde ab, sich alles selbst zu sein und zu sagen, was ihm die Welt nicht mehr geben konnte. Seit der Zeit wuchs ihm der schöne trotzig geschlossene Mund, den wir wie seine Werke lieben. „Eine ganz und gar ungebändigte Persönlichkeit“ hat ihn Goethe, der Minister, genannt. Die Unendlichkeit verzeihe es ihm, der trotz seiner großen Augen nicht alles sehen, trotz seiner gewaltigen Brust nicht alles lieben konnte! In Wahrheit ist Beethoven, im Stadion seines Lebens ewig mit sich selber ringend, der größte Überwinder des, was uns alle bändigt, des Gemeinen geworden, und kein anderer Künstler hat sich so sehr selbst erlöst, wie der Dichter des Parsifal sagen würde.

Es muß doch seinen tiefen Grund haben, warum der Kopf grade dieses Mannes in unserer nach Abbildern lüsternen Zeit am beliebtesten und populärsten geworden ist, so daß es wenige Häuser geben mag, in denen nicht ein Bildnis seiner Züge oder seine Maske von der Wand herabstarrt. Es ist, als ob dieses im griechischen Sinne unschöne wilde Gesicht, das zum Leben spricht: „Wie du auch seist, ich nehm' es auf mit dir!“ und im Tode ernst wie ein Kruzifix und männlich mit fest zusammengehaltenem Munde schweigt: „Es ist vollbracht!“, als ob dieses stolz erhobene Löwenhaupt vielen Menschen in unserm heutigen zerklüfteten, ungeklärten Zusammenleben etwas wie ein Amulett bedeute: Als das Beispiel eines der un-

sern, der Herr über das gewaltige Schicksal geworden ist, dem er tapfer sein „Herein!" zurief, als es an die Pforte pochte. Aus dem Grunde kann man sich fast mit dem Warenhaus-Beethoven wieder versöhnen, der uns heute von allen Etagèren in Gips, in Bronze, Porzellan und Biskuitt anglotzt. Dann von den Götzen, derer das Volk immer bedarf, ist dieser wohl der erträglichste, und was sein Abbild symbolisieren will, den Triumph des Menschen über das Leiden der Welt, kann uns auch kein Kopf eines Moses, Prometheus, Buddha oder Christus schöner und erhebender zeigen.

Es ist keine Falte Falschheit an diesem Beethoven gewesen, nicht das Geringste von jenem Sich-in-Positursetzen, was manche später in ihn hineingelegt haben. Nichts war ihm, der noch bis in die letzten Minuten mit seinen harmlosen Jüngern wie mit Karnickeln Spaß treiben mochte, widerwärtiger, als sein Leben gleichsam auf dem Sockel zu führen und sich als Unsterblichkeit ästimieren zu lassen. Einen Eckermann hätte er so wenig um sich ertragen können, wie er höchst selten von seiner Kunst reden mochte. Wohl war er selbst bewußt und achtete keinen um seiner Titel, Orden oder Reichtümer willen. „Fürsten kann man machen" — er sah es ja immerwährend zu Napoleons Zeiten —, „aber keinen Beethoven!" lautet einer seiner bekanntesten Aussprüche. Aber so etwas entfuhr ihm mehr aus gut bürgerlicher Gesinnung als aus eitler Überhebung. Seine Briefe an Goethe oder an E. Th. A. Hoffmann, der neben der romantischen Bettina unter den da-

maligen Künstlern allein das richtige Trommelfell für seine Musik hatte, sind Urkunden einer von sich überzeugten, aber gewaltsam in sich zusammengehaltenen Seele. Nie hat sich sein Geist in Überspannung des eigenen Wertes vergangen, wozu ihn seine Einsamkeit und das Verkanntsein, das ihm allzu häufig widerfuhr, leicht hätten verlocken können. Wie ein treuer, liebender Lehrer über seinen Schüler hat er Zeitlebens über seinen Charakter gewacht. Daher seine Mahnworte an sich selbst, die er sich eindringlich in sein Tagebuch, seinen Kalender und sein Gewissen schrieb, zu erklären sind, jene kräftigen kernigen Sätze wie: „Jetzt Opern und alles dir Aufgetragene lassen, nur auf deine eigene Weise arbeiten!" oder: „Das gänzliche Alleinleben ist wie Gift für dich bei deinem gehörlosen Zustand." Er mußte — und dies ernste Gefühl hing stets mit seinem Leiden über ihm —, weil er immer gleichsam auf einer Klippe stand, sich und die Kleinodien seines Innern selber streng behüten und den Wahnsinn und alle Furien der Hölle von seiner Schwelle halten. Darum sehen wir ihn, dessen letzte Musik den meisten seiner Zeitgenossen unverständlich, verworren, wenn nicht hirnverbrannt vorkam, stets bemüht, sich rein und ohne Schuld zu halten wie ein delphisches Heiligtum, dem die Erinnyen nicht nahen durften. So wie er äußerlich gleich einem Orientalen Waschungen an sich liebte und darum Mahomet verehrte, so war er auch eifrigst darauf bedacht, sich innerlich immer wieder zu reinigen, zu läutern und nicht überwuchern zu lassen. Freilich ist er sich kein förmlicher schulmeister-

licher Erzieher gewesen; er ging eher mit der Keule als mit dem Backel gegen sich vor und behandelte sich mit Fug und Recht als einen Ausnahmemenschen.

Daß er kein guter Pädagoge landläufigen Sinnes war, bewies er an seinem Adoptivsohn und Neffen Karl, den er, mehr und anderes von ihm verlangend, wie dieser tragen wollte, bis zum Selbstmordversuch getrieben hat. Das hoffnungslose Schicksal des Jünglings, der im Schatten dieses Titanen erwuchs, hat ihn mehr noch als das eigene ernste Los gehärmt und erschüttert. Er, der seine Familie liebte wie der im Geist und Geschick ihm verwandte Michelangelo die seinige, sah alle ihre Mitglieder gleich Gezeichneten und Mißwachsenen verfaulen und verderben. Er kam sich wie aus des Tantalus Geschlecht stammend vor in dieser ihm durch ein widriges Verhängnis „zugeschusterten abscheulichen Brut“, deren jüngsten er vergeblich auf Adlerschwingen wie den Ganymed in seinen Olymp heben wollte. Was dem Florentiner noch gelungen war, kraft seines Charakters und seiner Arbeit seine entarteten Angehörigen mit sich emporzureißen und des Glanzes seines Namens wenigstens nicht unwürdig zu hinterlassen, Beethoven verschlug es zu seinem eigenen größten Jammer. Schon ein Menschenalter später sehen wir einen seiner Nachfahren als Betrüger und aufdringlichen Bettler und Bittsteller am Hof Richard Wagners, seines wahren Thronfolgers, figurieren. Einsam ist Beethoven darum gestorben wie der mißtrauische Kyklop Polyphem in seiner Höhle. Umglänzt von dem Widerschein der Blitze, die draußen

niedergingen, streifte er sein letztes Angesicht, seine Totenmaske, von sich ab.

So wundersam, wie auf ihr sich Trotz und Weiche mischen, war auch sein Wesen, solang er lebte, verwebt. Wie seine Musik bald dem Tartarus, bald den zartesten Elfen aufspielt, konnte er rauh, roh wie der Nordwind sein und dann wieder sanft klagend wie das nächtliche Rauschen der Lindenbäume oder eine Hirtenflöte im Mai. „Wenn er lächelte," hat ein Zeitgenosse, nicht einmal eine Frau, von ihm erzählt, „so war dies so himmlisch auf seinem Antlitz anzusehen, daß man nicht bloß an ihn, sondern an die ganze Menschheit glaubte." Bezeichnenderweise schätzte er sein Lieblingsbuch, die Odyssee, die er im Deutschen las, und an der er sich erbaute wie ein Protestant an Luthers Bibel, weit mehr als die Ilias, von deren dröhnendem Schlachtgetöse man auf das erste Hören hin doch glauben sollte, daß es ihn eher angemutet hätte. Er war, was dünkelhafte Gelehrtenweisheit oft bei ihm bezweifelt und belächelt, ein höchst gebildeter Geist. In der Geschichte fühlte er sich durch unausgesetzte Lektüre schließlich so zu Hause wie in Wien und wußte die meisten Völker zu überfliegen und ihren Lebensgang so gut zu erzählen wie die alltägliche Menschheit den ihrer Nachbarn hersagen und beschwatzen kann. Selbst in den reichen Schachten der Griechheit war ihm, wie unsern beiden Klassikern wohl, deren größten er auswendig kannte. Den Plutarch ward er gleich Napoleon nicht müde, immer wieder zu lesen, und Platos Akademie hätte ihn sicherlich

unter ihre erhabensten Geister aufgenommen und zum schweigsamen Ehrenmitglied ernannt.

Beethovens Ideale für sein eigenes Leben wie für das der Gesamtheit sind — und dies hat auch seine Musik so modern erhalten! — ganz und gar die unsrigen. Es gab für ihn keine Fürsten mehr vor der Majestät des Volkes. Er hat nicht nur die große französische Revolution vom Rhein aus, wo er damals lebte, mit Begeisterung begrüßt, das taten die Klopstock, Herder, Schiller und Kant auch. Nein, er hielt auch an den echten Idealen dieser Bewegung bis an sein Ende unverbrüchlich fest und sah anders wie jene Künstler das Bleibende und Weitertreibende der Früchte von 1793. Mit Vorliebe studierte er die damaligen englischen Parlamentsberichte, da es zu seiner Zeit noch keine deutschen zu lesen gab, und lauschte sehnsüchtig auf jede freie Regung seines Volkes. Er glaubte schließlich mit Schiller an eine Verbrüderung aller Völker zu einer Kulturmenschheit und mit Kant an den künftigen ewigen Frieden und hätte sich sicherlich ohne Zögern in die Liste jeder großen internationalen Arbeitervereinigung eingetragen.

Auch seine religiösen Vorstellungen sind Geist von unserm Geist gewesen: Er war nur nebenbei Katholik, in allen Hauptfragen ein überzeugter Pantheist. Kein Madonnen- noch Heiligenbild hing über seinem Pult, der Stätte, wo er seine gewaltigen Werke zusammenhämmerte, einzig die drei Sprüche aus dem damals aufgedeckten Tempel der ägyptischen Göttin zu Sais, die er selbst auf

ein Blatt geschrieben hatte und einrahmen ließ. Und die da lauten: „Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was ist, was war, was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben. Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." Und nur e i n Gebet hatte dieser wildnaive, „vom Übermaß der Empfindung schier erdrückte Mann", wie Grillparzer, der Redner an seinem Grabe, ihn genannt hat, eines, das, wie es mit unsren glühendsten Gebeten meist zu geschehen pflegt, nicht erhört worden ist, und das so aufgezeichnet in seinem Nachlaß stand: „O Gott, laß mich sie, jene endlich finden, die mich in Tugend bestärkt, die mir erlaubt mein ist!"

Darum darf man heute getrost eine Rede auf ihn mit dem Ausspruch schließen, der einst wie manches Musikalische von ihm als unmögliche Dissonanz geklungen hätte, was wir heute nur noch mehr als ein schönes Wagnis hören und empfinden, daß er nicht allein als einer der größten Künstler, sondern auch als einer der besten Erzieher des Menschengeschlechtes gelten darf: Dieser einzige Mensch, um den allein schon keiner von uns aus Deutschland verbannt sein möchte.

Richard Wagner

Ganz leise trieb die Prachtgondel von der Riva dei Barcaroli kommend dem damals noch nicht von Dampfern geschändeten Canale grande der Lagunenstadt zu. Der Ruderer, der hinten auf der Poppa des Fahrzeugs stand, stieß den schweren Kahn mit seinem goldenen Schnabel langsam weiter. „A—oel!" rief er und „sia di lungo!", wenn er um eine Ecke bog, und das Echo seiner schönen Stimme hallte von den hohen Palästen auf das kalte, schweigende Wasser nieder. Ein großer Korb voll blauer Hyazinthen stand vorn in der Gondel. Und in der Mitte auf einem prachtvollen, knallroten Teppich über der Bank saß, lag halb ein Mann und sog den schwülen Blumenduft ein, der über den gleich Woglinde und Wellgunde sich wiegenden Wellen wehte. Er war fast schon ein Greis. Man konnte es an seinen alten, welken Händen merken, von denen er eine zuweilen ins Wasser tauchte, während er in der andern ein buntes, seidenes Taschentuch hielt, mit dem er wohl den Häusern, an denen man vorüberfuhr, zuwinkte, oder mit dem er sich manchmal auf den breiten, ausgearbeiteten Mund tupfte, als hätte er die etwas schlaffere Unterlippe noch fester drücken wollen, als sein hartes, kraftvolles Kinn, das rücksichtsloseste Kinn der Menschheit, es vermochte. Und dann erkannte man auch an seinem noch mehr unglücklichen als bedeutenden Gesichte sein hohes und fast siebenzigjähriges Alter, las aus den unruhigen, heiß brennenden Augen, einem großen und einem

kleinen, die unter einer das Höchste wollenden Stirne glühten, ein langes, hastig und schwer verbrachtes Dasein zusammen. Ein schwarzes Samtbarett, diese einzigartige einstige Kopfbedeckung, die nur er allein noch trug, weil sie ihm gut stand, und an der man ihn gleich vor den andern erkannte, verdeckte größtenteils seine Haare und ihre unbestimmte Farbe. Seine kleine Gestalt selbst war in einen weiten blauen Mantel mit einem schönen Atlaskragen gewickelt. Was er darunter trug, der rosaseidene mit Eiderdunen gefütterte Hausrock, der mit Bändern und blumigen Aufschlägen nach seinen eigenen Zeichnungen und Vorschriften von einer Wiener Putzmacherin geschmückt worden war, konnte man nicht sehen.

Lautlos glitt die Barke durch die Kanäle weiter, während der alte Mann nach seiner Gewohnheit wie stets, wenn er allein war, unaufhörlich mit sich selbst redete. Lauschen wir seinen Worten! Es ist sonst kaum noch möglich, einen reinen Eindruck von dem meist gehaßten, meist geliebten Menschen zu bekommen, dessen Bild die blöde, seine Knopflöcher und Furunkel anbetende Bewunderung nicht minder verzerrt und verkleinert hat als die maßlose Feindseligkeit, die diesem großen Sieger zuteil geworden ist.

„Wer wird mein Werk fortführen, wenn ich sterben sollte?" murmelt er. „Siegfried ist noch zu jung, und wer weiß, ob er's vermag! Die Frau hat Sorgen und Pflichten mit den Kindern die Hülle und Fülle. Aber vielleicht, daß sie stärker wird, höher und hehrer ohne mich, daß ihre Kräfte wachsen durch meinen Tod an der Leistung,

deren Erfüllung dann in ihren weichen Händen liegt. Manchen strömen die Energien Verstorbener zu und beleben und erhöhen sie. Telephus ward gleich Amfortas durch den Speer des Achilleus, der ihn verwundet hatte, auch wieder geheilt. Siech saß er im Kahn wie Tristan und steuerte durch Stürme dem Feinde zu, der ihn gefällt, der ihn erlösen gekonnt, einzig der Feind zum Freund ihm erkiest durch des Schicksals Schickung. Ein unendlich tiefsinniges Symbol! So könnte mein Tod, ihr Leben versehrend, zugleich auch ihr Leben erneuen und verdoppeln!

Warum ich heute nur immer wieder ans Sterben denken muß? Liegt es an dem grauen Januartag, der über Venedig drückt? Der deutsche Nebel scheint auch ein Ausfuhrartikel geworden zu sein, wie meine Opern für Neumann. Aber die Ärzte versichern mir doch, daß es nichts auf sich hätte mit den Krampfanfällen. Ob ich noch einen vierten von ihnen zurate ziehen soll? Aber das hat wohl keinen Zweck. Wie war doch der Witz, den Liszt neuerdings von dem Sanatorium mit den fünf Ärzten erzählte und dem Portier, der jedem ankommenden Patienten versicherte: „Wer die fünf übersteht, der muß eine felsenfeste Gesundheit haben!“ Man könnte über jedes Wartezimmer wie über die Höllenpforte schreiben: „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!“ Ein guter Spaß übrigens, den ich Levi erzählen muß, wenn er heute abend da ist.

Eigentlich ist es doch sonderbar in meinem so sonderbaren Leben, daß ich, der ausgesprochenste Feind des Judentums in der Musik wie in der Öffentlichkeit über-

haupt, grade unter den Juden die größten treuesten und besten Anhänger meiner Kunst finden mußte: So diesen Kapellmeister Levi, den tüchtigsten Leiter und Dolmetscher meiner Musik, so jenen Neumann, der mit seinem Wandertheater mit zwei Waggons voll Dekorationen und Kulissen und 241 Menschen als mein Missionar meine Opern von Berlin nach London, von London nach Paris und von Paris nach Rom und Moskau und bald auch sicherlich nach Amerika aufführt und einführt. Und doch wer versteht mich ganz, wer opfert sich völlig und rückhaltlos für mich? Sie alle haben ihre Nebenabsichten bei mir und meinem Werk: Die meisten wollen Ruhm und Anerkennung davon, vielen auch liegt nur am Gewinn. Ich bin wie ein Adler, der mit einer ganzen Brut von Zaunkönigen aufgeflogen ist. Je höher er steigt, je mehr von ihnen werden ausgeheckt in seinem Gefieder. Man wird mich schließlich kaum mehr erkennen können vor all den vielen Kleinen, die hoch oben mit mir und um mich herumflattern.

Wie stark ich schon dies Leiden vorausfühlen kann! O, diese Wollust des Leidenkönnens, wer hat sie seit Christus tiefer empfunden als ich? Wer hat sich die Dornen des Lebens so sehr und immer mehr eingedrückt? Wen hat es so heiß nach Bitternissen gelüstet wie Tannhäuser und mich? Und wer hat sich so am Leiden gestärkt und gestählt wie ich? Wie singt Siegfried:

„Schmiede mein Hammer
ein hartes Schwert!“

Und immer wieder sang ich's mir zu, mein Leben schmiedend wie er sein Gewaffen:

„Nun schwitze noch einmal,
daß ich dich schweiße
Nothung, neidliches Schwert!"

Wieviel Kümmernis habe ich nicht ertragen, große und kleine, schöne und gemeine, und bin oft vergangen vor Mitleiden mit mir selber! Mehr als fünfundzwanzig Jahre hab' ich bis zum Aufgeriebensein in harter, freude- und kinderloser Ehe mit einer Bürgerin verbracht, ich der geborene Fürst, der beste Vater, der nicht mehr die kleinste Reise machen mag, auf der er seine Kinder, ja selbst seine Stiefkinder entbehren müßte! Wieviel Kleinliches und Unwürdiges habe ich überstanden! Ich bin mir oft hinterdrein vorgekommen, wie einer, der sich dazu zwingt, ihm widerstehende ekelhafte Speisen erträglich und geradezu wohlschmeckend zu finden. Die Tränen sind mir manchmal dabei ins Essen und ins Leben gefallen. Aber ich habe sie aufgehoben und meine schönste Musik daraus gemacht. Keiner, selbst Buddha und Schopenhauer nicht, ist so prädestiniert zum großen Leiden und zum Pessimismus gewesen wie ich.

Und dann diese ewige Geldmisere, mit der ich mich mein ganzes Dasein lang wie einer mit seinem Schatten herumschlagen mußte! Niemand hat den Fluch, der auf dem Golde ruht, ergreifender schildern können als ich! Ich bin ihm nachgejagt, bis ich es erhascht habe, ich, der ich es verachte! In welche Klemmen und Klammen bin

ich gleich Alberich um des Geldes willen geraten! Wen habe ich nicht schon anborgen müssen in meinem Leben? Als Fünfzigjähriger habe ich noch gehungert, und mehr als sechzig Jahre lang habe ich eigentlich immer nur von prolongierten Wechseln mein Dasein fristen müssen. War es nicht hier in Venedig, wo ich einstmals, als ich mich von der liebsten Frau hatte trennen müssen, einem Liszt schreiben mußte: „Gott! was seid Ihr alle für wohlbestallte Menschen! In die Lage so eines armen Teufels, der jede Einnahme wie einen Lotteriegewinn zu betrachten hat, kann sich, scheint es, keiner von Euch versetzen!"

Dabei bin ich bis auf den heutigen Tag nicht aller Sorgen ledig! Das erste Bayreuther Festspielunternehmen endete mit einem Defizit von 120000 Mark, wie man mir vorgerechnet hat. Und als ich dies Geld durch eine Konzertreise nach London den Engländern abnehmen wollte, gab's nur ein neues Loch! Erst in den letzten Jahren bin ich so reich geworden, wie ich es mit Fug und Recht seit dem „Lohengrin" sein mußte. Und trotzdem könnten die letzten Worte, die ich hier zu Papier bringe, so ahnt mir, die Bitte um Geld an irgendeinen der vielen enthalten, von denen ich jetzt dergleichen zu bekommen habe.

Ich habe eigentlich von Anfang an alle meine Mitmenschen als meine Schuldner betrachtet, und das als, Genie von Rechtswegen. O über das vermaledeite Eigentum, es ist der Grund alles Verderbens! Könnte man es einem armen, von der Gesellschaft ausgestoßenen Schlucker

verargen, wenn er eine Bombe in jene stolzen, verlassenen, Paläste würfe?“

Die Gondel war in den großen Canal gelangt, und der Meister — so ließ er sich, alle anderen Titel verschmähend, von jedem nennen, der ihm nahen durfte — sah gedankenvoll die leeren, hohen Häuser empor, die damals noch nicht zu Massenherbergen gemacht worden waren, und genoß sie im Anschauen wie eine schöne, für ihn aufgebaute vorüberschwimmende Theaterdekoration. „Im Grunde bin ich“, so zog es durch seinen Kopf, „der Revolutionär geblieben, der ich 1848 zwischen den Dresdner Barrikaden gewesen bin, als ich auf dem Turm der Kreuzkirche zwischen den Kugeln stand und an die königstreuen Truppen Aufruhrzettel verteilte. Es ist stets meine Sache gewesen, Revolution zu machen, wohin ich kam.

Herwegh und Lassalle waren mir lange nicht radikal genug, und gegen Bakunin und Proudhon kam ich mir niemals übertrieben gemäßigt vor. Ich habe Zeitlebens, wenn ich mit Fürsten zusammen war, meinen Ehrgeiz darein gesetzt, mit ihnen nicht anders als wie mit meinesgleichen zu verkehren und bin oft schlimmer und stolzer als Beethoven mit ihnen verfahren, ich der Aktuarssohn und Weißbäckerenkel! Als König Ludwig, mein großer Wohltäter, nachdem ich ihm zum erstenmal das Parsifal-Vorspiel vorgeführt hatte, darauf voll Entzücken von mir zum Vergleich den Vortrag der „Lohengrinouvertüre“ erbat, gab ich schweigend den Taktstock an den Kapellmei-

ster ab und verschwand, dem König damit stumm, aber deutlich eine verdiente Lektion erteilend. Und als der Kronprinz des Deutschen Reiches während der Pause der Götterdämmerung mich zum Teeimbiß in seine Loge lud, lehnte ich kurzweg wegen Übermüdung ab. Und bei Neumanns unmotivierter Hohenzollernrede nach der Berliner Ring-Aufführung verschwand ich gar angesichts der hohen Herrschaften spornstreichs von der offenen Bühne.

Das alles hat man mir nun als Flegelei und Frechheit ausgelegt, während man mich sicherlich, wenn ich's anders gehalten, einen Kriecher und Speichellecker gescholten hätte. Maß zu halten ist einmal meine Sache nicht. Ich fühle mich nur bei fortissimo oder pianissimo wohl. Mich zu bescheiden, wie jene meine erste Frau es ewig tat und verlangte, hätte mich nie weitergebracht. Ich wurde erst etwas von dem Augenblicke an, da ich unbescheiden auftrat. Und wer verdiente es mehr in diesen Tagen der Gleichheit der Individuen in Palästen zu wohnen und in Salonwagen zu fahren: Ein empfindlicher und alles empfindender Künstler wie ich, oder der stumpfsinnige verkommene Sproß einer durch schlechte Mischung, wie Freund Gobineau sagt, gänzlich degenerierten Adelsfamilie?

„Was wert die Kunst und was sie gilt,
Das ward ich der Welt zu zeigen gewillt!"

heißt es in meinen Meistersingern. Und ein Künstler ist ebenso hoch zu schätzen wie der reichste Bürger und der größte Fürst. Vor Amerika und seinen Idealen hat mir nie gegraust. Daß es mir jemals zu behaglich und gemüt-

lich in meinem Komfort würde, dafür hat Gott schon durch mein Temperament vorgesorgt. — Ich bin noch heute so unruhig wie ich's mit dreißig war, da ich von Riga nach Paris jagte, unstät wie mein fliegender Holländer und froh war, als ich nach sechs stillen und stumpfen Dresdener Jahren wieder ans Vagabundieren kam. Noch jetzt wird mir ein jedes Zimmer in acht Tagen leid und ein jedes Hotel in zwei. Ich will ehestens übrigens wieder eine kleine Reise machen mit meinem Sohne. Vielleicht nach Verona, das mir immer auf kurze Zeit sehr gefallen hat? Florenz ist wohl zu weit und viel zu laut. Auch begegnet man dort mehr der mir verhaßten kalten Renaissance. Und die Tierquälerei dort, das Schlagen der Pferde, das mir jedesmal in die Seele schneidet! Einzig darum liebe ich Venedig, diese leise Stadt, weil mich hier nicht das Mitleiden mit den Tieren, das ich viel mehr empfinde als mit den Menschen, so unaussprechlich quält. Oder ich könnte einen Ausflug nach Siena machen und den schönsten und mir liebsten aller Dome besuchen? Oder wie wäre es mit der dalmatinischen Küste, die mir jüngst einer empfahl?

„Palazzi Giustiniani" sagte plötzlich der Gondoliere und wies mit seinen großen gelben Zähnen lächelnd nach links hinüber, weil er wußte, daß der Meister diese beiden gotischen Gebäude besonders gern hatte. Hastig winkte Wagner mit seinem bunten Tuch den Häusern zu. „Dort! Ecco!" rief er ohne darauf zu achten, daß der Ruderer ihn kaum verstand, „in jenem Saal hinter dem Balkon dort im

zweiten Palast, Luigi, hab' ich den zweiten Akt des Tristan komponiert. Vor mehr als zwanzig Jahren. Mein Größtes, Höchstes vielleicht.

Freudejauchzen
Lustentzücken
Himmelhöchstes
Weltentrücken!

O diese Töne! diese süßen Laute! Wo ist der, dessen Blut sie nicht heiß schmelzen? Man kann die ganze Welt sieden in diesem glühenden Wonnemeer. Leidenschaftlicheres ward nie gesagt, nie gewagt! Die Frauen vergehen in solchen Klängen. Ich sah immer zwei schwarze Schwäne vor mir, die sich sehnsüchtig liebkosen, als ich dies Duett ausströmte. Es ist ein großes Glück für die Menschheit geworden, daß ich damals meiner Neigung für Mathilde Wesendonk Herr wurde und alle Glut für sie gleich einer gebrochenen Flamme in dies Werk strahlen und ausbrennen ließ. Es gibt nichts heißeres in der Welt als dies mein Minnelied. Alle kalten Seelen, die davon trinken, werden warm und fühlen erst, daß sie leben. Ich habe selbst Englands trockene Töchter dabei schluchzen und schreien hören, nicht anders, als sei der heilige Geist über sie gekommen."

Leise näherte sich der Kahn mit seiner kostbaren Fracht der Rialtobrücke. „Warum grüßen mich jene Leute nicht, die dort oben stehen?" dachte der Meister. „Sie scheinen mich nicht erkannt zu haben," spinnte er weiter und richtete sich aus seiner zusammengesunkenen Haltung auf der

Bank empor. „Man schätzt mich doch sonst hier nach Gebühr. Ihr Vater ist mehr als ein König, piu di un re, hat gestern noch, wie mir Siegfried erzählte, ein alter Bettler zu ihm gesagt. Ich habe mich wirklich anders wie Schopenhauer meines Ruhmes recht erfreuen können. In Berlin kam ich als Sehenswürdigkeit der Seltenheit wegen noch vor Bismarck zu stehen. Mehr als 8000 Artikel und Broschüren sind im letzten Jahre bloß in Deutschland über mich und meine Werke geschrieben worden, hat mir unlängst dieser Thode berichtet. Aus dem „Marat der Musik", wie sie mich anno Tannhäuser in Paris noch nannten, ist ihr Napoleon geworden, und Meyerbeer ist wie der letzte Merowingerkönig ins Kloster gesperrt worden, in das er seit den „Hugenotten" hineingehörte. Die Handvoll Feinde und Renegaten, wie dieser häßliche ewigkranke Nietzsche mit seinen stechenden Augen, werden mir daheim kaum mehr schaden können. Im übrigen ist dieses nörgelsüchtige Deutschland nur noch eine große Musikhalle für mich. Sie haben mir gar zu garstig aufgespielt, dieser Lindau und Hanslick und alle die andern Juden und Beckmesser. Nicht einmal als Bühnenreformator mögen sie mich gelten lassen, mich, der ich das Ballett und die schlechten Libretti verjagt, die Zwischenaktmusik unhörbar und das Orchester unsichtbar gemacht habe, mich, den Tyrannenmörder der alten Oper, den Schöpfer des neuen Musikdramas! Kürzlich hat gar einer beweisen wollen, daß ich überhaupt kein Deutscher sei, vermutlich solch ein Narr aus der verflossenen süßlichen Schumann-Schummerigkeit, da es für

Deutsch galt, Gelbveiglein ins Album zu kleben und Gänseblümchen zu befragen und dabei verschämt zu tun. Ich habe das Fürchten nicht gelernt. Ich pfeife auf Deutschlands Dank, wie ich auf ihren Undank geblasen habe, ich der „Wager".

Alle, alle sind drüben neidisch auf mich. Selbst Freund Liszt ist manchmal empfindlich, daß ich ihn so „überlisztet" habe, von Bülow und dem Cimbal-Bierbrahms ganz zu schweigen!

Ist es mir da zu verargen, wenn ich kaum mehr unter die Leute gehen mag und lieber meine ganze Familie stets mit mir herumschleppe wie die Schnecke ihr Schneckenhaus zum Schutz und zur Unterhaltung? Ich mag nur mehr freundliche und bewundernde Gesichter um mich sehen und haben. Und so will ich mein sterbliches Leben in Frieden zu Ende leben, indem ich allabendlich den Meinigen aus Cervantes oder Calderon oder Shakespeare und Goethe vorlese oder ihnen immer wieder aus meinen eigenen Werken etwas vorspreche oder am Flügel vorsinge, mich ihrer Liebe und Begeisterung erfreuend. Weiß ich doch, es sind lauter Menschen, die, wenn ich sie frage, wer war größer, Shakespeare oder ich, nicht einen Augenblick mit der Antwort zögern: „Du, Meister!"

Die Gondel schob sich in einem kurzen Bogen an die bunten Holzpflöcke, deren Spiegelbild sich im Lagunenwasser drehte vor den Palazzo Vendramin-Calergi, Venedigs schönsten Palast und des Meisters letzte Residenz auf Erden. Im Balkon oben stand die Frau, die er sich für

sein Alter geraubt hatte, besorgt nach ihm ausblickend. Ihr volles blondes Haar, das sie ihm zwei Wochen später auf die Brust mit ins Grab geben sollte, wehte wie Isoldens Tuch im Wind, der von der Richtung des Markusplatzes ab und zu ein paar Klänge der Nachmittagsmusik herübertrug. Man spielte das Vorspiel zu „Lohengrin", in dem, nach Wagners eigenen Worten, die wunderwirkende Niederkunft des heiligen Grales zur Stillung des trotz der öden Sorge für Gewinn und Besitz, die heute die Welt beherrschen, unertötbaren Liebesverlangens des menschlichen Herzens in Tönen ausgemalt worden ist.

Leicht sprang der Meister von der Kahnbank empor und lief zum Entsetzen der Frau oben, gewandt wie ein Seiltänzer über den schmalen Rand des Fahrzeugs bis zur Spitze. Weit breitete er die Arme in seinem Mantel, wie Klingsor der Zauberer aus, als hätte er noch einmal das Leben umarmen wollen, aus dem er, der Pessimist, — schaut Euch seine Totenmaske an! — mit einem Lächeln geschieden ist.

Noch einmal sog er mit allen Sinnen gleichsam die Musik, *seine* Musik, die mit dem Winde anschwellend und abklingend, zu ihm herüberklang, in sich ein. „Wagner überall!" jubelte es in ihm: „Viel stärker, viel größer als sie bei Sedan siegten, diese unmusischen Moltke und Roon, und wie sie sonst heißen mögen, die jetzt im böotischen Reichstag zu Berlin neue Heeresvorlagen beraten, triumphiert meine deutsche Kunst. Dem Erlöser vom Leben jubeln sie in mir zu über die ganze Welt. Beim Sinken

der Sonne gedenkt man meiner und führt mich auf in Australien so gut wie in Amerika und im alten Europa. Ich bin der Rauschspender für Millionen Menschen. Mein Blut rieselt alle Abende als Dankopfer für ihr Dasein von Tausenden dargebracht. Die tönende Schale, in die es aus meinem Herzen getropft ist, reicht einer dem andern weiter wie den Gral, leuchtenden Auges und in höchster Entzückung. Ich bin der größte Mensch seit Christus."



